

Predigten von
H.H. Prälat Prof. Dr. Georg May

2023

Aufgezeichnet von Patricia Befard-Bitz

www.glaubenswahrheit.org

Inhaltsverzeichnis

<i>Gottes Führung (08.01.2023)</i>	4
<i>Seid nicht träge! (15.01.2023)</i>	6
<i>Das Böse durch das Gute überwinden (22.01.2023)</i>	10
<i>Hat die Kirche versagt? (29.01.2023)</i>	13
<i>Gottes Weinberg (05.02.2023)</i>	17
<i>Meine Schuld ist groß (12.02.2023)</i>	20
<i>Sehend werden und hörend (19.02.2023)</i>	22

Jesu Worte auf dem Leidensweg

(1) <i>Jesu Worte der Not (26.02.2023)</i>	25
(2) <i>Die Worte der Kraft (05.03.2023)</i>	29
(3) <i>Die Worte der Verteidigung (12.03.2023)</i>	32
(4) <i>Die Worte der Anklage (19.03.2023)</i>	36
(5) <i>Die Worte der Tröstung (26.03.2023)</i>	40
<i>Christus lebt in Ewigkeit (Ostersonntag, 09.04.2023)</i>	44
<i>Das Grab ist leer (Ostermontag, 10.04.2023)</i>	47
<i>Auch du warst mit Jesus aus Galiläa (16.04.2023)</i>	50
<i>Die österliche Zeit (23.04.2023)</i>	53
<i>Die kleine Weile (30.04.2023)</i>	56
<i>Ordnung und Unordnung der Geschlechtlichkeit (07.05.2023)</i>	59
<i>Ist das nicht der Sohn der Maria? (14.05.2023)</i>	63
<i>Das Evangelium der 40 Tage (Christi Himmelfahrt, 18.05.2023)</i>	66
<i>Wo ist der Himmel? (21.05.2023)</i>	69
<i>Der Geist Gottes (Pfingstsonntag, 28.05.2023)</i>	71
<i>Der Geist und die Kirche (Pfingstmontag, 29.05.2023)</i>	73
<i>Der dreifaltige Gott (04.06.2023)</i>	75
<i>Das eucharistische Opfersakrament (Fronleichnam, 08.06.2023)</i>	78
<i>Kommunion und bleibende Gegenwart (11.06.2023)</i>	81
<i>Herz Jesu (18.06.2023)</i>	84

Die Gebote Gottes

(1) <i>Gott ist der Herr des Sollens (25.06.2023)</i>	87
(2) <i>Die Liebe zu Gott (02.07.2023)</i>	90
(3) <i>Der Name Gottes (09.07.2023)</i>	93
(4) <i>Evolution ohne Gott? (16.07.2023)</i>	96
(5) <i>Die Heiligung des Sonntags (23.07.2023)</i>	100
(6) <i>Gott allein dienen (30.07.2023)</i>	103
<i>Das „Biogenetische Grundgesetz“ Ernst Haeckels (06.08.2023)</i>	106
<i>Das Gebet (13.08.2023)</i>	109
<i>Die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel (20.08.2023)</i>	112

Eltern und Kinder

(1) <i>Unsere Eltern (27.08.2023)</i>	115
(2) <i>Unsere Kinder (03.09.2023)</i>	118
<i>Halte, was du hast (Apk 3,11) (01.10.2023)</i>	120
<i>Du sollst kein falsches Zeugnis geben (08.10.2023)</i>	123
<i>Die heilige Hedvig, Patronin von Schlesien (15.10.2023)</i>	126
<i>Der barmherzige Gott (22.10.2023)</i>	129
<i>Christus der König (29.10.2023)</i>	132
<i>Das Fest Allerheiligen (01.11.2023)</i>	135
<i>Die Heiligen, unsere Freunde (05.11.2023)</i>	138
<i>Priestermangel (12.11.2023)</i>	141
<i>Würdig werden der Verheißungen Christi (19.11.2023)</i>	144
<i>Gott lässt seiner nicht spotten (26.11.2023)</i>	148
<i>Der Tempel zerstört (03.12.2023)</i>	152

Johannes der Täufer

(1) <i>Die Frage des Täufers (10.12.2023)</i>	155
(2) <i>Die Befragung des Täufers (17.12.2023)</i>	158
(3) <i>Bereitet den Weg des Herrn (24.12.2023)</i>	161
<i>Heute ist euch der Heiland geboren (Weihnachten, 25.12.2023)</i>	164
<i>Das Zeichen (Weihnachten, 26.12.2023)</i>	167
<i>Gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler (31.12.2023)</i>	170
<i>Neujahr 2024 (01.01.2024)</i>	173
<i>Das Licht der Welt (07.01.2024)</i>	177

Prälat Prof. Dr. Georg May

Gottes Führung

08.01.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Was uns anzieht an den drei Weisen aus dem Morgenlande, ist vor allem das Geheimnisvolle. Sie kommen, aber man weiß nicht woher. Sie gehen, aber man weiß nicht wohin. Sie bringen ihre Gaben dar und verschwinden dann vor unseren Blicken. Und ebenso das Geheimnisvolle in ihrer Führung. Ein Stern ruft sie aus der Heimat; im heiligen Land verschwindet er. Sie müssen forschen und fragen, und dann, kurz vor Bethlehem, leuchtet er wieder auf. Wir können es verstehen, wenn der Evangelist Matthäus schreibt: „Und als sie den Stern sahen, hatten sie eine überaus große Freude!“ So geht es uns Menschen doch immer, wenn wir einmal so recht zu dem Bewusstsein kommen, dass eine höhere Macht uns führt und leitet in unserem Leben. Die Freude über die Führung und Vorsehung Gottes! Freilich auch die bange Frage: Wie werde ich mit den Widrigkeiten und Belastungen in meinem Leben fertig werden?

Unser Glaube belehrt uns: Gott hat die Welt nicht nur erschaffen; Gott erhält und regiert die Welt. Wie alles durch des Schöpfers Allmacht, Weisheit und Güte ins Dasein gerufen wurde, so würde alles wieder ins Nichts zurücksinken, wenn nicht Gottes Vorsehung beständig mit den geschaffenen Dingen wäre und die gleiche Kraft, die sie uranfänglich schuf, sie dauernd im Dasein erhielte. Gott schuf nicht und ging davon. Nein, was von ihm stammt, das ist und bleibt in ihm. Mehr noch: Was sich bewegt, was in Tätigkeit ist, dem gibt Gott durch innerliche Kraft den Antrieb zur Bewegung und Tätigkeit. Gott hindert nicht die Wirksamkeit der geschaffenen Ursachen; er trägt und ermöglicht sie. Mitwirkung Gottes ist die Bezeichnung für das schöpferisch-erstursächliche Wirken Gottes in einem jeden wirkursächlichen Akt des Geschöpfes. Das Geschöpf ist von Gott restlos abhängig nicht nur im Sein (Existieren) und seinem Vermögen, sondern auch in seinem aktuellen Wirken. Mitwirkung bezeichnet das aktuelle, unmittelbare und physische Wirken Gottes, durch das er das Wirkvermögen des Geschöpfes (erst)ursächlich „voraus“gehend in den Akt erhebt und diesen im Akt-Sein „begleitet“. Als absolute causa prima et principalis verleiht Gott dem Geschöpf erstursächlich den Akt selbst wirksamen Verursachens, Zweitursächlichkeit genannt. Mit Mitwirkung wird das eigentümliche aktuelle Miteinander-Wirken „beider“ Ursachen ausgesprochen, das die eine und selbe Wirkung hervorbringt, so dass alle Aktualität und alles Positive, das der Tätigkeit des Geschöpfes und deren Wirkung zuzuerkennen ist, präzise gesprochen zugleich und ganz Gottes und des Geschöpfes ist.

Vielleicht fragt jemand: Sind es nicht die Naturgesetze, die alles Geschehen in der Welt bestimmen? Wo bleibt da noch Platz für Gottes Erhaltung und Vorsehung? Der Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, ist auch der Schöpfer und Herr der Naturgesetze. Sie sind seine Geschöpfe, Ausdruck seiner Weisheit und Kraft. Die Erhaltung der Welt und Gottes Vorsehung über der Welt ermöglichen und tragen alles Geschehen in der Welt, soweit es von den Naturgesetzen bestimmt wird. Die Zuverlässigkeit der Naturgesetze bedingt, dass sie auch dann funktionieren, wenn sie Schaden bringen. Ein Verkehrsunfall. Eine Explosion in einer Dynamitfabrik. Ein Starkregen. Ein Tornado. Alle diese Geschehnisse in der Welt der Menschen und in der Natur gehorchen Naturgesetzen. Dass die Naturgesetze bei Nichtbeachtung Schaden und Unheil bringen, ist die notwendige andere Seite ihrer

Wirksamkeit. Die Sterne laufen ihre Bahn dank der Weisheit und der Macht Gottes. Sie laufen, solange er will. Einmal wird er nicht mehr wollen, und dann wird es so sein, wie es der Evangelist Matthäus schildert: „Die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden.“

Ein anderer fragt: Wie passen Gottes Erhaltung und Vorsehung mit dem Zufall zusammen, der oft so eigenartig, beglückend oder zerstörend, in das Menschenschicksal eingreift? Zufall meint das Zustandekommen eines Ereignisses, auf das dessen Wirkfaktoren weder von der Natur aus noch durch eigene bewusste Absicht ausgerichtet sind; das in keiner Weise von ihnen selbst angezielte Zusammenwirken mehrerer Ursachen zu einer gemeinsamen Wirkung. Es ist unsere begrenzte Einsicht und unsere fehlende Vorausschau, die uns von einem Zufall sprechen lässt. Für Gott gibt es keinen Zufall. Gott sieht das, was wir den Zufall nennen, ebenso voraus wie den Normalfall. Wo eine unendliche Weisheit und Kraft waltet, bleibt für den Zufall kein Raum. Der Zufall ist die in Schleier gehüllte Notwendigkeit. Gott ist der Herr auch des Zufalls.

Ein anderer fragt: Wenn alles von Gott gelenkt wird, wie steht es dann mit dem freien Willen des Menschen? Die Antwort lautet: Die psychologische Wahlfreiheit ist ein unverlierbarer Wesensbestandteil des Menschen. Aber seine Freiheit ist eine geschaffene Freiheit. Sie stammt von Gott. Gott lässt dem Menschen nicht nur die Freiheit, er wirkt sie auch. Zu dem Werk der Erhaltung seiner Schöpfung gehört auch die Bewahrung der Freiheit des Menschen. Die göttliche Mitwirkung ist eine begrifflich und ursächlich vorausgehende physische Einwirkung (*praemotio physica*), sodass die Geschöpfe in der vorherbestimmten freien Art sich bewegen. Der menschliche Wille bleibt auch unter dem Einfluss der wirksamen Gnade frei. Die Gnade ist nicht unwiderstehlich. Ein wie großer Liebhaber der Freiheit Gott ist, ersieht man daraus, dass er sie auch dann nicht hindert, wenn sie sich gegen ihn empört. Das bedeutet: Gott wirkt auch bei der Sünde mit. Da er aber hier nur die physische Seite bewirkt, die verfehlte ethische Richtung aber allein dem Ermangeln der Zweitursache zugesprochen werden muss, widerspricht dieser *concursum generalis* nicht der göttlichen Heiligkeit.

Und noch fragt einer: Warum das Leid, das viele, unmessbare Leid dieser Welt? Unser Glaube weiß darauf eine Antwort. Er verweist auf das Kreuz. Diese Religion, die einen gepeitschten Sklaven auf die Altäre stellt, versteht etwas vom Leiden. Das Christentum ist eine Religion des erlösten Leidens. Es gibt in unseren Augen kein schöneres Bild als das Bild des am Kreuze Hängenden. Das ist das Bild des Todes, der Qual, es ist ein absurdes Bild, und trotzdem ist es unser Gnadenbild, das Bild des Lebens, des Glückes, das Bild, das wir endlos küssen, das Bild des Gekreuzigten. Es lehrt uns: Der Schmerz ist der große Lehrer der Menschen. Unter seinem Hauch entfalten sich die Seelen. Hart Geprüfte sind ein Segen für ihre Umgebung. Sie sind liebevoll, gefügig, zu jedem Dienst brauchbar, weil sie die Kraft zum Leiden aus dem Lebensbaum des Kreuzes gezogen haben. Darum legen wir alles in Gottes Hände. Die drei heiligen Magier schauten auf und freuten sich über den Stern, der ihnen vorausleuchtete. Schauen auch wir auf zum Vater der Lichter und danken wir Gott für seine treue Führung. Gott ist weiser als wir. Er weiß es besser, was uns dient, als wir selbst. Am Anfang der Schöpfung steht das Wort: „Und Gott sah alles, was er gemacht hatte, und es war gut.“ Am Ende, am jüngsten Tag, wird wiederum das Wort dastehen: „Und Gott sah alles, was er gelenkt hatte, und es war gut.“ Wir müssen in den Begebenheiten, Fährnissen und Beschwerden unseres Lebens den Finger Gottes sehen. An uns ist es, jedes Mal zu fragen: Was will mir Gott mit dieser Mühe, mit dieser Pein, mit diesem Unglück sagen? Nach Gottes Plan ist das Leid dem Menschen ebenso nützlich wie das Glück. Gott würde mir das Leid nicht senden, wenn er nicht eine gute Absicht damit hätte. Gott hat jedem Stern seine Lasten zugewogen. Er hat auch jedem Menschen zugewogen, was er tragen kann und tragen muss, um vollkommen zu werden.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Seid nicht träge!

15.01.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Epistel des heutigen Sonntag aus dem Brief des Apostels Paulus an die Römer ist eine einzige Aneinanderreihung von Mahnungen. Sie besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil wendet sich an jene, die eine Funktion in der christlichen Gemeinde innehaben. Der zweite Teil betrifft alle Gläubigen ohne Unterschied der Stellung. In der Gemeinde gibt es verschiedene Aufgaben. Jedem hat Gott besondere Gnade, besondere Glaubenskraft, besondere Arbeit zugewiesen. Jeder soll demnach getreu seinen Auftrag erfüllen und die andersgeartete Arbeit des anderen in dem lebendigen Bewusstsein der großen Einheit anerkennen. Paulus beschränkt sich hier darauf, in freier Folge die für das Gemeindeleben wichtigsten natürlichen und übernatürlichen Gaben und Funktionen zu nennen.

Paulus beginnt mit der Gabe der Prophetie; sie galt wohl als die vornehmste. Die Gabe der Weissagung ist die Befähigung, Gottes Weisungen mit besonderer Klarheit zu erkennen. Die Worte der Propheten beziehen sich sowohl auf die Zukunft (Apg 11,28; 21,10f.) als auch auf Fragen der Gegenwart. Sie kennen die Geheimnisse Gottes (1 Kor 13,2; Eph 3,3ff.), sagen aber auch, was die Stunde verlangt. Zu ihren Aufgaben gehören ferner die Prüfung der einzelnen (1 Kor 14,25), die Paraklese (1 Kor 14,3; Apg 15,32) und insbesondere der Aufbau der Gemeinde (1 Kor 14,3. 12f. 31). Je höher die Gabe, desto größer die Verantwortung ihres Trägers. Paulus hebt eine entscheidende Forderung hervor: Wer die Gabe der Prophetie hat, übe sie aus in Übereinstimmung mit dem Glauben. Wer die Gnadengabe inspirierter Prophezeiung hat, soll sie ausüben. Aber er darf nicht vergessen, dass auch er in Gefahr schwebt; er kann sein Amt in unwahren Schwärmereien missbrauchen. In dem Glauben der Kirche findet sein Auftrag Ziel und Grenze. Er wage sich nicht an Fragen und Rätsel, denen sein Glaube nicht gewachsen ist. Sogleich nach der Weissagung kommt Paulus auf eine dringende Frage zu sprechen: die Betreuung der Bedürftigen. Sie war in den zumeist aus Angehörigen unterer Schichten der Bevölkerung bestehenden christlichen Gemeinden von größter Dringlichkeit. Wem in der Gemeinde der Dienst an den Armen aufgetragen ist, leiste seine Arbeit, ohne sich ein anderes Amt anzumaßen. Paulus sieht offenbar die Gefahr, sich durch Liebestätigkeit für attraktivere Posten zu empfehlen. Der Umgang mit den unbemittelten, armen und elenden Gliedern der Gemeinde war (und ist) nun einmal nicht anziehend. Wer sich ihm widmet, bedarf daher immer wieder der Aufmunterung, darin zu verharren.

Ein anderer wird als Lehrer für den Unterricht in den grundlegenden Glaubenswahrheiten sorgen. „Wer lehrt, der lehre weiter.“ Für Paulus ist selbstverständlich, dass der Unterricht der Lehrer seinen Inhalt und sein Maß im Glauben der Kirche findet. Denn es ist der Glaube, der die Gemeinde zusammengeführt hat, in dem sie ihre Grundlage findet und auf dem ihre Hoffnung ruht. In seinem Brief an die Gemeinde in Korinth hebt er hervor, dass sie nur dann in Gottes Gericht bestehen kann, wenn sie den Glauben so festhält, wie er ihn verkündigt hat. Andernfalls wären sie vergeblich gläubig geworden (1 Kor 15,1-3). Das Lehren ist eng mit dem Ermahnen verknüpft. Denn der Glaube lehrt nicht nur, was festzuhalten, sondern auch, was zu tun ist. Wer die Gabe des Ermahnens hat, der sei tätig in der Ermahnung. Der Ausdruck Ermahnen zeigt die innere Verbindung von

Heilsverkündigung und Ethik an; er verklammert den Anspruch und den Zuspruch des sittlichen Imperativs, und er bringt das sowohl Mahnende und Fordernde als auch Ermutigende und Tröstende christlicher Ethik zum Ausdruck. Die Menschen brauchen die Ermahnung. Es genügt nicht, dass sie sich selbst vornehmen, das Gute zu tun. Sie müssen von anderen auf die Gebote und deren Inhalt immer wieder aufmerksam gemacht werden. Allzu leicht übersieht man oder erleichtert man zu seinen eigenen Gunsten die Reichweite und Tragweite des göttlichen Willens. Ermahnen ist keine leichte Aufgabe. Denn nicht allen ist es willkommen. Manche schreckt die Ermahnung aus ihrer Bequemlichkeit und Gottvergessenheit auf. Es braucht daher Standfestigkeit, diese Gabe auszuüben.

Die christliche Gemeinde lebt ein Stückweit von der Liebestätigkeit und der Opferbereitschaft ihrer Glieder. Geben, Spenden, Schenken setzt die entsprechende Gesinnung voraus. Paulus fasst sie in die Worte: Wer gibt, der gebe in Einfachheit. Mit der hier geforderten Einfachheit ist die seelische Lauterkeit im Gegensatz zur Berechnung und zur Ichsucht gemeint. So hat es der Herr Jesus gelehrt: „Wenn ihr denen Gutes tut, die es euch tun, was für einen Dank habt ihr da? Denn auch die Sünder tun das Gleiche. Und wenn ihr denen borgt, von denen ihr etwas zu bekommen hofft, was für einen Dank habt ihr da? Denn auch die Sünder borgen den Sündern, um von ihnen das Gleiche zu bekommen“ (Lk 6,33f.). Das Geben bedarf der Einstellung, die ohne Hintergedanken und Nebenabsichten ganz der Not der anderen zugewandt ist und keine andere Rücksicht kennt, als ihr abzuhelpen. Wohltätigkeit muss geübt werden in Uneigennützigkeit und Selbstvergessenheit. Der Herr fordert sie mit den Worten: „Wenn du Almosen gibst, so soll deine linke Hand nicht wissen, was deine rechte tut“ (Mt 5,3). Empfänger von Wohltaten sind empfindlich. Sie wollen nicht gedemütigt und von oben herab behandelt werden.

Als Paulus seinen Brief an die Römer schrieb, waren die Ämter in der Kirche noch in der Ausbildung begriffen. Aber ihre Ethik fehlte in keinem Augenblick. Dementsprechend schreibt Paulus: Wer vorsteht, tue es mit Eifer. Die Vorsteher tragen die Last der Verantwortung für ihre Gemeinde. Diese erwartet von ihnen Dienstwilligkeit, Rührigkeit und Fleiß. Bequemlichkeit und Lässigkeit eines Vorgesetzten stoßen auf die Missbilligung der Gemeinde. Ich habe eine evangelische Pfarrei erlebt, in der der evangelische Rektor der Schule von den beiden Pfarrern als seinen „Faulpelzen“ sprach. Faulheit im geistlichen Dienst kann ein Zeichen schwachen Glaubens sein. Als ich vor über 70 Jahren in den Priesterstand eintrat, traf ich dort nur unermüdlich arbeitende, rastlos tätige Priester. Dass wir Priester in der Nacht zu kranken und sterbenden Gläubigen gingen, war eine von niemand diskutierte Selbstverständlichkeit. Ein Priester muss stets und ständig einsatzbereit sein. Die strikte Festlegung von Arbeitsstunden ist mit seinem Dienst an den Seelen nicht zu vereinbaren. Wer Barmherzigkeit übt, tue es mit Freude, in Freudigkeit, fährt Paulus fort. Liebestätigkeit darf nicht wie eine lästige Pflicht ausgeübt werden. Verdrossene, verstimmte oder aufgebrachte Helfer der Armen, Einsamen und Kranken stiften selten Segen. Die Menschen, die auf Barmherzigkeit angewiesen sind, bedürfen nicht nur der materiellen Hilfe, sondern auch der Aufhellung ihres Gemüts. Die Helfer, die sich ihrer annehmen, sollen nach Möglichkeit Frohsinn ausstrahlen und ihre Schützlinge heiter stimmen.

Im Folgenden spricht Paulus von den Grundzügen christlichen Handelns, vor allem im Gemeinschaftsleben. Im Mittelpunkt des Gemeindelebens muss die Liebe stehen, die Grundtugend des Christen. Solche Liebe muss echt sein und von Herzen kommen, wenn sie Wert haben soll. Die Liebe sei ungeheuchelt, mahnt Paulus. Unzählig viel „Liebe“ ist unecht, eine Maske der Freundlichkeit, hinter der sich Selbstsucht verbirgt. Man betrügt andere und auch sich selbst mit dem Schein der Liebe. Niemand dulde diesen Zwiespalt bei sich. Hasset das Böse und haltet fest am Guten! Echte Liebe hasst das Böse und verrät das Gute keinen Augenblick. Das Böse gilt es immer und bei jeder Gelegenheit abzulehnen, das Gute immer und überall zu tun. Solche Haltung ist ein wesentliches Unterpfand echter und dauerhafter Gemeinschaft. Liebet einander herzlich mit brüderlicher Liebe! Die Liebe darf spürbar sein. Sie soll brüderlich sein, das heißt die Umstände der Stellung und des Amtes dürfen keine Barriere aufrichten zwischen den Gliedern ein und derselben Gemeinde. Die Liebe fordert Respekt vor dem anderen. Kommt mit Achtung einander zuvor! Wo diese Liebe herrscht, ist sie auf heiliger Ehrfurcht voreinander aufgebaut, auf dem Willen, in dem andern den Bruder zu sehen, von dem man nicht nur fordern darf, dem man vielmehr etwas schuldig ist. Die Achtung ist dem Menschen, jedem

Menschen geschuldet. Sie ist begründet in der Würde des Menschen, der von Gott erschaffen und erlöst ist. Liebe wird ungesund, wenn ihr der Zug der Ehrfurcht vor dem anderen fehlt.

Seid nicht träge im Eifer! Lebendiger Eifer soll im Christen walten. In der Gemeinde gibt es zu tun. Lässigkeit und Schläffheit dürfen unter Christen nicht umgehen. Der Apostel fordert von den Christen Fleiß, Arbeitsamkeit, Dienstwilligkeit, Rührigkeit. Phlegma und Indolenz, Müßiggang und Drückebergerei lassen ein lebendiges Gemeindeleben nicht gedeihen. Seid glühend im Geiste, dem Dienst des Herrn ergeben! Der Christ soll Wärme und Licht in eine kalte und dunkle Welt ausstrahlen und so den Dienst tun, der ihm aufgetragen ist. Es ist der Geist Gottes, der in ihm wirkt und antreibt. Der Christ dient Gott in den Menschen, die seiner Führung, Obhut oder Betreuung anvertraut sind. Man muss sich den geistlichen Schlaf aus den Augen reiben, man muss das Feuer der Gottesliebe schüren, man muss sich dem Herrn immer wieder bewusst zum Dienst hinstellen, eben wie der Diener, der vor den Herrn tritt und um einen Auftrag bittet.

Der Christ hat für sein Tun Motive und Kräfte, die anderen versagt sind. Er lebt in der Hoffnung. So kann Paulus mahnen: Seid fröhlich in der Hoffnung. Die Aussicht, das erhoffte Gut zu erlangen, soll uns froh machen. Der Christ hat eine unendliche Hoffnung und darum eine unendliche Freudigkeit des Herzens, die freilich ebenso geschenkt wie erkämpft ist. Hieraus erstet die Kraft, in Bedrängnis geduldig zu bleiben und stets von neuem zum Gebet zu fliehen. Daher schließt Paulus die Forderung an: Seid geduldig in der Trübsal. Wir sind in der Gefahr, bei Kummer und Gram aufzubegehren, uns zu empören. Solange wir auf Erden leben, können wir nicht ohne Trübsal und Versuchung durchkommen. Es ist kein Stand so heilig, kein Ort so abgeschieden, dass Versuchung und Trübsal dort nicht Eingang fänden. Kein Mensch, solange er lebt, ist ganz sicher vor Versuchungen. Zu leiden gibt es für uns immer etwas. Denn das große Gut der Seligkeit ist uns verlorengegangen. Darum ist die Mahnung nur zu berechtigt: Seid geduldig in der Trübsal! Ausharren, auf Gott vertrauen, seine mächtige Hand erwarten: das ist verlangt in Not und Widerwärtigkeiten, bei Unfällen und Katastrophen. Die Kraft dazu kommt von Gott. Daher die Forderung: Seid beharrlich im Gebet. Beharrlichkeit ist das stete und dauernde Verbleiben bei dem, was man einmal wohl erwogen hat. Wir dürfen Gott nicht vorschreiben, nach wie viel oder wie wenig Gebet er uns erhören will. Nicht aufhören zu beten, wenn nicht gleich eintritt, was wir erlehen. Ausdauer ist vonnöten, damit wir erhalten, um was wir bitten. Gott hilft immer, aber er kommt oft eine Viertelstunde oder auch ein Vierteljahr später, als wir erwarten, um unseren Glauben zu erproben. Katharina von Siena pflegte bei besonders dringenden Bitten für ihre Schutzbefohlenen zu beten: „Herr, hier bleib ich knien zu deinen Füßen, bis du meine Bitten erhörst.“

Kommt den „Heiligen“ zu Hilfe in ihren Nöten, mahnt der Apostel. Die Gemeinschaft ist immerdar auch Notgemeinschaft. Die fremden Nöte werden zu eigenen. Allezeit muss der Christ an die anderen denken, die ihn brauchen, vor allem an seine Glaubensbrüder, die „Heiligen“, und aus christlichem Geist jene Gastfreundlichkeit üben, die bei den Völkern des Orients aus natürlichen Gründen in so hohen Ehren stand. Ermahnung, Spenden, Barmherzigkeit üben – das sind Dinge, die jedem Gemeindeglied obliegen. Hier gilt nur die Regel: Was du tust, das tue so, wie es der Sache entspricht, mit heiliger Sachlichkeit. Besonderen Beistandes bedürfen die Christen, die wegen ihres Glaubens von der staatlichen Macht, aber auch von privaten Initiativen verfolgt werden. Daher ergeht die Mahnung des Apostels: Segnet, die euch verfolgen. Segnet und flucht nicht. Segnen heißt, jemandem die Hilfe und den Beistand Gottes zusagen. Fluchen ist der Unheilswunsch, der einem Menschen Schaden bringen soll. Aus dem Reichtum seines Besitzes, aus der Sicherheit seiner Hoffnung auf die Vollendung und nicht zuletzt aus tiefem Mitleid vermag sich der wahre Christ über die primitiven Regeln einer Vergeltung des Gleichen mit Gleichem zu erheben. So hatte es der Herr geboten: „Liebet eure Feinde und betet für eure Verfolger, auf dass ihr Söhne eures Vaters im Himmel werdet, der seine Sonne aufgehen lässt über Schlechte und Gute und Regen fallen lässt über Gerechte und Ungerechte.“ Die Bosheit mit Wohltat besiegen, das ist die Vornehmheit und die Freiheit der Liebe.

Freuet euch mit den Fröhlichen, weinet mit den Weinenden ist die nächste Weisung des Apostels an die christliche Gemeinde. Die Eintracht der Christen zeigt sich in der gegenseitigen Anteilnahme und im gegenseitigen Mitempfinden. Freuet euch mit den Fröhlichen, weinet mit den Weinenden. Das Geschick und das Empfinden des anderen darf Christen nicht gleichgültig sein. Sie sollen es mit-

empfinden, verstehen und teilen. Geteilte Freude und geteiltes Leid erquicken und trösten die anderen. Wer gleichgültig ist gegen die Stimmungen und die Befindlichkeit des anderen, kann ihn herb enttäuschen oder gar verletzen. Der wahre Christ vermag es, sich mit den Freudigen zu freuen. Das ist zuweilen noch schwerer, als mit den Weinenden zu weinen.

Die vielen einzelnen Ermahnungen des Paulus setzen die innere und äußere Verbundenheit der Gemeindeglieder voraus, wenn sie Resonanz wecken sollen. Daher fordert Paulus gegen Schluss seiner Appelle: Seid eines Sinnes untereinander! Die Glieder einer katholischen Gemeinde sollen sich verstehen, sollen ähnlich denken und wollen. Grundlegend für den Zusammenhalt der christlichen Gemeinde ist die Einheitlichkeit des Fühlens und Handelns. Die Grundeinstellung und die Grundstimmung der Christen sollen möglichst einheitlich und übereinstimmend sein. Die Anhänglichkeit an die Lehre der Kirche und das Durchdrungensein von ihr soll und kann ihre Denkrichtung und ihre Willensäußerungen ähnlich oder gleich gestalten. Es gab viele Jahrzehnte in Deutschland, in denen die große Mehrzahl der praktizierenden katholischen Christen ihre politische Heimat in der Deutschen Zentrumspartei hatte. In dieser Partei wirkten einträchtig zusammen der Großindustrielle Florian Klöckner und der Vorsitzende der Bergarbeitergewerkschaft Heinrich Imbusch. Was sie verband, war die Gemeinsamkeit der Gesinnung und des Strebens. Diese Zeit ist längst vergangen. Im Getriebe und Gewusel der Parteien, die das Volk zutiefst spalten, ist die Herstellung von Gemeinsamkeit einer zahlenmäßig großen Religionsgemeinschaft nicht leicht zu bewerkstelligen.

Die letzte Ermahnung des Paulus lautet: Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern seid zufrieden mit dem Niedrigen. Die Dienste in der Gemeinde sind gewöhnlich bescheiden, ja unansehnlich. Es kann geschehen, dass sie manchen nicht genügen. Sie halten Ausschau nach Positionen, die ansehnlicher und ausgedehnter sind. Solche bieten ihnen die Gruppen, Organisationen und Institutionen an, welche die Kritik an Kirche und Christentum auf ihre Fahne geschrieben haben. Wenn sie sich in diese eingliedern, erscheinen ihre Namen in der Presse, werden sie durch Talkshows im Fernsehen der Öffentlichkeit bekanntgemacht und gewinnen sie eine scheinbare Bedeutung, die sie im Dienst der Kirche vermisst haben. Dagegen steht die Mahnung des Apostels Paulus: Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern seid zufrieden mit dem Niedrigen. Ehrgeiz und Geltungsdrang dürfen in der christlichen Gemeinde keinen Raum haben. Wenige Dinge sind der Gemeinschaft und dem Gemeinschaftsgeist so entgegengesetzt wie Besserwisserei, Selbstgefälligkeit, Aufgeblasenheit und Überhebung. Der Verfasser des Buches von der „Nachfolge Christi“ mahnt: „Es schadet dir nicht, wenn du dich allen nachsetzest. Es kann aber sehr schädlich für dich sein, wenn du dich nur einem vorsetzest.“

Was der Apostel Paulus der christlichen Gemeinde zu Rom in seinem Brief darlegt, sind nicht gutgemeinte, aber unverbindliche Vorschläge. Seine Weisungen sind verbindliche Anordnungen. Denn als Apostel ist Paulus Träger der Offenbarung. Seine Verhaltensregeln sind vom wahren, lebendigen Gott sanktioniert. Wer sie beobachtet, befindet sich auf dem Weg zum Heil.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Böse durch das Gute überwinden

22.01.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Epistel des 3. Sonntags nach Erscheinung schließt unmittelbar an die Epistel des 2. Sonntags nach Erscheinung an. Darin singt und klingt es von der Liebe. Wir sollen Frieden halten mit dem Mitmenschen. Wir sollen keine Rache nehmen am Feinde. Wir sollen uns nicht überwinden lassen vom Bösen. Nein, wir sollen das Böse durch das Gute überwinden.

An erster Stelle: Niemandem vergeltet Böses mit Bösem. Der naturhaft denkende und reagierende Mensch handelt nach der Devise: Wie du mir, so ich dir. Er macht sein Verhalten zum Nebenmenschen abhängig von dessen Benehmen. Dem, der ihm Böses tut, vergilt er mit Bösem. Die Extremform der Vergeltung ist die Rache. Edle Menschen aller Zeiten haben diese Form des Umgangs miteinander verworfen. Der griechische Feldherr Phokion wurde vom athenischen Volk als achtzigjähriger Greis auf Grund haltloser Anklagen zum Tod durch den Giftbecher verurteilt. Als die Stunde der Urteilsvollstreckung gekommen war, trank Phokion den Becher ruhig aus und sprach zu seinem Freund: „Sag meinem Sohn, er möge das Unrecht, das die Athener mir zugefügt haben, niemals rächen, sondern vergessen. Das ist mein letzter Wunsch und Wille.“ Der heidnische Kaiser Marc Aurel schreibt in seinen Selbstbetrachtungen: „Die beste Art, sich an jemand zu rächen, ist die, nicht Böses mit Bösem zu vergelten.“ Auch die Vernunft rät zu solchem Verhalten. Willst du Befriedigung für einen Augenblick? Dann räche dich. Willst du Befriedigung für immer? Dann vergib. Rache macht das Herz nicht glücklich, sie macht das Herz nur schwer. Die Herrschaft des Bösen wird nicht gebrochen, wenn einer auf das Böse anderes Böses draufsetzt; sie wird nur verstärkt. Allein die Kraft des Guten überwindet das Böse. Das Alte Testament verbietet wiederholt die Rache. „Sprich nicht: ‚Ich will das Böse vergelten!‘ Harre vielmehr auf den Herrn, damit er für dich eintrete“ (Spr 20,22). Der Apostel Paulus fordert kategorisch: Niemandem vergeltet Böses mit Bösem. Der heilige Augustinus mahnt: „Wirf den Zorn hinaus aus deinem Herzen, noch ehe des sichtbaren Tages Licht vergeht, damit nicht das unsichtbare Licht aus deinem Herzen weiche.“

Der Gegensatz des Bösen ist das Gute. Von ihm fordert Paulus: Seid auf das Gute bedacht nicht nur vor Gott, sondern auch vor allen Menschen. Gott ist der Gesetzgeber der Gebote. Er fordert vom Menschen das Tun des Guten. Zuerst um seinetwillen soll der Christ dem Sittengesetz gehorchen. Gottes Wille und Gottes Gesetz ist die entscheidende Norm des Sittlichen. Gottes Wille ist ein allumfassender, unbedingt verpflichtender; ihm gebührt die Ehrfurcht und die Hingabe des ganzen Menschen. Der Gehorsam gegen Gott, die Erfüllung seiner Gebote verherrlicht Gott, ist Teil der Anbetung, die das Geschöpf dem Schöpfer schuldet.

Der Christ soll sich seines Rechttuns nicht rühmen. Er soll es aber auch nicht verbergen. Die Nebenmenschen dürfen und sollen erfahren, dass er darauf bedacht ist, Gottes Willen zu tun. Das ist schon aus apologetischem Grund notwendig. Die übrigen Menschen sollen dem Christen nicht nachsagen können, dass er heimlich oder im Verborgenen Böses tut. Die Vorwürfe und die Anklagen gegen die Christen werden gegenstandslos, wenn die Christen lauter und makellos leben. Der offenbare

gute Wandel der Christen soll Zeugnis ablegen von ihrer Verbindung mit Christus. Wer „sittsam, gerecht und fromm“ (Tit 2,12) lebt, ist ein Zeuge Christi. Er wirbt für seinen Herrn. Der Apostel Petrus weiß um den Argwohn und das Misstrauen der Heiden gegen die Christen. Er hat die Anfänge der Nachstellungen und der Verfolgung gegen die Gemeinde Jesu erlebt. Sie nahmen ihren Ausgang von Verleumdungen. Das Fernbleiben der Christen vom Staatskult und ihr reiner, bildloser Gottesglaube erschien den Heiden als Atheismus und daher als Ausbund aller Schlechtigkeit. Ihr Abendmahl und die Agape wurden als thyesteisches Mahl, d.h. als Verzehr kleiner Kinder und als Gelegenheit zur Verübung ödipodeischer Unzucht, d.h. als Blutschande hingestellt. Dazu kamen Verleumdungen wie Aberglaube, Zauberei, Sonnenanbetung, Eselskult, Hass gegen das Menschengeschlecht. Der Apostel Petrus wusste, wie schlimm viele Menschen von den Christen dachten. Er sah darin Unwissenheit und Unverständnis. Ihren Bezeichnungen und Schmähungen können die Christen nur ihre lautere Lebensweise entgegensetzen. „Das ist der Wille Gottes, dass ihr durch einen rechtschaffenen Wandel unwissende, unverständige Menschen zum Schweigen bringt“ (1 Petr 2,15). Gegen die Verunglimpfungen hatten die Christen keine andere Waffe als ihren ehrbaren Lebenswandel. Sie konnten hoffen, dass die Heiden dazu eines Besseren belehrt werden und den Weg zum Christentum finden. Führt einen ehrbaren Wandel unter den Heiden; dann werden sie, die euch als Übeltäter verleumdete, eure guten Werke sehen und Gott preisen am Tage der Heimsuchung (1 Petr 2,12).

Für unsere Zeit hat der Berliner Großstadtpastor Carl Sonnenschein eine ähnliche Forderung für die Christen aufgestellt: Seid bedacht auf das Gute vor allen Menschen! „Die Menschen müssen in unser Zimmer schauen können. Bis in den Rempfer. Bis in die Schlafstuben. Unser Christentum muss sein wie ein Glaspalast. Wie ein Aquarium mit doppelten Scheiben. Jede Haltung, jeder Genuss, jede Nacht muss die Probe der Menschheit vertragen können. Um uns muss Licht sein, wenn unser Christentum glaubhaft sein soll. Dieses Christentum muss uns auf der Stirn und in den Augen geschrieben stehen. Dieses Christentum muss die Ölung unserer Hände, muss unser Leben sein.“

Die nächste Mahnung für den Umgang mit den Menschen, die Paulus ausspricht, lautet: Haltet, wenn möglich, soviel an euch liegt, Frieden mit allen Menschen. Frieden ist der Zustand eines verträglichen und gesicherten Zusammenlebens von Menschen sowohl innerhalb sozialer Einheiten als auch im äußeren Verhältnis von Gruppen, Gesellschaften oder Organisationen. Alle wollen Frieden haben, aber das, was allein Frieden schaffen kann, das wollen nicht alle. Was ist das? Es ist zunächst der Friede in der eigenen Brust. Bewahre du zuerst Frieden in dir selbst, dann kannst du auch anderen Frieden bringen. Frieden kannst du nur haben, wenn du ihn gibst. Wer mit sich selbst im Frieden lebt, denkt von keinem Arges. Wer aber mit sich selbst im Unfrieden lebt, wird von mancherlei Argwohn hin und her geworfen. Er selbst hat keine Ruhe und lässt auch anderen keine Ruhe. Sodann kann friedfertig, friedliebend, friedensstiftend nur sein, wer die erforderlichen Tugenden erworben hat. Gottes Friede kehrt bei denen ein, die demütig und sanftmütig sind und es von ganzem Herzen sind. Mit einem demütigen und sanftmütigen Menschen kommt es nicht leicht zum Streit. Und ein demütiger und sanftmütiger Mensch beendet einen Streit leicht, weil er bereit ist, die Schuld auf sich zu nehmen. Es kommt nicht immer auf uns an, Frieden zu halten, aber soweit es auf uns ankommt, müssen wir es mit ganzer Kraft versuchen. Es gibt Menschen, die dauerhaften Frieden mit sich haben und auch mit anderen im Frieden leben. Es gibt aber auch Menschen, die weder in sich Frieden haben noch andere in Frieden lassen. In das Zelt des Herzogs von Guise, des tapferen Feldherrn im Kampf gegen die Heere der Hugenotten, schlich sich einer seiner Feinde, um ihn zu ermorden. Er wurde gefasst und vor den Herzog geführt. Dieser fragte ihn: „Habe ich dir etwas zuleide getan, dass du mich ermorden wolltest?“ „Nein“, antwortete der Hugenotte, „aber ich wollte dich töten, weil ich dich als den größten Feind meines Glaubens hasse und verfluche.“ Der Herzog antwortete: „Wenn dein Glaube dir gebietet, mich zu hassen, so gebietet mein Glaube, dir zu verzeihen.“

„Rächet euch nicht selbst, sondern lasst dem Zorngericht Gottes Raum. Denn es steht geschrieben: Mein ist die Rache, ich will vergelten, spricht der Herr“ (Röm 12,17f.). Die Rache ist nicht unsere Aufgabe. Gott allein ist zuletzt der, vor dem sich jeder zu verantworten hat. Christliches Dulden und Verzeihen ist kein Zudecken des Bösen. Es erinnert nur daran, dass Gott sich die Rache vorbehalten hat. Das Böse wird mit tödlicher Sicherheit seine Strafe finden. Aber es ist nicht des Menschen Aufgabe, solche Rache aus eigenem Auftrag zu vollziehen und der Hand Gottes vorzugreifen.

Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen (Schiller, Wilhelm Tell). Gott lässt seiner nicht spotten. Gott straft. Daran besteht kein Zweifel. Wie straft er? Womit einer sündigt, damit wird er gestraft. Die Sünde selbst birgt in sich schon die Strafe. Gott straft nicht wie ein Mensch. Was wir als Strafe Gottes bezeichnen, ist nichts anderes als der Ausschlag der Heiligkeit Gottes gegen das Böse. Was bedeutet Gottes Rache? Wenn Gott sagt: „Mein ist die Rache“, dann ist damit nicht die Leidenschaft der Vergeltung gemeint. Sein Vergelten ist ein ganz anderes gegenüber dem, was unser unerlöstes Herz begehrt. Beim „Rächen“ Gottes kommt das Vergeltungs- und Rachebedürfnis des natürlichen Menschen niemals auf seine Kosten, weder in der Zeit noch in der Ewigkeit, sondern nur das Verlangen nach Erweisung der richtenden Gerechtigkeit Gottes, das mit seinem Liebeswillen eins geworden ist.

Es gilt, nicht von dem Bösen in den Menschen selber zu Rachegefühlen überwunden zu werden, sondern das Böse innerlich zu überwinden durch das Gute. Das Christentum fordert für den Umgang mit Feinden nicht nur den Verzicht auf Vergeltung; es verlangt Achtsamkeit, Fürsorglichkeit, Betreuung. Paulus fasst es in die Worte: Vielmehr wenn dein Feind Hunger hat, so gib ihm zu essen. Wenn er Durst hat, gib ihm zu trinken. Handelst du so, dann sammelst du feurige Kohlen auf sein Haupt. Der Christ soll auch seinem Feind gegenüber Erbarmen, ja Güte üben (Mt 5,43-48). Der Apostel führt ein Wort der Heiligen Schrift zum Beweis an (Spr 25,21f.) aus dem Buch der Sprüche: „Hungert deinen Feind, so speise ihn mit Brot; dürstet ihn, so tränke ihn mit Wasser. Denn so sammelst du glühende Kohlen auf sein Haupt, und der Herr wird es dir vergelten.“ Die Heilige Schrift, also Gott fordert, dem Feinde wohlzutun. Aber kann dann nicht Bosheit und Unrecht ungehemmt triumphieren? Nein, alles Unrecht verfällt dem kommenden Zorngericht Gottes. Er vergilt. Unsere Sache ist das nicht. Unser Herr und Meister mahnt: „Liebet eure Feinde, tuet Gutes denen, die euch hassen, segnet die euch fluchen, betet für jene, die euch verleumden“ (Lk 6,27f.). Auch edle Heiden haben um die Feindesliebe gewusst und sie empfohlen. Es ist ein Vorzug des Menschen, auch diejenigen zu lieben, die ihn beleidigen (Marc Aurel, Selbstbetrachtungen). Die beste Art, sich an jemand zu rächen, ist die, nichts Böses mit Bösem zu vergelten (ebenda). Die erhoffte Auswirkung beschreibt der Apostel mit dem Bild von den feurigen Kohlen, die dadurch auf das Haupt des Menschen, den Sitz seines Nachdenkens, gestreut werden. Feurige Kohlen auf dem Haupt zwingen den Menschen, seine Haltung aufzugeben; so wird der Edelmut den Starrsinnigen am Ende doch überwinden. Güte von dem als Feind Behandelten zu erfahren ist für die feindselige Gesinnung so unerträglich wie glühende Kohlen auf dem Haupt; man muss seine Haltung aufgeben. Solche Güte hat in sich die unwiderstehliche Macht schmerzlicher Beschämung und Überwindung des Trotzes. So ist die christliche Haltung gegenüber dem Unrecht, das einem angetan wird, der Verzicht auf Vergeltung, nicht weichliche Schwäche, sondern mächtige Stärke; nicht bequeme Ergebung, sondern handelnder Glaube an die Macht des Guten. Mit all dem hat Paulus die Liebe ganz im Geist Christi gezeichnet: Scheinbare Ohnmacht im Verzicht auf Rache trägt in sich eine gewaltige Macht, die Macht der ernstesten Liebe Gottes. Umgekehrt gilt: Wer mit Bösem auf das Böse antwortet, ist ihm zum Opfer gefallen. Er ist vom Bösen überwunden worden. Darum mahnt Paulus: Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse durch das Gute. Wo einer aus der Kraft des Guten auf das Böse antwortet, ist ein wirklicher Sieg errungen. Denn nicht, dass der eine oder der andere triumphiert, ist wichtig, sondern dass das Gute und damit Gott das letzte Wort behält.

Was Paulus vorträgt, ist nicht die Sittenlehre der Rabbinen, die er einst gelernt hat. Was er uns auferlegt, ist Weisheit aus Gottes Mund, verpflichtend und verbindlich aufgrund seines göttlichen Ursprungs. Wenn wir Christen uns allezeit nach ihr richten, sind wir wahrhaft Kinder unseres Gottes und Brüder Christi.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Hat die Kirche versagt?

29.01.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Laue und abgefallene Christen erheben den Vorwurf: Die Kirche hat versagt. Sie hat 2000 Jahre Zeit gehabt, die Menschen nach dem Evangelium zu formen und mit Gottes Gnade in den Sakramenten zu stärken. Sie ist an ihrer Aufgabe gescheitert. Nach 2000 Jahren Christentum sind die Menschen immer noch die alten geblieben. Sie stecken tief in ihren Lastern, die Sünde ist in ständigem Steigen. Die Kirche hat versagt. Ist dieses Urteil berechtigt? Darf man wirklich sagen, das Christentum habe 2000 Jahre Zeit gehabt, die Menschen zu bilden? Es sind zwar seit 2000 Jahren Christen auf der Erde, aber das sind immer wieder andere Menschen. Um sie zu Christen zu formen, stehen im günstigen Falle 80 oder 90 Jahre zur Verfügung. Bei jedem einzelnen muss die Kirche neu ansetzen, um ihn nach dem Bilde Christi zu gestalten. Alle Christen und alle Generationen von Christen sind unmittelbar zu Gott. Die Kirche muss bei jedem Christen und bei jeder Generation von vorn anfangen, um sie zu christianisieren. Christentum vererbt sich nicht. Der Glaube und die Liebe reichen sich nicht weiter von Mensch zu Mensch und von Generation zu Generation wie leiblicher Besitz. Die Heiligung ist kein biologischer Vorgang. Sie wird nur gewonnen in der Entscheidung des Herzens und des Willens jedes Einzelnen. Jeder Mensch und jede Generation muss die Entscheidung für sich treffen. In jedem Menschen und in jeder Generation muss daher die Kirche von neuem anfangen. Sie muss immer wieder von vorn beginnen. Die Zeit ihrer Arbeit ist eng begrenzt.

Das Christentum ist eine Einladung. Ein Angebot. Ein Anruf. Christus lädt den Menschen ein, zu ihm zu kommen. Er appelliert an ihn. Er spricht seinen Willen an. Aber er zwingt den Menschen nicht. Er lässt ihm seine Freiheit. Auch die Freiheit, die Einladung abzulehnen. Am freien Willen des Menschen ist nicht bloß dem menschlichen, sondern auch dem göttlichen Wirken eine unübersteigbare Grenze gesetzt. Wenn der Mensch es ablehnt, sich zu Gott zu bekehren, kann Gott mahnen und warnen, drohen und strafen, aber den freien Willen des Menschen bricht er nicht.

Manche fragen höhnisch, andere schmerzlich: Warum hat die Kirche in 2000 Jahren nicht die gesamte Menschheit bekehrt? Warum bleibt die große Mehrheit vor ihren Toren stehen, ohne in sie einzutreten? Wir wissen die Antwort. Die Gabe ist zu groß, der gesuchte Empfänger ist zu klein. Das Christentum ist eine erhabene, nein, es ist die erhabenste Religion. Denn sie ist nicht geboren aus der religiösen Sehnsucht der Menschen, sondern durch Offenbarung Gottes zu den Menschen gekommen. Entsprechend hoch sind ihre Forderungen. Das Christentum ist eine anspruchsvolle, nein, die anspruchsvollste Religion. Ein englischer Bischof sagte zu einem seiner Priester: „Das Christentum unterscheidet sich von den anderen Religionen wesentlich dadurch, dass es den Menschen schwer fällt. Es ist nicht leicht für sie, auf Vergnügen, Wohlstand und Macht zu verzichten und jeden ihrer Tage so zu leben, als ob es ihr letzter wäre. Das war niemals leicht und wird es auch niemals sein.“ Was schwer ist, was Anstrengung und Überwindung kostet, zieht die Menschen nicht an. Die Kirche hat eine erhabene Glaubenslehre. Der dreifaltige Gott, der Gottmensch Jesus Christus, der Sühnetod des Gottmenschen am Kreuze sind Wahrheiten, ohne deren Annahme niemand ein Christ sein kann. Nicht jeder mag sich auf Gottes Offenbarung einlassen. Einfache religiöse Gebilde genügen Kanin-

chenseelen. Denken Sie an den Islam oder die Pfingstler. Ein englischer Bischof entgegnete einem, der der Kirche ihr Versagen vorwarf: „Sowohl der Dumme wie der Kluge haben von jeher die Kirche Gottes bevölkert. Nur der Halbgebildete ist jederzeit zu eingebildet gewesen, um in die Kirche zu kommen oder in ihr auszuharren.“ Ähnlich anspruchsvoll ist die Sittenlehre der Kirche. Den unsichtbaren Gott über alles lieben, den Mitmenschen, aber auch den Feind lieben, im Geiste wandeln und das Begehren des Fleisches überwinden, auf Schwelgerei und Schlemmerei verzichten, das kommt vielen Menschen schwer an. Der Schriftsteller Ernst Jünger hat sich erst mit 100 Jahren zur katholischen Kirche bekehrt. Warum so spät? Kommentatoren, die ihn kannten, sehen den Grund für sein Zögern in der kirchlichen Lehre vom Gebrauch der Geschlechtlichkeit. Jünger war kein treuer Ehemann. Die Kirche kann ihre Lehre nicht verbilligen. Sie vermag keinen Rabatt zu geben, wenn sie Gott treu bleiben will. In Paris fragte ein Straßenbahnschaffner einen Priester, ob nicht einmal vorübergehend die Vorschriften der Religion aufgehoben werden könnten, damit die Gläubigen eine Atempause bekämen. Aber der Priester versicherte ihm, das eben sei das Schwierige an der Religion, dass es niemals eine Atempause gebe, sondern immer nur den ganzen Weg lang eine Reise dritter Klasse.

Warum hat die Kirche in 2000 Jahren nicht die ganze Menschheit verchristlicht? Ein Grund, weshalb die Kirche in 2000 Jahren nicht mehr erreicht hat, liegt auch im Verhalten ihrer Glieder. Das schlechte Leben vieler Christen ist notorisch. Das wahre Christentum ist selten. Die Niedrigkeit der Charaktere, die Unsicherheit ihrer Überzeugung, die Ähnlichkeit ihres Lebens mit den Nichtchristen scheint zu beweisen, dass sie sich nicht genugsam von der Kraft und Größe des Evangeliums durchdringen ließen. Das schlechte Leben allzu vieler Christen schreckt Außenstehende ab, sich der Kirche anzuschließen und sich ihrem Einfluss zu überlassen. Der Führer der indischen Unabhängigkeitsbewegung Mahatma Gandhi erklärte: „Ich wäre längst Christ geworden, wenn diese Christen nicht wären.“ Nicht das Christentum hat versagt, aber die Menschen haben versagt. Nicht die christliche Lehre hat sich als untauglich erwiesen, sondern die Menschen erwiesen sich als unfähig, sie zu leben.

Nun ist die Schwäche der Menschen eine bekannte Tatsache. Im ersten Buch der Heiligen Schrift spricht Gott selbst es aus: Das Sinnen des Menschen ist böse von Jugend auf (Gen 6,5). Doch gibt es die Möglichkeit der Umkehr. Die Kirche setzt eigene Zeiten fest, in denen ihre Glieder sich abkehren sollen von ihrem bösen Wandel und hinkehren zu Gott, die Fasten- und die Adventszeit. Die Kirche mahnt ihre Glieder, Reue zu erwecken. Sie lädt sie ein zum Sakrament der Erneuerung und der Versöhnung. Seit 2000 Jahren bietet sie ihre Mittel der Reinigung und Heiligung an. Aber die Menschen benutzen sie nicht, weichen ihnen aus. Warum ist die sündentilgende Beichte ein verlorenes Sakrament? Weil die Masse der katholischen Christen davon keinen Gebrauch macht. Die Seife ist seit vielen Jahrhunderten erfunden. Und doch werden die Menschen immer wieder schmutzig. Aber es gibt die Seife. Wer möchte behaupten, dass die Seife nicht sauber wäscht. Doch man muss von ihr Gebrauch machen.

Man wirft der Kirche vor, sie habe versagt, weil es ihr nicht gelungen ist, alle Menschen zu verchristlichen. Doch erinnern wir uns: Sie ist nicht die einzige religiöse Gemeinschaft, welche die Menschen in ihrer Hürde sammeln will. Die Kirche hat Konkurrenten. Sie suchen die Menschen vom Anschluss an die katholische Kirche abzuhalten oder sich von ihr zu trennen. Von diesen religiösen Gemeinschaften geht auf Personen, die überhaupt irgendein religiöses Bedürfnis haben, eine beträchtliche Anziehungskraft aus. Worin besteht sie? Die nichtkatholischen christlichen Gemeinschaften entfalten eine Werbekraft, indem sie die an ihre Anhänger zu stellenden Anforderungen, verglichen mit der katholischen Kirche, ermäßigen und unterbieten. Es ist ein Christentum zu herabgesetzten Preisen. Sie bieten eine einfache bis billige Glaubenslehre an. Soweit sie christlich sein wollen, sprechen sie z.B. kaum von der Dreieinigkeit Gottes oder lassen sie ganz fallen. Es bleibt im Allgemeinen ihren Anhängern überlassen, was oder wie viel sie glauben. Sie offerieren eine ausgedünnte und verbilligte Sittenlehre. Es bleibt ihren Anhängern im Wesentlichen überlassen, woran sie sich halten wollen. Man kann auch mit dem kantischen Pflichtethos protestantischer Christ sein. Fast ausnahmslos setzen sie die sittlichen Anforderungen auf dem Gebiet des Geschlechtlichen herab. Vorehelicher Verkehr, Ehescheidung mit Wiederverheiratung, Empfängnisverhütung, homosexuelle Betätigung und Abtreibung werden als zulässig oder gar empfehlenswert hingestellt. Ernsthaftige Verpflichtungen zum regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes existieren nicht. Wem die katholische Moral mit ihren präzi-

sen, ins Einzelne gehenden sittlichen Normen nicht zusagt, findet leicht Geschmack an Vereinigungen, welche die sittlichen Anforderungen ermäßigen oder fallen lassen. Wie soll das katholische Christentum, die Kirche, Menschen verchristlichen, die ihm fernbleiben oder sich von ihm trennen?

Die Kirche wirkt seit 2000 Jahren. Das ist richtig. Aber ihre Widersacher, Gegner und Feinde wirken ebenfalls seit 2000 Jahren. Das ist ebenso richtig. Warum hat das Christentum nicht mehr erreicht? Warum hat es die Masse der Menschen nicht erhoben, veredelt, verinnerlicht? Weil sie 2000 Jahre lang daran gehindert wurde, ungestört ihr Heiligungswerk vorzunehmen. Es gibt kein Jahrhundert der Kirchengeschichte, in dem nicht sichtbare und unsichtbare Feinde bemüht waren, das Wirken Gottes in seiner Kirche zu hindern und zu stören, zu bekämpfen und zu zerstören. Seit 2000 Jahren tobt der geistige Kampf gegen das katholische Christentum. Von Anfang an haben sich Juden und Heiden ihm widersetzt, es herabgezogen, madig gemacht. Der Heide Celsus schmähte Jesus und seine heilige Mutter. Sie habe ihren Sohn im Ehebruch von einem römischen Soldaten empfangen. Dieser Anwurf hat bis heute seine Anhänger. Der Babylonische Talmud der Juden ist durchtränkt von Hass gegen Jesus, der als Betrüger bezeichnet wird. Er wird bis heute gedruckt und gelesen. Seit dem 7. Jahrhundert trat der Islam seinen Siegeszug an, zerstörte Hunderte von Bistümern und brachte die Bevölkerung durch Drohung oder Verlockung zum Abfall vom Christentum. Er ist bis heute der aggressivste Gegner des Christentums. In afrikanischen Ländern brennt er Kirchen nieder und zwingt die Bevölkerung in seine Hürden. Die Abfallbewegung Luthers und seiner Gesinnungsgenossen trug die Feindschaft gegen die Kirche und die Spaltung der Bevölkerung in alle Länder der Erde. Seit dieser Zeit hat unsere Kirche aufgehört, die Alleinvertreterin der Botschaft Christi zu sein. Die französischen Enzyklopädisten des 18. Jahrhunderts haben es unternommen, ihr Land zu entchristlichen. Ihnen und ihren Nachfolgern ist es gelungen, das Christentum aus dem öffentlichen Leben zu verdrängen und zu einer Randerscheinung zu machen. Frankreich ist kein christliches Land mehr. In Deutschland waren es vor allem die Anhänger des Darwinismus, das nationalsozialistische System (Staat und Organisationen) und (in der DDR) der Sozialismus, welche die Kirche bedrängten und einschränkten und die Gläubigen aus ihr herauszudrängen suchten. Die stärkste Konfession in unserem Land sind heute die Konfessionslosen. Zum Abfall kommt die offene Verfolgung. Man zählt mindestens 40 Länder, in denen das Christentum unterdrückt wird und die Christen verfolgt werden.

Die Kirche ist neben dem Göttlichen etwas Menschliches. Bei Menschen, allen Menschen, muss man mit Schwächen und Unvollkommenheiten rechnen. Es gibt keinen Menschen, gegen den keine Einwände erhoben werden können; selbst gegen Heilige lassen sich Beschwerden vorbringen.

Hat die Kirche versagt? Gewiss sind die Schwächen der Glieder und erst recht der Amtsträger schmerzlich und bedauerlich. Aber sie waren nicht imstande, den Segensstrom zu unterbrechen, der 2000 Jahre lang von den Altären und Predigtstühlen der Kirche ausgegangen ist. Die Geschichte der Kirche ist nicht eine Aneinanderreihung von Ausfall und Versagen. Sie ist vornehmlich die Abfolge von Dienst und Mühe, von Arbeit und Hingabe. 2000 Jahre hat sich die Kirche bemüht, die Menschen zu Gott zu führen, ihnen die Wahrheit und die Gnade des Heilands zugänglich zu machen. Sie hat die Kinder gelehrt, die Kranken getröstet, die Sterbenden heimgeleitet, die Frauen geschützt, die Ehe geheiligt. Unmessbar viel Gutes ist durch die Kirche geschehen. Sie hat sich als die Mutter der Elenden und Leidenden erwiesen. Das Christentum hat die Menschen geformt, die sich zu ihm bekehrt haben. Die Kirche hat es gewagt, sich den wilden Trieben und rasenden Leidenschaften der Menschen entgegenzustemmen. Sie hat bei vielen, die guten Willens sind, etwas erreicht, sie bekehrt, sie gebessert. Es hat viele gute Menschen auf der Erde gegeben und es gibt sie immer noch, die ihr Gutsein dem Christentum verdanken. Wenn heute in irgendeinem Winkel der Erde Katastrophen ausbrechen, da sind es die christlich geprägten Länder, die zuerst und wirksam Hilfe leisten. Die islamischen Staaten sind daran interessiert, den Islam zu verbreiten. An der Hilfe für die Bedrängten und Elenden liegt ihnen wenig. Christliche Entwicklungshelfer sagen uns: Wir bauen Straßen und graben Brunnen. Die Muslime errichten Moscheen. Weit über ihre gläubigen Glieder hinaus hat das Christentum die Menschheit mit ihrer Lehre beeinflusst. Am 9. Januar 1882 hielt der Reichskanzler Otto von Bismarck den ungläubigen Abgeordneten im Reichstag vor: „Auch diejenigen, die an die Offenbarungen des Christentums nicht mehr glauben, möchte ich daran erinnern, dass doch die ganzen Begriffe von Moral, Ehre und Pflichtgefühl, nach denen sie ihre andern Handlungen in dieser Welt einrichten,

wesentlich nur die fossilen Überreste des Christentums ihrer Väter sind.“ Die Glieder und die Diener der Kirche haben nicht nur versagt. Sie haben sich auch bewährt in Kampf und Versuchung. Der Widerstand gegen das Unrechtssystem der Nationalsozialisten wurde mehrheitlich, ja entscheidend getragen von gläubigen Christen. Die Kirche war auch in Dachau und Auschwitz. Die Kirche ist nicht mit ihrer Aufgabe gescheitert. Sie ist in die Gefolgschaft ihres Herrn Jesus eingetreten. Sie geht ihm entgegen in der Erwartung seines Kommens. Wenn diese Stunde da ist, wird der Herr die Kirche als seine Braut umarmen und zu ihr sprechen: Wie bist du schön, meine Freundin, wie bist du schön!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Gottes Weinberg

05.02.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

I. Unsere Seele ist Gottes Weinberg

1. Als das Volk Israel einstmals sein Herbstfest feierte, als die fröhliche Menge die Straßen Jerusalems durchzog und den Tempelvorhof belebte, trat der Prophet Isaias unter sie und begann zu erzählen. Er sprach von einem Freunde, der an einem fruchtbaren Ort einen Weinberg hatte. Er hegte und pflegte ihn. Er grub ihn um und entsteinte ihn und pflanzte darin Edelreben. Alles hatte er getan, was für eine reiche Ernte notwendig ist. Doch als er nach dem Ertrag sah, fand er keine ausgereiften süßen Trauben, sondern nur Herlinge, die nicht zur Reife kommen. Da hielt der Prophet inne. Dann zum Volk gewandt, sprach er: „Ich will euch zeigen, was ich meinem Weinberg tun werde. Ich reiße seine Umhegung nieder, dass er zur Weide werde. Ich breche nieder seine Mauer, dass er zertreten werde. Den Wolken will ich gebieten, ihn nicht zu benetzen mit Regen“ (Is 5). Das war im Bild gesprochen. Des Herren Weinberg ist das Haus Israel, und die Männer von Juda sind seine Pflanzung. Gott hoffte auf Recht tun – und siehe da, Schlecht tun. Er hoffte auf Gerechtigkeit – und siehe da, Schlechtigkeit. Jahrhunderte vergingen. Da sprach Christus ein ähnliches Gleichnis. Er erzählte von einem Hausvater, der einen Weinberg pflanzte, ihn mit einem Zaun umgab, eine Kelter darin grub, einen Turm baute, ihn den Winzern übergab und dann verreiste. Als die Zeit der Ernte kam, sandte er seine Knechte zu den Winzern hinaus; und siehe, sie töteten sie; zuletzt sogar seinen Sohn, den Erben. Dann richtete der Herr die Frage an das Volk: Wenn nun der Herr des Weinbergs kommen wird, was wird er diesen Winzern tun? (Mt 21,33ff.). Auch das ist im Bild gesprochen. Es bedarf der Übersetzung in die Wirklichkeit.

2. Das ist unsere Geschichte, die Geschichte unserer Seele, die Geschichte der von uns empfangenen Gnaden. Jedes Christenleben ist ein Gnadenleben, jedes Jahr ein Gnadenjahr, jeder Tag ein Gnadentag, jede Stunde eine Gnadenstunde. Über jedem Menschen schweben die heiligen Geheimnisse des Gnadenwaltens Gottes. Unsere Seele ist wie ein Weinberg Gottes, gepflanzt an ewigen Wasserbächen, betaut von seinen Himmelsgnaden, bestrahlt von seinem Sonnenschein, benetzt von seinem Gnadenregen. Wir Christen leben im Glanz der Gnade. Von der Taufe angefangen sind wir wie ein Weinberg Gottes, von dem er sagen kann: „Was hätte ich meinem Weinberg noch tun können, das ich ihm nicht getan habe?“ Wenn wir in Sünde und Schuld verwickelt waren, was dann? Ließ Gott nicht Gnade vor Recht ergehen? Seine Gnade war mit uns, ging uns nach, behütete uns, bewahrte uns vor dem Untergang. „Was hast du Mensch, das du nicht empfangen hättest?“ (1 Kor 4,7).

3. Gott tat alles. Was taten wir? Das ist die große Lehre dieses Gleichnisses. Gottes Wirken und unser Mitwirken, beides muss im Weinberg unserer Seele gelten. „Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der frühmorgens ausging, Arbeiter für seinen Weinberg zu dinge.“ Gott hat uns gedungen, den einen früh, den anderen später, wieder andere sehr spät. Aber alle wurden von Gott berufen, zur Arbeit eingeteilt; alle erhielten ohne Unterschied die Verheißung des Lohnes. Aber alle waren auch gehalten zu arbeiten. Für diese Arbeit gilt die Weisung des Herrn:

II. Unser Erdenleben ist ein Arbeitstag

1. „Wirket, solange es Tag ist. Es kommt die Nacht, da niemand mehr wirken kann“ (Joh 9,4). Dieses Wort des Herrn mahnt uns, die Zeit zu benutzen, die er uns in seiner Güte gab, die kostbare Lebenszeit. Viele Menschen sagen: Wir wollen uns die Zeit vertreiben. Der Apostel Paulus sagt dagegen: „Erkaufet die Zeit“ (Eph 5,16). Die ganze Zeit sollen wir zum Heil für die Ewigkeit benutzen. Das sagen uns die Ausgänge des Hausvaters zu den verschiedenen Stunden des Tages. Mancher meint, er könne sich in der Jugend ausleben, alles mitmachen und genießen. Die späteren Lebensjahre könne man für Gott verwenden, also Gott den Rest anbieten, das übriggebliebene Alter. Das ist ein böser Irrtum. Auch der Jugend hat der Herr des Weinbergs zugerufen: „Gehet auch ihr in meinen Weinberg!“ Dasselbe gilt für die reifen, die besten Jahre.

2. Andere meinen, es komme nicht darauf an, sich zu mühen und zu plagen, sie hätten Zeit, sie wollen sich nicht mit zu viel Arbeit wehe tun, wollen sich eine reichliche Anzahl von Tagen zum Müßiggehen aufsparen. Ihnen tönt die Stimme des Hausvaters entgegen: „Was steht ihr da den ganzen Tag müßig?“ Benutzt die Zeit; das Erdenleben ist euer Arbeitstag. In der Epistel betont Paulus den gleichen Gedanken. Er verweist auf die Wettläufer in der Rennbahn: „Wisst ihr nicht, dass diejenigen, die in der Rennbahn laufen, zwar alle laufen, aber nur einer empfängt den Preis? So laufet, dass ihr ihn erringet. Jeder aber, der im Kampfspiel ringt, enthält sich von allem, um einen vergänglichen Kranz zu empfangen, wir aber einen unvergänglichen“ (1 Kor 9,24ff.). Diese Mahnung gilt für alle unsere Erdenarbeit und unsere Ausnutzung der kostbaren Lebenszeit. „Laufet, damit ihr den Preis erringet!“ Steht an keinem Tag müßig. Alle Lebenstage sind kostbar. Das Erdenleben ist dein Arbeitstag. „Erkaufet die Zeit“, auf dass ihr den Herrn des Weinbergs nicht enttäuschet, sondern des Arbeitslohnes sicher seid, wenn die Stunde des Feierabends da ist.

III. Unser Feierabend ist der Tod, unser Arbeitslohn die Ewigkeit

„Als es nun Abend geworden war, sprach der Herr des Weinbergs zu seinem Verwalter: „Rufe die Arbeiter und gib ihnen ihren Lohn, fange bei den letzten an, bis zu den ersten.“ Wie glücklich macht der Feierabend den müden Arbeiter. Das Leben ist unser mühebeladener Arbeitstag, der Todestag ist der Feierabend. Das Leben ist die Zeit der Aussaat, der Todestag die Zeit der Ernte. „Sie gehen hin und streuen ihre Saat unter Tränen, doch sie kommen wieder und fahren ihre Garben ein mit Frohlocken“ (Ps 125,6). Darum preist der Evangelist der Geheimen Offenbarung die Toten selig: „Selig sind die Toten, die im Herrn sterben. Von nun an, so spricht der Geist, sollen sie ausruhen von ihren Mühen, und ihre Werke folgen ihnen nach“ (Apk 14,13).

Zurück zum Gleichnis vom Weinberg. Mit der Arbeit ist wohl die Weinlese gemeint. Sie fordert den vermehrten Einsatz von Arbeitern. Weil die am Morgen gedungenen Arbeiter für die Arbeit nicht genügen, geht der Weinbergbesitzer um 9 Uhr, 12 Uhr, 15 Uhr und 17 Uhr nochmals aus und findet jedes Mal beschäftigungslose Leute vor. Nach Lev 19,13; Deut 24,15 musste auf Verlangen des Arbeiters der Lohn am Abend des Arbeitstages ausgezahlt werden. Man würde vermuten, dass zuerst die entlohnt werden, die am längsten gearbeitet haben. In dem vorliegenden Fall findet auf Anordnung des Weinbergbesitzers die Lohnauszahlung in umgekehrter Reihenfolge statt wie vorher die Einstellung der Arbeiter. Und alle ohne Ausnahme erhalten je einen Denar. Die Entlohnung wird zum Anlass eines Konfliktes. Die zuerst Gedungenen, die allein unter allen einen vollen Tag gearbeitet und damit ihren Lohn wirklich verdient haben, werden deshalb als Letzte entlohnt, damit sie sehen, dass auch die anderen ebenso viel wie sie empfangen. Das „Unrecht“, über das sich die zuerst Gedungenen beschweren, liegt einzig und allein darin, dass alle anderen, die weniger geleistet haben als sie, ebenso viel Lohn empfangen, wie sie, welche die Hitze und Last des Tages getragen haben.

Die Antwort des Weinbergbesitzers bringt die Lösung. Von einem Unrecht, d.h. einer Benachteiligung der zuerst Gedungenen, kann keine Rede sein; sie haben ja den am Morgen vereinbarten Lohn bekommen. Aber in ihrem Murren offenbart sich ihr Neid gegen die anderen. Es ist aber nicht bloße Laune, dass der Weinbergbesitzer so handelt. Der wahre Grund ist der, dass er gütig ist. Gott waltet bei seiner Vergeltung der menschlichen Arbeit mit souveräner Freiheit. Kein Mensch darf darüber mit

ihm rechten. Gott kann bei seiner Vergeltung menschlicher Leistung so handeln, weil der Mensch sein Knecht ist und ihm nicht mit Rechtsansprüchen gegenüberstehen kann. Der Lohn, den Gott dem Menschen für seine sittlichen Leistungen gibt, bleibt immer ein „Gnadenlohn“.

Der Abbé Gaston, den Bruce Marshall in seinem Werk „Keiner kommt zu kurz“ schildert, bedenkt am Abend seines Lebens die Geheimnisse des Herrn. Wie unvollkommen verstand er sie! Eines aber glaubte er nun zu verstehen, nämlich dieses, warum alle Arbeiter im Weinberg, ob sie die Hitze und Last des Tages erduldet hatten oder nicht, den gleichen Lohn erhielten. Warum? Weil so vieles an der Arbeit seinen Lohn und so vieles in der Welt seine Strafe in sich selber trägt.

Arbeiten können, arbeiten dürfen ist ein Segen. Wer arbeitet, ist ein nützliches Glied der Gesellschaft. Er trägt bei zu ihrem Erhalt und Wohlergehen. Er ist tauglich, er wird gebraucht, die Gemeinschaft ist auf ihn angewiesen. Wer arbeitet, verdient Anerkennung und Dank. Er selbst empfindet Genugtuung darüber, dass er seine Kräfte einsetzen, eine Aufgabe erfüllen, ein Werk verrichten darf. Pflichterfüllung macht froh. Die Arbeit ermüdet zwar. Aber die Müdigkeit nach getaner Arbeit macht zufrieden. Man hat das Tagwerk geschafft. Man hat den Tag nützlich verbracht. Es kommt vor, dass die Arbeit misslingt, dass sie ergebnislos, ohne Erfolg ist. Wer vergeblich gearbeitet hat, wird an das Wort der Heiligen Schrift erinnert: Wenn der Herr das Haus nicht baut, bauen die Bauleute vergebens. In jedem Falle bleibt die Arbeit Gottes Auftrag, ist sie die Erfüllung des Schöpfungsgebots, die Erde zu bebauen und zu pflegen. Gott hat den Menschen zur Arbeit erschaffen und zu diesem Zweck seine Glieder gebildet. Der Träge vereitelt deshalb seine Bestimmung und das Ziel seiner Erschaffung.

Das Leben des Menschen jenseits der Arbeit ist bunt und vielgestaltig. Manches mag ihn erheben und erfreuen. Aber vieles schadet ihm und schädigt ihn. Der Mensch sollte es wissen, und er wird es erfahren, dass vieles in der Welt seine Strafe in sich selbst trägt. Wer in der Welt sein Glück sucht und von ihr nimmt, was nur geht, unterwirft sich damit den Gesetzen dieser Welt. Er beutet sie aus, buckelt, um Karriere zu machen, hofiert, um an Vorteile zu gelangen, geht faule Kompromisse ein, weicht von der Wahrheit ab, vertraut der Geschichtsklitterung, baut auf Mehrheiten. In der Welt ist Fleischeslust, Augenlust und Hoffart des Lebens. Das alles stammt nicht vom Vater (1 Joh 2,16). Der hl. Augustinus hat aus eigener Erfahrung den Weg der Sünde im Menschen beschrieben. „Aus verkehrtem Willen ward die Lust, und da ich der Lust diente, kam es zur Gewohnheit, und da ich der Gewohnheit nicht widerstand, wurde sie zum Zwang. So waren es Ringe, in sich selbst gefügt, eine Kette, die mich in harter Knechtschaft gefangen hielt“ (Aug.). Johann Wolfgang Goethe hatte das Leben genossen. Und doch schrieb er. „Ach, ich bin des Treibens müde. Was soll all der Schmerz und Lust? Süßer Friede, komm, ach, komm in meine Brust!“ Der englische Dichter Oscar Wilde schrieb einmal eine Vision nieder, die das Gericht Gottes über die Menschenseele spiegeln sollte. Die Seele erscheint vor dem Richterstuhl ihres Herrn: „Ich muss dich verurteilen“, spricht dieser. „Du hast die andern ausgebeutet, deine Mitmenschen verachtet, die Eltern gekränkt, dir fremde Habe angeeignet.“ „Ja, Herr, das alles habe ich getan.“ „Du hast deine Sinne und Triebe herrschen lassen, bist blind dienen Leidenschaften gefolgt, hast dir alle Lust der Erde gegönnt.“ „Ja, Herr, das alles habe ich getan.“ „Ich muss dich also verurteilen.“ „Ja, Herr, das musst du.“ „Ich muss dich verstoßen zur Hölle.“ „Herr, das ist nicht möglich. Nein, Herr, das kannst du nicht, d.h. das kannst du nicht mehr. In einer Hölle bin ich allezeit schon gewesen!“

Der Christ ist kein Lohnsklave. Er tut seine Pflicht nicht um des Lohnes willen, sondern aus Gehorsam. Aber der Arbeiter ist seines Lohnes wert. Er darf in Hoffnung an den ewigen Lohn denken und auf ihn ausschauen, dem Wanderer gleich, der mühselig die Bergeshöhe ersteigt und dabei des Zieles und Ausblicks gedenkt, das ihn oben belohnen wird. Darum ist im Christenleben der Todestag der größte aller Tage, ein Festtag, der den treuen Knecht einführen soll in die Freude des Herrn. Es ist der Tag, der ihm erfüllt, was der Herr verheißen hat: „Freuet euch und frohlocket, euer Lohn wird groß sein im Himmelreich“ (Mt 5,12). Gott belohnt königlich. „Dort werden wir ihn schauen und lieben, ihn lieben und loben, ihn loben und ihm danken, ihm danken und bei ihm sein, bei ihm sein und bei ihm bleiben, am Ende ohne Ende.“ So ruft triumphierend der heilige Augustinus am Schluss seines Buches „Vom Gottesstaat“ aus. Darauf richtet den Blick in der Dämmerung des Erdenlebens: Ich glaube an ein ewiges Leben. Ich glaube an einen ewigen Lohn. Laufet, auf dass ihr den Preis in der Rennbahn erringet. Kämpfet als gute Soldaten Jesu Christi (2 Tim 2,3). Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Meine Schuld ist groß

12.02.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Viele Menschen stehen, ohne es selbst zu wissen, in einem eigentümlichen Verhältnis zu Gott. Sie nehmen eine Abwehrstellung gegen ihn ein. Sie leben in der Vorstellung, Gott ist der Richter, wir Menschen sind die Angeklagten. Darum suchen sie nach Verteidigungsgründen, die sie vor Gott schützen können. Und wenn sie etwas Gutes an sich entdecken, dann verschanzen sie sich dahinter, als ob ihnen Gott jetzt nichts sagen könnte, als ob sie jetzt sicher wären vor ihm. Ist das recht? Ist dies das richtige Verhältnis zu Gott dem Allgütigen und Allbarmherzigen? Eine alte Frau hatte Schweres mit ihrem ältesten Sohn durchgemacht. Eines Tages stürmt wieder so viel auf sie ein. Da richtet sie sich auf und ruft: „Mein Gott, warum tust du das? Warum hilfst du mir nicht? Ich habe rein gelebt als Jungfrau, treu als Gattin, fromm als Witwe! Warum hilfst du mir nicht?“ Wie eine Prophetin des Alten Testaments, so stand die weißhaarige Frau da. Und wie ein Vorwurf gegen Gott klangen ihre Worte zum Himmel. Es ging einem durch Mark und Bein. Es war einer von den Augenblicken, die man nie vergisst. Und es war, als ob mit ihr tausend andere Stimmen rufen: Gott in der Höhe, wir haben dir treu gedient, warum erhörst du uns nicht?

Dann tritt ein anderes Bild vor unsere Seele. Aus grauer Vorzeit kommt eine Gestalt gegangen – gebeugt, gebrochen. Sie tritt vor Gott hin: „Um deines Namens willen, o Gott, Gnade, Verzeihung.“ So ruft sie und fügt hinzu: „denn meine Schuld ist groß“ (Ps 24,11). Es ist der Psalmist, der so betet. Er spricht nicht von seinen Kämpfen, seinen Gebeten, seinen guten Taten; er spricht nur von seiner Sünde: „denn meine Schuld ist groß“. Das ist die einzige Empfehlung, die er zu bringen weiß.

Da kommt einem die Frage: Wer von beiden hat recht, die Greisin oder der Psalmist? Beide stehen vor Gott, beide flehen um Gnade. Die eine bringt als Empfehlung die Reinheit eines ganzen Lebens, der andere nichts als das Bekenntnis seiner Sünde. Welches ist die bessere Empfehlung? Die Frage brauchen wir nicht zu entscheiden; sie ist längst entschieden, seitdem Paulus im zweiten Brief an die Korinther die Worte schrieb: „Gern will ich mich meiner Schwachheit rühmen, damit in mir wohne die Kraft Christi“ (2 Kor 12,9). Und Paulus kannte Gott besser als wir, wusste besser, was vor Gott die größere Empfehlung ist. Die Frage ist längst entschieden, seitdem Christus den Zöllner im Tempel, der seine Sünde bekannt hat, gerechtfertigt von dannen gehen lässt. Seitdem wissen wir, dass das aufrichtige Bekenntnis unseres Sündenelends die beste Empfehlung ist, die wir vor Gott vorweisen können. Gewiss ist es etwas Unerhörtes, dass der Beter im Psalm sein Sündenelend als Empfehlung benutzt. Das scheint fast wie ein Faustschlag gegen Gott. Aber hat der Beter nicht recht? Vor der Barmherzigkeit ist das Elend die beste Empfehlung. Das ist eben die Eigenart der Barmherzigkeit, sich zum Elend zu neigen. Die Menschen, die sich sonst ihrer körperlichen Gebrechen schämen, strecken uns an den Straßenrändern ihre verkrüppelten Glieder entgegen. Sie wissen, das empfiehlt sie vor den barmherzigen Seelen. So tut es der Sünder seinem Gott gegenüber. Was soll alle falsche Scham vor dem Allwissenden? Ja, ich bin schuld. Meine Schuld ist groß, sogar sehr groß. Und wir? Wir suchen alle möglichen Rechtfertigungsgründe für uns, suchen Entschuldigungen für unsere Fehler, und wissen nicht, dass wir damit unsere besten Empfehlungen vor Gott zunichte machen.

„Denn meine Schuld ist groß!“ Wenn wir Gott den Vater kennen würden, müssten wir anders handeln. Wir haben uns ein eigenartiges Bild von Gott zurechtgemacht. Ein Bild von Gott, der nur für die Guten da ist und für die Gesunden, der nicht viel besser ist als wir selbst. Denn seht, was tun wir? Wenn jemand krank ist im Haus, dann lassen wir alle Gesunden und kümmern uns um die Kranken. Und der Gott, den wir uns zurechtgemacht haben, lässt alle Kranken und kümmert sich nur um die seelisch Gesunden. Christus hat anders vom Vater im Himmel gesprochen. Der reuige Sünder sucht keine Rechtfertigungsgründe für seine Sünde, sucht keine Entschuldigungsgründe für seine Fehler. „Denn meine Schuld ist groß.“ Warum verstecken wir uns vor dem barmherzigen Gott? Wenn der Mensch sein Sündenelend vor ihm bekennt, reuig und wahrhaftig, dann kennt die Freude Gottes keine Grenzen.

In unübertrefflicher Weise hat Christus dies in dem Gleichnis von dem verlorenen Sohn dargestellt. Wir lieben diese Erzählung, aber wir kennen sie nur zur Hälfte. Nur bis dahin, wo der verlorene Sohn heimkommt und vom Vater aufgenommen wird. Aber die letzten Verse, die noch folgen, sind eigentlich die schönsten. Der ältere Sohn hört das Singen und Musizieren im Haus und will nicht hineinkommen. Da geht ihm der Vater entgegen und bittet ihn einzutreten, Aber der antwortet bitter: „Ich habe dir immer treu gedient, und du hast mir nie ein Mahl bereitet; jetzt kommt dieser Nichtsnutz zurück, und du lässt ihm das Mastkalb schlachten.“ Und nun die wunderbare Antwort des Vaters. Er gibt alles zu. Was der ältere Sohn sagt, ist wahr. Und doch: Es musste sein, dass ein Fest gefeiert wird. Warum musste es sein? Nun, weil er Vater ist! Daran erkennen wir den Vater. Er überlegt nicht lange, warum er das Freudenmahl hält. Er sucht nicht nach Rechtfertigungsgründen. Es musste sein! Das ist die Liebe Gottes, die einfach überströmt dem reuigen Sünder gegenüber. Wer in eine solche Seele hineingeschaut hat, dem fällt es nicht schwer, die Freude Gottes zu begreifen. Es ist schön, wenn im Frühling das Leben durchbricht und es überall sprosst und grünt. Aber am aller-schönsten ist es, wenn man erleben darf, wie das Edle in einer Menschenseele aufbricht und aufleuchtet. Es ist wohl das größte Glück eines Priesters, zu erleben, wie Menschen sich bekehren. Sich reuig abwenden von Sünde und Laster. Ehrlich ihre Schuld bekennen. Sehnsüchtig nach Vergebung verlangen. Ketten, die fallen, machen eine schöne Musik.

Eine Lehrerin, eine edle mütterliche Persönlichkeit, hatte Kinder zur ersten hl. Beicht vorzubereiten. Zwischen ihr und den Kindern hatte sich ein inniges Vertrauensverhältnis angebahnt. Aber sie hatte einen Jungen, der ein wahrer Taugenichts war. Veranlagung und äußere Verhältnisse hatten ihn auf die schiefe Bahn gebracht. Täglich gab es Klagen über ihn. Ungewaschen, in schmutzigen Kleidern kam er in die Schule. Täglich fehlte etwas von den Hausaufgaben. Immer wieder zeigte das Strafbuch seinen Namen. Schließlich wurde er ein so verbittertes Kind, das als Erziehungsmittel bei Eltern und Lehrern nur noch den Stock kannte. Die einzige, die ihn fein zu behandeln wusste, war die Lehrerin. Und er gewann Vertrauen. Es gab ein langes, stilles, inneres Ringen und Kämpfen. Eines Tages steht der Junge vor ihr. In seiner ungeschickten und ungefügen Art spricht er: „Lehrerin, ich muss eine Sammelbeichte, eine Gesamtbeichte ablegen, aber ich kann es nicht. Du musst mir helfen.“ O, Kinder haben auch schon ihre Seelenkämpfe, ihre Seelennöte. Alle Angst einer gehetzten Kinderseele sprach aus den großen Augen: Du musst mir helfen. Da setzte sich die Lehrerin mit ihm zusammen, und sie hielten Gewissenserforschung. Die Lehrerin berichtet: „Wie ich da Einblick gewinnen konnte in das Herz dieses armen Kleinen, der so viel von Sünde kennengelernt hatte, und doch gut werden wollte, da überkam mich eine solch wehmütig-freudige Seligkeit, dass der kleine zerlumpte Knabe mir der liebste von allen wurde.“ Ja, der Sonnenaufgang in einer Seele ist herrlich schön. Aber was wir in den Seelen sehen können, sind nur unklare Schattenbilder. Wie aber ist es, wenn Gott vor einer solchen Seele steht, er, der Allsehende, der jeden guten Gedanken sieht, der das Ringen der Seele bis in die feinsten Regungen verfolgt? Wenn Gott vor dem Sonnenaufgang in einer Sünderseele steht, wer kann da die Freude seines Herzens fassen? Gott, der Allbarmherzige! Wenn er sieht, wie das bisschen Elend, das wir Mensch nennen, sich zu ihm schleppen will, dann kann er dem Sünder nicht böse sein. Dann verstehen wir das Wort: „Im Himmel ist mehr Freude über einen Sünder, der Buße tut, als über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen“ (Lk 15,7). Ist die Sünde ein Grund zur Mutlosigkeit? Nein, und abermals nein! Tritt nur hin vor deinen Vater: Siehe, meine Schuld ist groß, du musst mir helfen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Sehend werden und hörend

19.02.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Evangelium des letzten Sonntags der Vorfastenzeit besteht aus zwei Teilen. Im ersten Teil sagt der Herr sein Leidenschicksal voraus. „Wir ziehen hinauf nach Jerusalem.“ Der Herr ist von Galiläa jordanabwärts gezogen bis Jericho, wie es die meisten Festpilger aus dem Norden des Landes taten. Nun beginnt der steile Aufstieg aus dem Jordantal. Jerusalem liegt 700 bis 850 Meter über dem Meeresspiegel. „Dort wird alles in Erfüllung gehen, was die Propheten über den Menschensohn geschrieben haben.“ Jesus sagt das Geschick, das ihn erwartet, in allen Einzelheiten voraus. Er wird den Heiden ausgeliefert werden. Das ist etwas Furchtbares für einen Juden, einen Angehörigen des auserwählten Volkes. Ausgestoßen aus der heiligen Gemeinschaft in eine unheilige Welt wie ein räudiges Schaf. Eine größere Schmach kann einem Angehörigen dieses Volkes nicht widerfahren. Daran knüpft Jesus die Vorhersage der Plagen und Qualen, die danach folgen. Er wird verspottet, misshandelt und angespuckt werden, man wird ihn geißeln und töten. Wie sich diese Misshandlung zwischen Juden und Heiden aufteilen, sagt er nicht. Jesus weiß um sein Schicksal. Der Vater im Himmel hat ihn belehrt. Es ist müßig, an der Geschichtlichkeit der Leidensvorhersagen Christi zu rütteln. Er fügt an die Vorhersage seines Leidens und Sterbens auch die Verheißung der Auferstehung, des Wiederlebendigwerdens. Doch als er beides beendet hat, blickt er in verständnisleere Augen. Die Jünger haben seine Worte gehört, aber nichts begriffen. Lukas häuft die Ausdrücke des Nichtverstehens. Er sagt in drei Sätzen hintereinander inhaltlich immer wieder dasselbe: Sie verstanden nicht.

Man sagt dem Menschen nach, dass er die Fähigkeit habe, etwas schwer oder gar nicht zu hören, was er nicht hören will. Das Nichthörenwollen und das Weghören ist der Versuch, Beschwerlichem, Unangenehmem aus dem Wege zu gehen. Im privaten Leben mag das Nichthören manchmal keine schwerwiegenden Folgen haben. Aber es kann schlimm ausgehen, wenn Menschen in führenden Positionen Unangenehmes nicht hören wollen. Dann verpassen sie die Wirklichkeit. Im Januar 1945 bereitete sich die Rote Armee auf breiter Front zum letzten Angriff vor. Als der Generalstabschef Hitler die Meldung von der gewaltigen Überlegenheit der sowjetischen Streitkräfte vortrug, nannte er diese Warnung „völlig idiotisch“ und verlangte, den Chef Fremde Heere/Ost, auf den die Meldung zurückging, sofort in ein Irrenhaus zu sperren. Er wollte nicht hören, was ihm nicht gefiel.

Seit Jahrzehnten gehen in der Kirche Geschehnisse vor sich, die gläubige Christen beunruhigen und besorgt machen müssen. Es fing damit an, dass die jungfräuliche Empfängnis Jesu im Schoße Mariens, die wahre Gottessohnschaft Christi, seine wunderbare Auferstehung geleugnet oder ausgehöhlt wurden. Es ging damit weiter, dass die Existenz innerlich böser Handlungen bestritten wird, die Gebote der geschlechtlichen Sittlichkeit bagatellisiert werden, die Sünde verharmlost wird. Schließlich ist man dahin gelangt, dass die sogenannte Lebenswirklichkeit, also wie sich die Menschen tatsächlich verhalten, als Quelle der Offenbarung und Bestandteil des kirchlichen Glaubens ausgegeben wird. Das alles sind fundamentale Verirrungen. Diese gefährlichen, abwegigen und glaubensschädlichen Aufstellungen gehen von angestellten Lehrern der Kirche aus. Sie blieben nicht unbemerkt, wurden vielmehr von wachsamem Christen beanstandet und zur Anzeige gebracht. Doch ohne Erfolg. Die Kirchen-

oberen haben jahrzehntelang zu den Verstößen gegen die Glaubens- und Sittenlehre der Kirche geschwiegen. Sie haben gegen Ungehorsam und Verwirrung nichts unternommen. Jetzt kommt die Quittung für ihr Wegsehen und Weghören. Die Auflehnung gegen die verbindliche Lehre der Kirche hat die Ebene der Bischöfe erreicht. Der sogenannte synodale Prozess ist die Revolte innerhalb der katholischen Kirche, angestoßen und getragen von den Bischöfen. Die Bischöfe haben zu ihrem Teil aufgehört, Lehrer des Glaubens zu sein.

Der zweite Teil des heutigen Evangeliums berichtet von einem blinden Bettler. Er hat offensichtlich bereits gehört von dem großen Wundertäter aus Nazareth. Nun erfährt er, dass er mit seinen Jüngern vorüberzieht. In seiner Not schreit er ihn richtig an: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Diese Anrede setzt voraus, dass er weiß: Jesus ist der verheißene Messias aus dem Stamm Davids. Vom Messias erwartete man, dass er die Blinden heilen werde (Is 35,5; Mt 11,5 = Lk 7,22), und das lässt den blinden Bartimäus Hoffnung fassen. Den Begleitern Jesu ist er lästig. Sie schelten ihn, er solle schweigen. Aber der Blinde schreit noch viel lauter: „Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Jesus weist sein Bekenntnis und seine Bitte nicht zurück. Er bleibt stehen und sagt: „Ruft ihn!“ Das ändert die ganze Lage. Die Begleiter Jesu wenden sich zu dem Blinden und sagen zu ihm: „Sei getrost, steh auf, er ruft dich!“ Da wirft er den Mantel weg, springt auf und kommt zu Jesus. Der Herr fragt ihn: „Was willst du, dass ich dir tun soll?“ Jesus weiß selbstverständlich, welches Anliegen der Blinde hat. Aber er fragt ihn danach, um ihn zu einer Äußerung seines Glaubens zu veranlassen. Der Blinde antwortet: „Herr (= Rabbuni), ich möchte wieder sehen können.“ Aus der Anrede Rabbuni (= mein Herr), der ehrfurchtsvollen Steigerung des schlichten Rabbi, spricht die Ehrfurcht vor dem Messias. Jesus untersucht ihn nicht, fragt nicht nach der Ursache der Blindheit, nimmt keine Anamnese des Leidens vor. Er spricht nur: „Sei sehend; dein Glaube hat dich gerettet.“ Ein Wort, ein einziges Wort, nicht mehr. Aber dieses Wort ist ein mächtiges Wort, ist ein schöpferischer Befehl: Sei sehend. Und tatsächlich: Was er sagt, geschieht. Der Blinde sieht wieder. Ein ungeheuerliches Ereignis ist geschehen. Jesus wirkte sein letztes, von den Synoptikern erzähltes Heilungswunder. Aber Jesus hat ihm nicht nur das Augenlicht geschenkt, sondern auch die Schau der Seele, den Glauben. Der Blinde schließt sich Jesus an und folgt dem Sohn Davids auf seinem Wege. Er ist für Jesu Volk und Reich gewonnen.

Es ist etwas Schreckliches um die religiöse Blindheit vieler Menschen. Sie kennen Gott nicht und bemühen sich nicht, ihn kennenzulernen. Sie wissen nichts von Jesus und unternehmen keine Anstrengung, sich über ihn kundig zu machen. Sie haben keinen Drang, sich über Wesen und Wirken der Kirche zu informieren. Ihre Unwissenheit und Verlorenheit muss uns zu Herzen gehen. Wir dürfen unsere Mitmenschen nicht der Unwissenheit und der Desorientierung überlassen. Wir müssen versuchen, sie aufzuklären und zu unterrichten. Wir dürfen auch nicht zusehen, wie immer mehr Christen durch Täuschung und Irreführung aus dem mystischen Leib Christi gerissen werden. Wir müssen, so viel an uns liegt, den Strom des Abfalls zum Versiegen bringen.

Sie fragen vielleicht: Was können wir tun? Wir sind alt, müde, verbraucht, sagen die einen; wir sind unbekannt, unbedeutend, isoliert, sagen die anderen. Zuerst müssen wir uns selbst Kenntnisse verschaffen. Unsere religiöse Bildung erweitern. Sich nicht begnügen mit dem Wissen, das wir in Kindertagen erworben haben. Was kann man tun, um die Lücken unseres Gedächtnisses zu füllen? An erster Stelle: den Katholischen Weltkatechismus anschaffen und lesen. Hier ist unser Glaube vollinhaltlich zu finden. Sodann: Die drei Bände über unseren Herrn Jesus von Benedikt XVI. erwerben und sich zu eigen machen; 29 Euro! Weiter: Die zuverlässigen Zeitschriften halten und lesen: den „Fels“, das „Theologische“, die „Una Voce Korrespondenz“, die „Tagespost“. Die über das Land verstreuten Initiativkreise geben Blätter heraus, von denen manche geeignet sind, den grassierenden Irrlehren wirksam zu begegnen. Dann auf die Menschen zugehen. Zeugnis geben vom Glauben. Schon scheinbar achtlos hingeworfene Worte können andere Menschen zum Nachdenken bewegen. Zum Beispiel: Ich gehe zum Gottesdienst. Ich bete für Sie. Dieses letzte Wort kann, wenn es spürbar ernst gemeint ist, echte Freude, ja Ergriffenheit wecken. Das Kreuzzeichen machen. Ein religiöses Symbol tragen. Man kann Menschen, bei denen es angebracht ist, ein Heiligenbild, eine Medaille, einen Rosenkranz schenken. In einer Stellung an der Ostfront zerteilte ein katholischer Soldat auf die Bitten der Kameraden seinen Rosenkranz. Wir können andere Menschen auf die katholischen Fernsehsender aufmerksam machen: K-TV, Gloria TV. Wir können sie auf die täglichen Übertragungen von den

Gottesdiensten aus Davos, Wemding und Semmering verweisen. Wir können sodann Schriftenapostolat betreiben. Geeignete Druckwerke empfehlen und vertreiben. Es gibt heute zahllose billige Kleinschriften religiösen und apologetischen Inhalts. Wir sollten sie erwerben und anderen zukommen lassen. Ich selbst durchstreife Budenheim und werfe in die Briefkästen gute religiöse Literatur. Die Broschüre von Ulrich Filler „Deine Kirche ist ja wohl das Letzte“ ist in einer halben Million Exemplare verbreitet. Der Lebensbericht des konvertierten evangelischen Pfarrers Andreas Theurer „Warum werden wir nicht katholisch?“ hat mehrfache Auflagen erlebt. Geben wir ihn weiter. Die Schriften von Gabriele Kuby und Christa Meves können Sie unbedenklich erwerben, empfehlen und verschenken. Sie sind für die Erziehung und Selbstbildung des christlichen Menschen von höchstem Wert. Sagen Sie nicht, diese Bemühungen seien vergeblich. Sie sind wirksam. Durch sie haben viele Menschen Argumente gewonnen zur Abwehr von Irrtümern. Der evangelische Theologe Heinrich Schlier hat als Beginn seines Weges zur katholischen Kirche diese Kleinschriften angegeben. Wir können weiter anderen empfehlen, zur Predigt zu kommen. Durch die Predigt ist die Kirche geschaffen worden. Gute Predigten, von überzeugten Priestern vorgetragen, können Menschen für unsere heilige Religion gewinnen. Seit vielen Jahren stellen apostolisch gesinnte Christen meine Predigten in das Internet. Lange habe ich mich dagegen gesträubt. Aber sie haben mir versichert: Sie erbauen mit Ihren Predigten die Leser oder Zuhörer. Sie festigen ihren Glauben. Dann habe ich zugestimmt. O meine Christen! Die meisten Menschen weisen die Wahrheit ab, weil sie sie nicht kennen. Machen wir sie damit bekannt. Lassen wir unseren Heiland nicht allein. Reihen wir uns ein in die Zahl seiner Apostel. Er hat keine anderen Hände als die unseren. Er hat keine anderen Beine als unsere. Tragen wir seine rettende Botschaft zu den Menschen unserer Umgebung. Die Studenten, die Mitglieder der Weißen Rose waren, haben unter Lebensgefahr versucht, die Zeitgenossen von der Verruchtheit des Naziregimes zu überzeugen. Versuchen wir, die Menschen unserer Zeit zu ihrem Heile zu Jesus, dem Heiland der Welt, zu führen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Jesu Worte auf dem Leidensweg (1)

Jesu Worte der Not

26.02.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir wollen heute und an den kommenden Sonntagen das Leiden unseres Herren betrachten, aber weniger von außen, nicht so sehr sein körperliches Leiden, als vielmehr das, was in seiner Seele vor sich ging, seinen inneren Kampf und seine innere Not, seine innere Kraft und seine große Heilandsliebe. Wir wollen hineinschauen in sein Herz und sehen, was er selber über sein Leiden sagt, denkt, fühlt.

Heute wollen wir die Worte der Not betrachten, die Christus gesprochen hat, die Notrufe, die er erhoben hat. Zwei davon hat er gesprochen hinauf zu seinem Gott und Vater. Als aber sein Gott und Vater ihn nicht erhörte, hat er zwei Worte der Not gerufen zu den Menschen, zu uns. Das erste Wort der Not hat er im Garten des Ölbergs gesprochen. Als die Todesangst ihn überfiel, als er auf der Erde lag, zitternd an allen Gliedern, kraftlos und mutlos, als das Blut ihm aus den Poren drang, als er keine Hilfe und keine Rettung mehr sah in sich, da hat er gerufen und gefleht: „Vater, wenn es möglich ist, lass diesen Kelch an mir vorübergehen!“ Warum rief er zum Vater? Er ging zum Vater auch in dieser bitteren Stunde, weil er immer zum Vater ging, weil er mit allem zum Vater ging, weil er sein ganzes Herz in jeder Stunde zum Vater trug, weil dort seine Heimat war, weil er nicht bloß seine Not, sondern auch seine Freude, seinen Mut, seine Bereitschaft, seine Dankbarkeit, weil er alles zum Vater trug, alles, wie ein Kind; denn er war das Kind des Vaters. So trug er jetzt auch seine große Not zu ihm, eine Not, wie er sie noch nicht gehabt in seinem Leben, eine Schwäche, eine Angst, eine Todesangst. Jetzt, wo er ganz zerbrochen am Boden lag, auch jetzt hob er seine Augen empor zum Vater, wie er es immer getan hatte. Er scheut und schämt sich nicht, vor seinen Vater zu kommen, es mag sein, wie es will. Mit allem, was er im Herzen trägt, mit allem, was er fühlt und denkt und lebt, kommt er zum Vater. Der Vater war ihm der große Vertraute, der einzige Freund, die Heimat seiner Seele, wohin er alles trug. „Vater“, sagt er, „wenn es möglich ist.“

Warum sollte es nicht möglich sein? Bei Gott ist doch alles möglich, Gott ist doch der Allmächtige, Gott kann doch jeden Kelch an ihm vorübergehen lassen – warum sollte es also nicht möglich sein? Wenn es nicht möglich ist, dann kann es nur daher kommen, dass hier ein Ratschluss Gottes steht so fest und unverrückbar wie das Wesen Gottes selbst. Was in der Heiligkeit und in der Liebe Gottes gegründet ist, das kann in der Tat nicht geändert werden, das steht ewig fest, und es ist nicht möglich, daran zu rütteln. So ein Ratschluss liegt hier vor. Das weiß Jesus, und darum fängt er auch nur an, ganz schüchtern zu fragen; er denkt nicht daran, einen solchen Ratschluss etwa umstoßen zu wollen; er will auch seinem Vater nicht Gewalt antun. „Vater“, sagt er ganz fügsam, „wenn es möglich ist, dann lass diesen Kelch an mir vorübergehen.“ Noch sind erst einige Stunden vorüber, da hat er zu seinen Jüngern gesagt: „Hier, nehmt diesen Kelch und trinket alle daraus; keiner lasse diesen Kelch an sich vorübergehen.“ Nun aber wird ihm selbst ein Kelch geboten, und er soll ihn trinken, und nun muss er bitten: Lass ihn an mir vorübergehen! Aber freilich, da ist ein Unterschied: Der Kelch, den er

seinen Jüngern vor wenigen Stunden gereicht hat, war ein Kelch der Freude; er aber soll den Kelch der Bitterkeit trinken. Das war ein Kelch der Kraft, er aber soll den Kelch des Todes trinken. Zwischen den beiden Kelchen besteht ein Unterschied, aber auch ein Zusammenhang. Den fühlt und sieht er selbst, und darum sagt er: „wenn es möglich ist“. Er weiß schon, es ist nicht möglich. Denn gerade weil er seinen Freunden einen Kelch der Liebe bot, darum muss er den Kelch des Leidens trinken. Weil er seinen Jüngern den Kelch des Lebens bietet, darum muss er den Kelch des Todes trinken. Denn er muss den Kelch der Danksagung, den er für seine Jünger gefüllt hat, erkaufen mit dem Kelch der Bitterkeit. So betet er: Lass ihn vorübergehen, wenn es möglich ist! Es ist der Kelch, den er um unsertwillen trinken muss und an dem er nicht vorbeikommt. Und er hat ihn schon angenommen in dieser heiligen Stunde am Ölberg. Er musste ihn trinken.

So fängt er an ihn zu trinken. Und dann weiter vor Annas und Kaiphas und Pilatus und Herodes Antipas, vor den römischen Legionären und der johlenden Menge. Und da er schon bald an den Schluss gekommen ist, bis zur bitteren Neige, wird es ihm wieder zu schwer. Deshalb erhebt er nochmals seinen Notruf zu Gott: „Mein Gott, mein Gott, wie hast du mich verlassen!“ Das ist der Notruf am Ende. Der andere war der Notruf am Anfang. Was liegt alles dazwischen: das Trinken des großen, tiefen Kelches. So ist auch ein Unterschied zwischen diesen beiden Worten. Damals im Ölgarten war es noch der erste Tropfen, jetzt aber ist er zur bittersten Neige gekommen. Damals war noch eine Süßigkeit in seinem Notruf. „Vater“, konnte er sagen, und sein ganzes Kindesherz hat da mitgesprochen, hat mitgebebt. Es war noch ein Vertrauen darin: Dieser Vater wird mich nicht verlassen, wenn ich auch den Kelch trinken müsste. Wenn es möglich wäre, würde er ihn mir ersparen. Aber in diesem zweiten Wort der Not – wie erschrecken wir, wenn wir das hören, dass Gottes Sohn so rufen konnte: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Ist vielleicht in seiner Seele für einen Augenblick das Leid zum Herrscher geworden und hat alles übertönt, was sonst in dieser Seele klang und lebte? Wenn ja, dann war es das Menschheitsleid, das in dieser Stunde über ihn Herr wurde, dann war es das Leid der Welt vom ersten Tag der Schöpfung an bis zum letzten Tag, das über ihn herfiel und ihn niederdrückte, dann war es unser aller Not, die auf ihm lag. Der Psalm, den Jesus zu beten anfängt, fährt dann fort: „Mein Gott, den ganzen Tag rufe ich zu dir, und du erhörst mich nicht.“ So hat Jesus weitergebetet, und in der Tat, so war es. Den ganzen Tag ruft er schon, von der nächtlichen Stunde, wo er im Ölgarten lag, bis jetzt um die sechste, um die neunte Stunde, wo schon die Abendschatten über Golgotha herziehen. Den ganzen Tag schon ruft er zu Gott, und der Vater erhört ihn nicht. Es kommt keine Stimme vom Himmel, wie sie früher gekommen war, wo es geheißen hatte: „Das ist mein geliebter Sohn.“ Es kommt keine Legion von Engeln. Es öffnet sich kein Himmel. Es fährt kein Blitz hernieder, seine Feinde zu vertreiben. Er ist verlassen, preisgegeben seinen Henkern.

So geht er zu den Menschen. Wie ist das furchtbar, dass auch Christus, der leidende, den Weg zu den Menschen gehen muss! Schon im Ölgarten begann er diesen schweren Weg zu gehen. Da die Todesangst nicht von ihm wich und immer schwerer wurde, stand er auf, einmal, zweimal, und kam zu seinen Jüngern. Aber die Jünger schliefen. Da flehte er: „Wachet doch mit mir! Könnt ihr nicht einmal eine Stunde mit mir wachen? Wenigstens eine Stunde sollt ihr mit mir wachen.“ Warum bittet er so? Es ist ihm ergangen, wie es allen leidenden Menschen geht: Sie schauen aus nach einem hilfreichen Menschen. Wenn er ihnen auch nicht helfen kann, wenn sie wenigstens einen Menschen sehen, wenigstens eine bekannte Stimme hören, wenigstens eine Hand fassen, in ein Auge schauen können, dann ist es schon leichter. So wird der Mensch in seiner Not zum Menschen getrieben. Wenn nur etwas Lebendiges da ist, dann ist es schon ein bisschen leichter. So kommt der Heiland zu seinen Jüngern, um etwas Lebendiges zu spüren, in ihre Augen zu schauen, wenigstens ihre Stimme zu hören, wenn sie ihm auch nicht helfen können. Sie können seinen Kelch nicht trinken, sie können ihn nicht befreien, seine Todesangst nicht wegnehmen, aber hören möchte er sie, sehen möchte er sie. So bittet er sie, mit ihm zu wachen. Doch er hat nicht gefunden, was er suchte. Die Jünger schliefen, waren schlaftrunken, und gaben ihm entweder gar keine oder eine verworrene Antwort. Sie verstanden ihn nicht in seiner Not, denn er war zu weit weg. Wenn ein Mensch einmal ganz tief in der Not ist, ist er immer einsam. Wenn er dann um sich greift mit den Armen, um etwas Lebendiges zu fühlen, dann wird er nichts finden; denn er ist so tief drunten. Dort in jener Tiefe ist jeder allein. Je größer ein Leid ist, um so einsamer muss es werden. Wir sehen an diesem Hilfeflehen Jesu Christi, dass sein Leiden

wirklich bis auf den Grund gereicht hat, auf den Grund einer furchtbaren Einsamkeit, wo seine Jünger, die es doch gut mit ihm meinten, nichts mehr verstanden.

Noch einmal geht der Herr zu den Menschen, erhebt er einen Notruf, und das am Ende der Passion. Nachdem er den Notruf zu Gott erhoben hat, ohne eine Erleichterung zu bekommen, ruft er am Kreuze wiederum zu den Menschen und sagt: „Mich dürstet.“ Ach, so weit ist er jetzt gekommen. Jetzt verlangt er nicht mehr viel. Jetzt verlangt er keine seelische Gemeinschaft mehr, jetzt verlangt er keine warme Hand mehr und kein teilnehmendes Wort, nur noch „ich dürste“ sagt er. In dem Notruf zu Gott war die Stimme seiner Seele, die Stimme seiner Kindschaft übertönt von der Stimme des Weltleids, des Menschheitsleids. Aber in diesem letzten Wort der Not, das er zu Menschen spricht, sagt seine Seele überhaupt nichts mehr, ist seine Seele ganz stumm geworden. Nur noch sein armer, zerrissener Leib erhebt die Stimme. Für seinen Leib noch fleht er um eine Erleichterung, seine Seele verlangt nichts mehr. Wenn es noch eine Verzweiflung des Leids nach der Verlassenheit gibt, dann war sie hier, wo er so anspruchslos geworden ist, nur noch einen Tropfen Flüssigkeit zu erbitten, sonst nichts.

Und siehe, da ward ihm nun Erhörung und Erfüllung, gerade jetzt. Ein Soldat wurde von Mitleid gerührt und tauchte einen Schwamm in ein Gefäß mit Essig und reichte ihm den Schwamm auf einem Stab, und Jesus netzte seine Lippen an dem essigsauen Schwamm. Es ward ihm eine Hilfe. Und es ward Mitleid erregt in dem Herzen eines Menschen, in dem Herzen eines Mannes. In einem harten Soldatenherzen glühte ein Schimmer der Liebe auf. Sollte nicht das vielleicht der Grund gewesen sein, warum der Vater ihn nicht erhört hat, warum der Himmel geschwiegen hat. Der Himmel wartet darauf, dass auf der Erde die Liebe erblüht, dass auf der Erde ein Schimmer von Mitleid erwacht. Denn so will Gott den Menschen helfen, durch die Menschen will er ihnen helfen, durch hilfreiche, liebevolle Menschen, durch opferwillige selbstlose Menschen will Gott helfen, auf keine andere Weise in der gewohnten Heilsordnung. Das ist wohl der Grund, warum Gott zu so viel Leid immer noch schweigt: Weil immer noch nicht die Liebe wach geworden ist in unseren Herzen; weil wir immer noch nicht laufen, einen Schwamm zu tunken in erquickende Flüssigkeit, um unsere Mitmenschen zu laben. Immer noch wartet Gott darauf. Und warum wohl? Können wir denn unsere Mitmenschen erquicken? Können wir denn die Not der Welt aufheben? Wir können doch so wenig tun. Was ist schon Großes an diesem essigsauen Getränk, das da den Lippen des Heilands geboten wird! Ist das nicht eine ganz armselige kleine Hilfe? O nein, nein, nein. Was die Liebe tut, ist niemals unbedeutend, ist niemals unbeachtlich.

Diese Liebe ist die Erlösung der Welt. Denn das ist eigentlich die größte Not, in der wir sind: nicht die Not der Ungeliebten, nicht die Not der Verstoßenen, nicht die Not der Enterbten, sondern die Not der Lieblosen. Die Menschheit, die keine Liebe hat, ist wahrhaftig in Not, ist unrettbar, ist verloren. Darum muss alles aufgeboten werden, um die Liebe aufzuwecken in der liebeleeren Menschenseele. Wenn es gelingt, auch nur in einer Seele, in einem harten Soldatenherzen, in einem rauhen Henkerherzen einen Schimmer von Liebe aufzuwecken, dann kann Gott ruhig zusehen, dass sein eigener Sohn sich zu Tode ruft in seiner Not; das ist nicht zu teuer erkaufte. Es ist der Mühe wert, dass Gottes Sohn in Not kommt, wenn nur in einem Herzen ein Fünkchen Liebe erwacht. Es scheint, dass wir nicht viel mehr tun können, als unseren Brüdern und Schwestern eine kleine Erquickung bereiten. Und doch wartet Gott darauf, dass wir es tun. Warum denn? Weil es etwas Großes ist um die Liebe, die das tut, und wenn sie auch nur einen Schwamm an den Mund eines Sterbenden drückt, ist es etwas Großes, wenn es die Liebe tut. Auch für diesen Menschen selbst; denn so wird er selbst gerettet. Wir hören nichts weiter aus der Heiligen Schrift von diesem Soldaten. Aber ich glaube, seine Liebestat hat ihm selbst auch Rettung gebracht. Der rechte Schächer, der nur ein Wort zugunsten des Herrn sprach, bekam das Paradies noch am gleichen Tag. Dieser Henker aber hat mehr getan. Unter dem Spott und gegen den Widerstand seiner Kameraden hat er den Sterbenden getränkt. Sollte nicht auch er das Himmelreich bekommen haben? Es war ja schon in seiner Seele ein Anfang des Himmelreiches, es war schon ein Aufblühen Gottes in dieser Regung des Mitleids, der er gefolgt ist. Ihm ist das Leiden wahrhaftig zur Brücke geworden, auf der Gott zu ihm kam am Abend dieses Karfreitags. So möchten wir denken. Das ist der Weg, der einzige Weg, auf dem das Leid der Welt aufgehoben wird: dass es hineinströmt in die Seelen und dort die Liebe weckt, von Liebe getragen, von Liebe umfassen,

von Liebe betreut wird. Dann wird diese Liebe selbst zum Himmelreich. Gott selbst steigt nieder auf der Brücke der Not in die dienende Liebe der Seelen. So hat auch der Heiland selbst die Welt erlöst von Sünde und Leid. Er hat das Leid der Menschheit, das maßlose und grenzenlose Leid, in seine Seele aufgenommen. Und seine Seele war groß und weit wie sonst keine Menschenseele. In dieser großen, weiten Seele war eine ebenso große Erbarmung und Liebe, und sie hat dieses Menschenleid umfassen. So hat er das Himmelreich gegründet für sich selbst und für uns. Weil er dieses Leid von uns und für uns getragen hat, ist er auch für uns der Erretter geworden, der alles heilt, alle Freude, alles Glück, alle Erhebung, alle Seligkeit für uns in sich trägt. Wahrhaftig gelobt und gebenedeit ist er, weil er für uns gelitten hat.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Jesu Worte auf dem Leidensweg (2)

Die Worte der Kraft

05.03.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Größe eines Leids können wir messen an der Größe des Verlustes an Glück und Wonne, den das Leid bedeutet. Welchen Verlust unser Herr in seinem Leiden erfuhr, das lässt sich mit wenigen Worten sagen: Das Kind des Lichtes stieg hinab in die Finsternis. Der stärkste aller Menschen musste hilflos zu seinen Jüngern, ja zu seinen Henkern rufen. Der ewige Sohn Gottes fühlte sich verlassen von seinem Gott. Daran können wir ermessen, von welcher Leidenskraft Christus gewesen ist. Leidenskraft ist jenes geheimnisvolle Vermögen der Menschenseele, das Leiden wirklich zu tragen, so dass sie von dem Leid nicht erdrückt, nicht zerbrochen, nicht verbittert, nicht verhärtet wird; so dass sie aus dem Leid sogar noch etwas Gutes schafft, dass sie das Leid gleichsam noch aufnimmt, umfängt, ja zu ihm sagt. Diese Kraft der Seele ist in den meisten Menschen sehr gering. In Jesus ist die Leidenskraft ebenso groß gewesen wie die Wucht des Leidens, das auf ihn gehäuft wurde. Diese Leidenskraft war es, die aus seiner Passion die größte Leistung seines Lebens, die stärkste Entfaltung seines Willens machte, die sein Sterben zu der größten Tat erhob, dank derer wir erlöst worden sind. Wir wollen heute diese Leidenskraft betrachten und sie zu erschließen suchen aus den Worten der Kraft, die er sprach. Aus diesen Worten ersehen wir, dass eine dreifache Leidenskraft in ihm war, 1. die Kraft zum Opferwillen, 2. die Kraft zur Opfertat, 3. die Kraft zum Opfertod.

In der Kraft zum Opferwillen sprach Jesus das wunderbare und zugleich erschreckende Wort: „Vater, nicht mein Wille geschehe, sondern der deine.“ Wie ist dieses Wort voll von Geheimnissen, von Unbegreiflichkeiten! Das ist nichts Selbstverständliches. Das ist ein Wort, das wir nie erschöpfen können, gerade so, wie es aus seinem Munde kommt: Vater, nicht mein Wille geschehe, sondern der deine. Also ist ein Gegensatz zwischen dem Willen Gottes und seinem Willen; diese beiden Willen widersprechen einander; er will etwas anderes, als sein Vater will. Wie ist es möglich, dass der Wille Jesu, des Sohnes Gottes, ein anderer ist als der Wille des Vaters? Es ist möglich, weil er ein Mensch ist, ein wahrer, ganzer Mensch voll Blut und Leben, ein junger, gesunder Mann, der vor dem frühen, allzu frühen Tode, und was für einem Tode, zurückschreckt. Aber er sagt: „Nicht mein Wille geschehe, sondern der deine.“ Das heißt: Er betet nicht: Lass meinen Willen dem deinen gleichförmig werden; mache, dass ich das gleiche wolle und wünsche wie du. Nein, so sagt er nicht, sondern er sagt: Dein Wille geschehe und nicht der meine. Über meinen Willen sollst du hinweggehen, mein Wille soll nicht geschehen, auf meinen Willen sollst du nicht achten, du sollst einfach handeln, als ob ich gar nicht da wäre, auf mich kommt es gar nicht an, auf meinen Willen. Das ist in der Tat Opferwille; das ist der Wille, nicht berücksichtigt zu werden, übersehen zu werden von Gott, ausgelöscht zu werden. Vor Gott habe ich, hat mein Wille nichts zu bedeuten. Es ist ihm ernst mit dieser Erklärung. Er weiß, dass er beim Wort genommen wird, dass Gott es in der Tat so machen wird, wie er es gesagt hat. So ist Gott. Er ist imstande, über den Willen seines Sohnes hinwegzugehen, so wie er über den Willen seiner besten Diener, seiner Knechte, seiner Mägde, seiner Heiligen hinweggeht, als ob das nichts

wäre; so wird er auch hinwegschreiten über den Willen seines eigenen geliebten Sohnes. Dieses Opfer wird angenommen werden; er wird beim Wort genommen werden, aber er bleibt dabei; er findet es ganz in Ordnung, so soll es sein: Nicht mein Wille geschehe, sondern der deine. Es kommt vor, dass auch ein armer schwacher Mensch das zuweilen in seiner ganzen Tiefe erlebt, das furchtbare Geheimnis dieses Opferwillens. Das ist es, was Gott die Seinen lehrt: Er führt jene, die er lieb hat, den Weg der Leiden, und je größer seine Liebe ist, um so härter sind die Leiden. Theresia von Lisieux stellte die Frage: Wissen Sie, welches meine Sonn- und Festtage sind? Es sind jene Tage, an denen mir Gott mehr Leiden schickt. So spricht Jesus: Dein Wille geschehe, nicht der meine.

Wie ist Jesus zu dieser Kraft des Opferwillens gekommen? Er hat noch ein Wort der Kraft gesprochen, das uns hineinschauen lässt in sein innerstes Geheimnis. Bei seiner Verhaftung schien Petrus gewillt, sich gegen das drohende Geschick seines Meisters mit der Waffe in der Hand aufzubauen. Da sprach Jesus zu ihm und den Umstehenden: „Soll ich den Kelch nicht trinken, den mein Vater mir reicht?“ Das ist genug. Es ist der Vater, also ist die Frage entschieden. Es ist der Vater, also braucht es keine Prüfung, keine Überlegung mehr. Du bist es, Vater, der mir den Kelch reicht. Und weil du es bist, darum trinke ich ihn, das ist selbstverständlich. Das ist vollkommene Vertrauen, das ist vollkommene Hingabe, das ist letzte Anbetung – weil du es bist. Ob ich davon Lohn bekomme oder nicht, ob du mich verherrlichen wirst oder nicht, das alles kommt nicht in Frage; du bist es, mein Gott und mein Vater. Soll ich den Kelch nicht trinken, den du mir gibst?

Nun erhob sich der Herr und begann die Opfertat. Von dem Opferwillen bis zur Opfertat ist ein sehr weiter Weg. Das können wir oft genug erfahren. Von den heiligsten Vorsätzen, die ganz ernst gemeint sind, bis zu ihrer Ausführung braucht es noch viele neue Kraft. Jesus aber hatte diese Kraft. Er erhob sich im Ölgarten und begann seinen Weg, den Häschern entgegen, dem Leiden entgegen. Und er wird fortan nicht mehr anhalten, nicht mehr stille stehen, nicht mehr zur Ruhe kommen, bis er ans Ende gelangt ist. Aus dieser Kraft heraus spricht er zu den schlafenden Jüngern zwei inhaltschwere Worte: „Stehet auf! Wir wollen gehen!“ Stehet auf, sagt er. Stehet ihr auf; denn er steht schon. Er ist immer bereit, er ist immer willig, er ist immer wach, er braucht nicht erst aufzustehen. Aber die Jünger müssen aufstehen. Es ist seine Kraft, dass er auch andere aufstehen lassen kann. Es ist ihm gelungen, die Jünger zum Aufstehen zu bringen aus ihrer Schläfrigkeit, sie aus ihrer Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit und Alltäglichkeit herauszureißen. Nur noch wenige Wochen wird es dauern, dann werden diese schläfrigen Jünger wirklich aufstehen und wie ein Sturmwind in die Welt fahren. So kraftvoll wirkt sein Wort in ihnen: Stehet auf! Viele Menschen bedürfen des Aufstehens von dem Sichgehenlassen, Sichtreibenlassen, von der Halbheit, von der Feigheit, von der Unehrllichkeit. Ihnen sagt er: Stehet auf! Ihr müsst euch einmal zusammenraffen, ihr müsst einmal einen Willen aufbringen, ihr müsst einmal das eine Notwendige, das schlechthin Unvermeidliche tun! Stehet auf! So könnt ihr euch nicht weiter treiben lassen, so könnt ihr nicht weiter alles liegen und stehen lassen! Stehet auf! Andere Menschen bedürfen des Aufstehens von der Fesselung der Leidenschaft, von der Umklammerung der Gewohnheit. Er sagt ihnen allen: Stehet auf! Ihr müsst eure Fesseln brechen, ihr müsst wieder frei werden. Stehet auf! Jeder Mensch bedarf irgend einmal in seinem Leben eines solchen Aufstehens von der Sünde, von der Leidenschaft, von der Trägheit, von der Feigheit, des Aufstehens, wo er alles zurücklässt, wo er neue Anfänge macht, wo er sich losreißt. Stehet auf! In Zeiten des Kampfes rettet kein Kompromiss. Nur der scharfe Schnitt. Nur der entschiedene Wille.

Und dann sagt er: „Lasst uns gehen!“ Hier spricht er: Wir. Wir wollen gehen. Er schließt sich mit ein: Wir wollen zusammen gehen. Ihr, meine Freunde, wenn ihr nur einmal aufgestanden seid, und ich, wir wollen unseren Weg gehen, ihr mit mir und ich mit euch. Dieses Wort steht von jetzt an über der Welt: Lasst uns gehen, das heißt: Geht mit mir. Christus geht immer noch seinen Weg durch die Welt, den Weg des Kampfes, den Weg des Unverstehens, den Weg der Verkennung, den Weg der Verhüllung und den Weg der Schwäche. An alle seine Jünger ist dieses Wort gerichtet: Wir wollen gehen, wollen zusammen gehen, ihr und ich. So sollen auch diese Jünger gehen, sollen ihren Weg beginnen. Von dieser Leidensnacht an werden sie nicht mehr zur Ruhe kommen, bis auch sie einmal in den Tod gelangen. Von dieser Leidensnacht an wird ihr Leben ein ununterbrochenes Wandern, Kämpfen, Mühen und Sorgen werden. Aber Jesus sagt: Lasst uns gehen. Ich gehe mit euch. Jetzt ist es erst eine kleine Schar, drei, elf Jünger, aber sie wird wachsen, es wird eine Gemeinde, es wird eine

Kirche, es wird eine Christenheit daraus, die einen unglaublich schweren Weg durch die Weltgeschichte geht. Aber Jesus sagt ihr: Wir wollen gehen. Ein Wort der Kraft. Ihr geht mit mir, und ich gehe mit euch. O katholische Kirche, jetzt sehe ich dein Geheimnis. Du bist eine arme, kleine Schar, du bist ein Ärgernis, du bist ein Anstoß, du bist eine Unzulänglichkeit. Aber Jesus hat dir gesagt: Wir wollen zusammen gehen. Er geht mit dir. Und so wollen auch wir mit dir gehen, wollen dich nicht verlassen, wollen nicht irre werden an dir, wollen deinen Weg, deinen Gott, deine Opfer, deine Leiden, deine Schwächen teilen. Lasst uns gehen! So beginnen sie denn ihren Weg, Christus und seine Gemeinde, Christus und seine Kirche. Und es ist Zeit, dass sie gehen; denn es steht ihnen ein weiter Weg bevor, ein Weg, an dessen Ende sie nie gelangen werden, ein Weg bis in die Unendlichkeit, bis in die Ewigkeit hinein. Aber immerfort wird dieses Wort der Kraft tönen: Wir gehen zusammen, immer und allezeit in alle Ewigkeit, wir, ihr, meine Jünger, und ich, euer Meister.

Aber nicht alle gehen mit dem Herrn. Die Mehrzahl der deutschen Bischöfe ist dabei, sich von ihm zu lösen. Einen anderen Weg einzuschlagen. Er ist anders katholisch, sagt der Bischof von Limburg. Dieser andere Weg ist ein Irrweg, ein Holzweg, ein Weg ohne Christus, ein Weg gegen Christus. O ihr Bischöfe, die ihr Herrn Bätzing folgt: Kehrt um! Kehrt zurück auf den Weg der Kirche! Kehrt zurück auf den Weg mit Christus! Es gibt keinen anderen Weg zum Heil als den Weg mit ihm.

Die Opfertat führt endlich zum Opfertod. Es braucht eine Kraft, und eine besondere Kraft, zum Sterben. Denn das Sterben ist nicht leicht. Auch für Jesus war es schwer. Vielleicht schwerer als für einen von uns. Er hatte, menschlich gesehen, das Leben noch vor sich. Was konnte er noch lehren! Wie viele noch heilen! Das Land von Dämonen befreien! Die Grenzen Israels überschreiten. Die Botschaft des Heils nach Afrika, nach Europa, nach Asien tragen! Er war doch der Heiland der Welt, wie die gläubig gewordenen Samariter sagten. Jesus sah die Augen der Menschen aller Kontinente auf sich gerichtet, er hörte ihr Flehen um Sündennachlass, Erleuchtung und Befreiung. Aber er musste sein Werk der Erlösung abbrechen. Aufhören. Das Begonnene unvollendet lassen. O, das Sterben fiel Jesus nicht leicht. Und dennoch: Als Jesus den Tod nahen fühlte, warf er einen Rückblick auf sein Leben und sprach mit triumphierender Stimme, laut und gewaltig: „Es ist vollbracht.“ Wenn wir ihn fragen, was denn vollbracht ist, würde er antworten: Vollbracht ist der Auftrag meines Vaters, vollbracht ist mein Beruf, vollbracht ist meine Sendung, vollbracht ist der Zweck, zu dem ich gesandt worden bin. Das ist vollbracht, und nun kann ich gehen. Vollbracht ist auch das Trinken des Kelches, und nun kann ich den Kelch absetzen.

Und dann schaut Jesus hinaus in die Zukunft, was kommt nach dem Tode. Er schaut hinein und sagt mit einem seiner schönsten Worte und mit unsagbarer Innigkeit: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Das ist das Wort, das den Tod überwindet; das ist das Wort, das unendliche Ruhe in die Seele trägt; das ist das Wort ewigen Friedens. Wer das ihm nachsprechen könnte in der schwersten Stunde: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist. Er wusste, dass der Vater ihn mit offenen Armen erwartet. Woher wusste er das? Dass Gott das Glück ist, dass der Vater ihn liebt, woher wusste er das? Weil er vorher schon diesem Vater sich anvertraut und übergeben hatte, weil er vom ersten Augenblick seines Daseins gesprochen hatte: „Siehe, ich komme, deinen Willen zu tun.“ O meine Christen, dass Gott die Liebe ist, das kann man nicht aus Büchern oder Predigten lernen. Dass Gott gütig ist, das kann nur der Mensch wissen, der sich Gott anheimgibt; der zuerst sagt: „Muss ich nicht den Kelch trinken, den du mir reichst?“ Dass Gott gütig ist, kann nur der Mensch wissen, der aus Herzensgrund erklärt: „Nicht mein Wille geschehe, sondern der deine.“ Zuerst müssen wir hineingehen in die Fügungen Gottes; zuerst müssen wir Gott unser Vertrauen entgegenbringen, unseren Willen ihm aufopfern, unser Leben ihm zur Verfügung stellen. Dann erst werden wir inne, dass er unser Vater ist, dass er gütig ist, dass es süß ist, in Gott hineinzusterben. In Gott hineinzusterben, das wird leicht für einen Menschen, der in Gott hineingelebt hat. Wer den Mut hat, für Gott zu leben, hat auch die Kraft, in Gott zu sterben. Beides ist gleich leicht und gleich schwer: in Gott und für Gott leben und in Gott und zu Gott sterben. Ein und dasselbe ist es zu sagen: „Nicht mein Wille geschehe, sondern der deine“, und: „Herr, Gott, unendlicher, allmächtiger, gerechter, gütiger Gott und Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Jesu Worte auf dem Leidensweg (3)

Die Worte der Verteidigung

12.03.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Heiland hat die einzelnen Geschehnisse seiner Passion bewusst und wach, mit überlegender Seele, mit denkendem Geiste aufgenommen und demnach auch eine verschiedene Stellung zu allen Einzelheiten eingenommen. Das eine hat er schweigend hingenommen, zum andern hat er sich geäußert. Eines hat er stumm getragen, über anderes hat er sich beklagt. Das eine hat er selbst herbeigeführt, das andere hat er abgewehrt, wie es die Größe seiner Seele verlangte. Wir wollen heute die Worte der Verteidigung erwägen, die Christus gesprochen hat, die Worte und Gebärden der Abwehr. Und zwar hat er dreimal eine Verteidigung geübt: 1. hat er den Knecht verteidigt, über den Petrus hergefallen war; 2. hat er die Jünger verteidigt, die in Gefahr waren, mit ihm verhaftet zu werden; 3. hat er sich selbst verteidigt.

Zuerst, gleich am Beginn seiner Passion hat er den Knecht Malchus in Schutz genommen. Er war einer der Häscher, die den Herrn gefangen nehmen sollten. Petrus, ohne lange zu warten, hieb mit dem Schwerte drein, traf den Malchus und schlug ihm ein Ohr ab. Vielleicht war Malchus ganz vorn gewesen, vielleicht war er der eifrigste, der lauteste, der geschäftigste von allen gewesen, jedenfalls war er am meisten exponiert, so dass er dem blind dreinschlagenden Petrus zum Opfer fiel. Was tut der Herr? Er nimmt den Malchus in Schutz und verteidigt ihn und sagt den Aposteln: „Lasst das. Nicht weiter.“ Ganz kurz und herrisch. Dann berührt er die verwundete Stelle und heilt den armen Malchus. Er geht also weit über das hinaus, was man im äußersten Fall als gerecht hätte verlangen können. Er tut ein Liebeswerk an Malchus, ja, offenbar ist er von Mitleid, von Erbarmen gerührt gegenüber diesem Knecht, der doch sein Feind war, der ihn bedroht hat, der vielleicht auch äußerlich nicht viel Gewinnendes an sich hatte. Aber Jesus hat Erbarmen mit ihm. Warum wohl? Aus welchen Erwägungen ist es ihm möglich, diesen Knecht zu verteidigen, in Schutz zu nehmen und wiederherzustellen? Ist ihm vielleicht das große furchtbare Welt- und Lebensgesetz vor Augen gestanden, nach dem die Menschen einander wehtun müssen, auch wenn sie es gar nicht wollen, auch wenn sie gar keine Schuld daran haben? Offenbar hat Malchus keine Schuld gehabt. Er stand an der legitimen Stelle, er hat einfach seinen Beruf ausgeübt, und es war in seinem Berufe gelegen, dass er anderen wehtun musste, dass er sogar dem menschgewordenen Sohne Gottes wehtun musste. Ist das nicht ein allgemeines Gesetz?

Es ist doch so, dass wir alle, unwillkürlich, auch wenn wir den besten Willen haben, einander wehtun müssen. Der eine sieht die Welt so, der andere sieht sie anders, und so sind sie schon gegeneinander und bestreiten einander ihre Weltansicht. Sodann widerstreiten die Interessen des einen notwendig den Interessen des anderen. Was dem einen ein Vorteil ist, das ist für den anderen ein Schaden. In dieser Welt herrscht eben der Kampf ums Dasein, und es ist auch beim besten Willen unvermeidlich, dass wir zuweilen den liebsten Menschen entgegen sind. Es ist dieses ein ernstes, schweres, tragisches Gesetz, das auf uns allen lastet. So sind wir also eigentlich Schicksalsgenossen

unter dem gleichen Fluche, und wir sollten miteinander Erbarmen haben, weil wir unter dem gleichen Joche seufzen, weil wir notgedrungen dem Bruder, der Schwester, der Mutter, dem Vater, dem Freunde, der Frau wehtun müssen. Auch mit dem besten Willen. Können wir nicht sagen, wie der Heiland im Falle des Malchus sich wohl gesagt hat: Der Malchus steht nun an der Stelle, an der er mir wehtun muss; von Seiten der Weltordnung, der Erlösungsordnung, ja von Seiten des himmlischen Vaters ist es so geordnet. So wollen wir aus der Verteidigung, die der Herr seinem Gegner Malchus angedeihen ließ, uns erheben zu der Höhe der Anschauung, dass wir auch die entgegengesetzten Standpunkte nicht immer sogleich auf die Schuld und die Bosheit der Menschen laden. Sie stehen alle unter dem gleichen furchtbaren Gesetz, und wir sollten – wie der Herr – Erbarmen haben mit den Menschen, die uns entgegen sind, die uns missverstehen, die uns Eintrag tun. Denn vielleicht seufzen sie unter einem schwereren Joche als wir selbst.

Dann hat der Herr die Jünger verteidigt. Sie waren jetzt in Gefahr, mitverhaftet zu werden. Besonders da sie selbst handgreiflich geworden waren gegen einen Diener des Hohen Rates. Vielleicht hat schon der eine oder andere des Verhaftungskommandos Miene gemacht, die Apostel mitgefangen zu setzen. Da sagt der Herr: „Wenn ihr mich sucht, dann lasst diese gehen.“ Er verteidigt sie. Wir haben betrachtet, wie Jesus den Aposteln sagte: Kommt, wir wollen zusammen gehen, zusammen ins Leid, zusammen in den Tod. Will er also jetzt doch nicht, dass sie mit ihm zusammen gehen? Sollen sie ausgeschlossen bleiben von der Gemeinschaft seines Geschickes? O nein, sie werden es schwer genug haben in diesen Tagen, in diesen Stunden, und sie werden es noch schwer genug bekommen in den folgenden Jahrzehnten. Und eines Tages wird man sie schon gefangen setzen, fesseln und zum Tode führen. Aber jetzt ist noch nicht ihre Stunde. Seine Stunde ist gekommen: „Das ist eure Stunde und die Macht der Finsternis“, sagt der zu den Häschern. Aber die Stunde der Apostel ist noch nicht gekommen; sie stehen erst am Anfang, er steht schon an der letzten Station. So gehen sie wohl mit ihm, aber hinter ihm, alles zu seiner Zeit. Sie können auch jetzt noch nicht alles tragen, wie er ihnen selbst sagte; sie können die Gefangennahme jetzt noch nicht ertragen. Darum erspart er ihnen das, was sie noch nicht ertragen können, was die Stunde noch nicht verlangt. Er lenkt also ihre Passion, er verfügt über die einzelnen Stationen ihres Kreuzwegs. Er lenkt sie so, dass sie alles zu ihrer Zeit leiden. Aber für jetzt nimmt er sie in Schutz vor den Menschen. Einstmals, in vergangenen Tagen, nahm er sie in Schutz vor dem Sturm. Doch es ist viel schwerer, einen Menschen vor den Menschen zu verteidigen als vor einem Sturm. Wenn einmal eine Menschenmeute hinter uns her ist, wer kann ihr Einhalt gebieten, wer kann der Flut von Missverstehen, von Blindheit, von Hass gebieten? Er kann es. Er braucht nur zu sagen: „Ihr sucht jetzt mich, also lasst diese gehen.“ Und sie lassen die Apostel gehen. Es geschieht, wie er sagt. Sie werden nicht verhaftet. Auch dann nicht, als sie – wie Petrus und Johannes – sich in den Vorhof des Hohenpriesters begeben.

Einmal freilich wird die Zeit kommen, wo er sie nicht mehr gehen lässt, wo er ihren Feinden freie Bahn lässt, wo er niemand mehr sagt: Lasset meine Jünger gehen. Dann geschehen jene furchtbaren Verfolgungen, mit denen die Menschen seinen Jüngern zusetzen, sie peinigen, quälen und töten. Da nimmt er sie nicht mehr in Schutz. Aber das ist dann auch von ihm berechnet, auch das ist dann von ihm gewollt; er trägt ihr Schicksal in seiner Hand, jeden Augenblick. Ach, wenn die Jünger das doch immer wüssten und gegenwärtig hätten! Wie leicht werden sie verzagen und sprechen: Jetzt lässt Gott meine Feinde über mich triumphieren, jetzt lässt er alles Leid über mich kommen. Warum erhört er meine Gebete nicht mehr? Warum misslingt mir alles? Warum werde gerade ich so geduckt, so missachtet, so verfolgt? Es gibt solche Menschen. Aber sie dürfen darum doch nicht sagen: Also hat Gott mich vergessen, oder: Gott ist mir fern, oder: Gott hat keine Macht oder keine Liebe mehr. Nein. So dürfen sie nicht sagen. Gott ist uns dann gerade so nahe wie in der Stunde der Verteidigung. Ob er den Feinden sagt: Lasst meine Diener gehen, oder ob er ihnen sagt: Nun sollt ihr gesiebt werden, wie man den Weizen siebt, immer ist er nahe, immer trägt er ihr Schicksal in seiner Hand.

Endlich hat der Herr sich selbst verteidigt. Zweimal hat er die Gelegenheit ergriffen, sich selbst in Schutz zu nehmen. Zunächst beim ersten Verhör. Da fehlte es den Feinden an Anklagematerial. Sie wussten wohl, mit ihren Zeugen ist es schlecht bestellt, und so wollten sie aus ihm selbst das Anklagematerial herausholen und fragten ihn: „Nun, wie steht es mit deiner Lehre und deinen Jüngern? Sage aus über dich selbst!“ Da entgegnete er: „Ich habe überall öffentlich gelehrt und nirgends im ver-

borgenen. Alle haben mich gehört, fragt doch das Volk, das mich gehört hat! Sie können Zeugnis ablegen.“ Er verweigerte also die Aussage, die Selbstbezeichnung. Er will ihnen die Zeugen nicht ersparen. Nochmals hat er sich verteidigt, als der Knecht, der neben ihm stand, ihn auf diese Verteidigung hin einen Backenstreich gab wider alles Recht und sagte: „So antwortest du dem Hohenpriester?“ Da erwiderte Jesus: „Wenn ich unrecht geredet habe, dann beweise es. Wenn ich aber recht geredet habe, warum schlägst du mich?“ Jesus weist den Diener zurück, indem er ihm sein Unrecht zum Bewusstsein bringt.

Der Herr fühlt die Pein, die das Unrecht einem Menschenherzen zufügt. Der Gerechtigkeitssinn ist vielleicht einer der empfindlichsten Sinne des Menschen, und je reiner, je unverdorbener, je zartfühlender ein Mensch ist, um so schmerzlicher fühlt er jedes Unrecht, auch wenn es ihm selbst nicht zugefügt wird, auch wenn er es bei andern bemerkt. Wie er hier sein Unrecht gefühlt hat, so fühlt er, der beste, der reinste, der empfänglichste Mensch, den es je gab, auch das Unrecht, das durch die Welt geht und jeden Tag aufgehäuft wird, das Unrecht, das himmelschreiende, gegen Kinder, gegen Frauen, gegen Arme, gegen Schwache, das Unrecht gegen Völker und Minderheiten. Er fühlt es auch mehr noch als wir, und er teilt also den Zorn und die Traurigkeit aller Guten, aller Heiligen. Und das ist vielleicht einer der stärksten Gründe, der ihn jeden Tag, jede Stunde, jahrhundertlang zwingt, die Opferaltäre aufs Neue zu besteigen und sein Blut auszugießen, dieses Blut, das lauter redet als das Blut des ungerecht ermordeten Abel. Wenn er in seinem Tabernakel, in der Einsamkeit seiner Eucharistie diesen Strom des Unrechts sieht, der durch unsere Städte und Länder geht, dann weiß er, dass die Vollendung noch ferne ist, dass er noch lange da weilen und opfern muss auf einer unrechtbeladenen Erde.

Jesus fordert auch das Recht. Selbst für sich. In diesem Fall, bei der Zeugenvernehmung und gegenüber dem Knecht, hat er sein eigenes Recht gefordert. Er wusste, dass es aussichtslos war, aber sein Recht hat er doch geltend gemacht. Also steht er hinter dem grandiosen Kampf, den die Gerechtigkeit führt, und in ihrem Namen die Menschen, denen an der Gerechtigkeit etwas liegt. Und es ist dem Heiland wirklich gelungen, Menschen als Kämpfer für das Recht aufzurufen. Er hat solche aufrichtige, unparteiische Kämpfer für das Recht gefunden. Er hat doch viele Päpste gehabt, die mit Recht sagen konnten: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehasst, darum sterbe ich in der Verbannung.“ Der Herr hat Bischöfe gefunden, die zu Unrecht und Rechtsverletzung nicht geschwiegen haben. Die deutschen Bischöfe verteidigten unter der Hitlerdiktatur mit Predigten und Eingaben Recht und Gerechtigkeit. Das Hirtenwort vom 19. August 1943 beispielsweise forderte die Beachtung des sittlichen Naturgesetzes durch den Staat ein. Er hat auch Priester gefunden, die gegen Sklaverei und Hexenwahn aufstanden. Er hat viele Menschenfreunde gefunden in seiner Kirche, die sich der Schwachen, der Unterdrückten, der Rechtlosen angenommen haben, auch wenn es noch so aussichtslos war. Die Männer und Frauen, die in dem Terrorregime des Nationalsozialismus ihr Leben opferten, standen auf gegen die Missachtung und die Verkehrung des Rechts durch die von Gott und seinen Geboten gelöste Obrigkeit. Der Berliner Ministerialdirektor Erich Klausener wandte sich auf dem Berliner Katholikentag in Hoppegarten am 24. Juni 1934 gegen das Unrecht des Systems gegen unschuldige katholische Christen. Sechs Tage später wurde er ermordet.

Der Herr fordert das Recht. Er fordert es auch für sich. „Wenn ich unrecht geredet habe, beweise es“, sagte er. Ist das nicht immer noch, auch heute noch, sein Ruf über die Welt? Er fordert die Menschheit heraus jeden Tag: Wenn ich unrecht habe, beweist es; wenn ich aber recht habe, warum schlägt ihr mich? Warum verfolgt ihr mich, warum verachtet ihr mich? Warum hört ihr nicht auf mich, wenn ich doch recht habe? Wenn ich recht habe, warum liebt ihr mich nicht, warum folgt ihr mir nicht? Warum traut ihr mir nicht? Der Herr fordert das Recht. Und doch: Der Herr hat keine Gewalt angewendet, sein Recht durchzusetzen. Er hätte es können, er hätte seinen Vater bitten können, dass er ihm zwölf Legionen schicke. Er hat es nicht getan. Er hat im entscheidenden Augenblick sein Recht nicht durchgesetzt. Er hat den Prozess an sich geschehen lassen und das Urteil hingenommen. Warum? Weil er der Sohn ist, und weil es der Vater ist, und weil er als Sohn weiß, was dem Vater wohlgefällig ist. Er ist so eingestellt und eingefühlt in das Innerste des Vaters, dass ihm nicht der geringste Zweifel kommt, was in jedem Augenblick dem Vater wohlgefällig ist. Ich könnte den Vater bitten, aber ich tue es nicht; denn ich weiß, er wünscht es anders. Soll ich den Kelch nicht trinken, den

der Vater mir reicht? Der Herr hat in seiner Passion die Gerechtigkeit dahinter gelassen in seiner eigenen Sache und auf sein Recht verzichtet. Er ist in den Tod gegangen, weil er die Gerechtigkeit in Liebe überboten hat. Die Gerechtigkeit ist heilig, die Gerechtigkeit ist eine Tochter Gottes. Aber größer noch als die Gerechtigkeit ist die hingebende, die selbstvergessene, die opfernde Liebe. Es gibt Menschen, die zu dieser opfernden Liebe berufen sind, die sich vergessen dürfen, die auf sich selbst verzichten dürfen. Das sind die liebsten Kinder Gottes.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Jesu Worte auf dem Leidensweg (4)

Die Worte der Anklage

19.03.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Christus hat in seiner Passion auch Worte der Anklage gesprochen. Es hat eine besondere Bewandnis mit diesen Anklagen. Als die Knechte des Hohenpriesters dem Herrn die Augen zubanden, ihn schlugen und dann höhnisch fragten: „Nun weissage uns: Wer war es, der dich geschlagen hat?“, da hat er kein Wort erwidert; er hat keinen dieser Knechte angeklagt; das grausame Spiel strafte er mit Nichtachtung. Wohl aber hat er ein Wort der Anklage gesprochen gegen Pilatus, gegen die Hohenpriester und Führer des Volkes und gegen das Volk selbst. Aber auch diese Worte haben nicht den Ton der Anklage. Sie haben nichts Flammendes und Zürnendes, so wie er früher seine Anklagen gegen die Pharisäer geschleudert hat. Sondern der Herr hat seine Anklagen ausgesprochen mit ruhiger Sachlichkeit, hinter der freilich eine namenlose Traurigkeit steht. So lassen uns diese Worte der Anklage tief hinabschauen in sein heiligstes Herz.

Zuerst hat er ein Wort der Anklage gesprochen zu Pilatus. Der Prokurator fragte den Herrn mancherlei Dinge, und Jesus antwortete kein Wort. Da wunderte sich Pilatus und fragte: „Warum antwortest du mir nicht? Weißt du nicht, dass ich die Gewalt habe, dich zu kreuzigen, und die Gewalt, dich freizugeben?“ Darauf antwortete der Herr ganz sanft und ruhig: „Du hättest keine Gewalt über mich, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre.“ Das hört sich zunächst gar nicht an wie eine Anklage, sondern eher wie ein Ehrenzeugnis, das dem Pilatus ausgestellt wird. Pilatus war ein feiger Mensch, ein ungerechter Richter. Nichts war in ihm, was groß oder erhebend auf uns wirken könnte. Und doch ist in ihm etwas, das von oben gekommen ist; etwas Göttliches ist auch in ihm noch. Was war das Göttliche in Pilatus? Du hättest keine Gewalt über mich, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre. Es ist ihm Gewalt gegeben über den Heiland. Pilatus war ein legitimer Herrscher und ein legitimer Richter. Jesus hat das anerkannt. Die legitime Autorität geht auf Gott und Gottes Willen zurück; sie stammt von oben, und dieses Göttliche ist wohl zu unterscheiden von dem Menschen, dem es anvertraut ist; und selbst wenn dieser Mensch ein Schurke sein sollte, ist etwas Göttliches in ihm. Die Autorität, die er vertritt, ist mit Ehrfurcht zu behandeln.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs sind viele Vorwürfe gegen die Kirche erhoben worden. Dass sie dem nationalsozialistischen System nicht schärfer entgegengetreten ist. Dass der Apostolische Stuhl die diplomatischen Beziehungen mit Hitler-Deutschland nicht abgebrochen hat. Dass der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz dem „Führer und Reichskanzler“ bis zum Schluss Geburtstagsglückwünsche ausgesprochen hat. Wer diese Vorwürfe erhebt, vergisst, dass die Regierung Hitler das Deutsche Reich repräsentierte und lenkte. Dass sie die Lebensmöglichkeiten der Menschen auf ihre Weise zu erhalten versuchte. Dass die Bevölkerung in Ernährung, Kleidung und Wohnung auf sie angewiesen war. Wie pervers das nationalsozialistische Regime auch war, es funktionierte in wesentlichen staatlichen Funktionen bis zum Schluss. Das deutsche Volk war daher vom sittlichen Naturgesetz gehalten, ihm in allem, was nicht in sich schlecht war, Gehorsam zu leisten. Man kann zu

einer ungerechten Regierung schlechte Beziehungen unterhalten, aber man kann nicht gar keine Beziehungen haben. Danach hat die Kirche gehandelt.

Aber das war nicht alles, woran der Herr dachte, als er sagte: Du hättest keine Gewalt über mich. Es war in dem Pilatus etwas Besonderes. Dieser Mensch, diese Heide, dieser Römer war dazu berufen von Ewigkeit her, war dazu geschaffen worden, um in dieser Stunde Gewalt zu haben über Jesus. Er sollte an diesem Tage das Schicksal des Gottessohnes in seiner Hand tragen. Dafür war er von Gott bestellt, berufen und auserwählt. Das war die große Stunde seines Lebens. Dafür war er geschaffen worden, dass er in dieser Stunde Gewalt habe über Christus den Herrn. Aber er hat diese Gewalt, zu kreuzigen oder freizugeben, wie er sich ausdrückt, gebraucht, um den Herrn zu kreuzigen, um ihn zu verwerfen, um ihn wegzustoßen, um ihn zurückzusetzen hinter alle anderen Interessen. Dazu hat er seine Gewalt gebraucht. Das Größte, was ihm gegeben war, das Göttliche, das ihm anvertraut war, die göttliche Stunde, für die er geschaffen war, hat er so gebraucht. Das ist die furchtbare Anklage, die Jesus gegen Pilatus richtet: Das Beste, was du hast, das einzig Göttliche, das hast du zur Kreuzigung des Sohnes Gottes gebraucht.

Pilatus ist nicht der einzige, der diese Gewalt, diese wundersame, diese einzigartige Gewalt so gebraucht hat. Es hat viele Menschen gegeben und gibt es noch, denen Gewalt gegeben ist über Christus den Herrn. So hat es schon der Apostel Paulus mit Schrecken gesehen, dass den Hafnarbeitern und Kioskverkäufern in Korinth Gewalt gegeben war über den Glauben Jesu Christi; ob das Evangelium des Herrn gelästert oder gepriesen wird, das war ihnen in die Hand gegeben. So vielen Päpsten ist das Schicksal Jesu und seiner Kirche in die Hand gegeben worden, auf dass sie deren Glieder lehren, eindeutig lehren, nicht missverständlich, so dass ihre Äußerungen immer wieder interpretiert und korrigiert werden müssen. Und so vielen Priestern ist Gewalt gegeben über Jesus, dass sie jeden Morgen seinen Leib in ihren Händen tragen dürfen; es sollen reine, unbefleckte Hände sein, die den Sohn der Jungfrau tragen. Und Gewalt gegeben ist jedem Christen, was aus Christus wird in dieser Welt, aus seiner Lehre, aus seinem Evangelium, aus seiner Gnade. Ob er verherrlicht wird oder verachtet, wie seine Kirche dasteht in der Welt, das ist jedem von uns in die Hand gegeben. Das ist das Große, das ist das Göttliche in unserem Leben, dass uns Gewalt gegeben ist über Jesus den Herrn. Von uns, die wir uns katholische Christen nennen, die wir tagtäglich seinen kostbaren Leib empfangen, von uns, die wir den Glauben haben, von uns, die wir das Evangelium der Liebe bekennen, von uns hängt es ab, was man in der Welt von Christus denkt oder hält. Wie weit er kommt oder nicht kommt, ob er freigegeben wird oder ob er aufs Neue gekreuzigt wird, das hängt von jedem Christen zu seinem Teil ab.

Jesus hat Pilatus angeklagt, dass er seine gottgegebene Macht dazu gebrauchte, den Sohn Gottes zu kreuzigen. Aber er fügt gleich hinzu: „Der, welcher mich dir überliefert hat, der hat die größere Schuld.“ Das ist eine Anklage gegen die Führer des Volkes. Denn sie wollten den Herrn töten, aus ihrem bösen Herzen heraus, aus Hass, aus Herrschsucht, weil er sie in ihrer Vorrechtstellung bedroht hat, weil sie zu seinen Gunsten hätten zurücktreten müssen von der Führung des Volkes. Das wollten sie nicht. Darum muss er weg. Darum haben sie das Volk aufgewiegelt, sind herumgegangen und haben ihnen zugeredet: Gelt, du mein Lieber, dass du mir den Barabbas losbittest und nicht diesen Galiläer. Und durch ihr eigenes Beispiel haben sie gewirkt und durch die Ausnutzung der äußeren Abhängigkeit. Gewiss waren zahlreiche Bewohner von Jerusalem von diesen Führern wirtschaftlich abhängig; ein jeder wusste, was ihm bevorstand, wenn er ihnen nicht zu Gefallen war. So ist es ihnen gelungen, eine Stimmung, eine öffentliche Meinung zu erzeugen, indem sie die Massen in Bewegung setzten, indem sie die Massen mit Hass erfüllten. Und der Massen Hass hat keine Vernunft mehr, hat keine Zügel und keine Mäßigung. Und sie haben den Blutausch der Masse geweckt, die Grausamkeit der Masse. Die Masse ist immer grausam, hat es am liebsten, wenn ein Mensch zum Tode verurteilt und hingerichtet wird. So haben sie die Massenpanik, die Massenfurcht erweckt: Wenn wir den nicht beiseite schaffen, werden die Römer uns alle vernichten. So entstand eine öffentliche Meinung, und gegen eine solche konnte Pilatus nicht aufkommen; da hätte wahrscheinlich selbst ein Stärkerer als er sich beugen müssen. So haben sie den Pilatus gezwungen, den Herrn zu töten. Darum haben sie die größere Schuld, und darum sind sie schuldig an diesem Justizmord, dem größten, der je geschehen ist. Denn sie haben die Stimmung erzeugt, aus der dieser Mord geschehen musste.

Das ist auch der Weg, auf dem wir alle immer noch schuldig werden, schuldiger als die Ausgestoßenen, die wir die Schuldigen zu nennen belieben. Wenn in einem Menschenherzen eine Leidenschaft ist, ungeordnete Habsucht, ungeordnete Sinnlichkeit, ungeordnete Herrschsucht, dann will er diesen Trieb auch befriedigen. Der Habgierige reißt alles an sich, was er erwischen kann, und es ist ihm jedes Mittel recht dazu. Es setzt ein Rennen nach irdischen Gütern ein, das geradezu ansteckend wirkt. Alles scheint dann erlaubt, wenn es nur zum Ziele führt. Es entsteht eine allgemeine Raubgier, eine allgemeine Gewissenlosigkeit. Oder einer hat eine besondere Methode des Lebensgenusses erfunden. Gleich machen es andere nach, alle machen es nach, jeder meint, es mitmachen zu müssen. Keiner will sich als den Dummen ansehen lassen, die Freunde und Freundinnen sollen nicht sagen: Du bist ja noch ganz rückständig, dass du das nicht mitgemacht hast, dass du dieses erotische Erlebnis noch nicht gehabt hast. So entsteht ein furchtbarer Zwang, mitzumachen. Schuld sind dann alle, die sich aus ihrem bösen Herzen auf diesen Weg begeben haben; alle tragen bei, diesen Zustand zu schaffen. Wenn dann ein Zustand allgemeiner Rücksichtslosigkeit, Habsucht, Selbstsucht, Genussucht, Sinnlichkeit geschaffen ist, dann fährt plötzlich ein Blitz hernieder, ein Riesenbetrug, ein Pornographenring, ein Serienmord, ein Riesenkrieg, und dann fragt man: Wer ist schuld daran? Dann sagt der eine oder andere: Gott sei Dank, dass ich nicht so bin wie dieser Betrüger, dieser Sexualverbrecher, dieser Mörder! Ach nein, du bist mit daran schuld, weil du dazu beigetragen hast, eine solche Lage zu schaffen. Aber jene Armen, die schuldig geworden sind, die dann bestraft und ausgestoßen werden von der gleichen Gesellschaft, die sie erzeugt hat, werden von Christus in Schutz genommen: Ihr seid wohl schuldig, aber diejenigen haben die größere Schuld, die euch da hineingestoßen haben. Heute sind die Zeitungen voll von Berichten über Verfehlungen Erwachsener mit Kindern. Das Fernsehen bemächtigt sich des Themas mit wohliger Genugtuung. Jetzt kann man es der Kirche heimzahlen. Jetzt steht sie am Pranger. Jetzt sind die Pfaffen entlarvt. Aber wie konnte es zu den Übergriffen kommen? Ist nicht die sexuelle Revolution vorhergegangen? Hat man nicht den Sexualtrieb enttabuisiert? Hat man nicht Enthaltensamkeit und Beherrschung lächerlich gemacht? Hat man nicht den Kindern in der Schule die unterschiedlichen Arten sexueller Betätigung vorgestellt? Hat man sie nicht gelehrt, was safer sex ist? Ist nicht die Abtreibung der Leibesfrucht fortwährend verharmlost worden, bis man bei der Diskussion um das Recht auf Abtreibung angelangt ist? Gibt es nicht Stimmen, welche die Sexualität mit Kindern von Strafe freistellen wollen? In dieser Atmosphäre des Libertinismus scheint die Feststellung angebracht: Bei aller berechtigten Verurteilung der Übergriffe auf Kinder und Jugendliche ist zu fragen, ob nicht diejenigen die größere Schuld haben, welche die allgemeine sexuelle Enthemmung gefordert und betrieben haben.

Eine dritte Anklage hat der Herr erhoben. Als er sein Kreuz trug, sind ihm die Frauen von Jerusalem gefolgt oder begegnet, und sie hatten ein gutes Herz und weinten bitterlich über sein Schicksal. Da hat der Heiland sie angedet und gesagt: „Ihr Frauen von Jerusalem, weinet nicht über mich, weinet über euch und eure Kinder. Denn siehe, es werden Tage kommen, da wird man die Frauen selig preisen, die gar keine Kinder haben. Da werden sie zu den Bergen sagen: Fallet über uns, und zu den Hügeln: Bedeckt uns. Denn ich sage euch, wenn das am grünen Holz geschieht, was wird dann am dürren geschehen!“ Das ist auch eine Anklage, und die Angeklagten sind nicht diese guten Frauen, sondern das ganze Volk von Jerusalem. Er meint das Volk, über das er einst geweint hatte: „Ach, dass du es doch erkannt hättest an diesem deinem Tage!“ So aber bist du blind. Und was für eine Anklage erhebt er? Dass sie dürres Holz seien, ausgedörrt und leblos. So ist mein Volk geworden, ein dürres Holz. Das Leben wurde ihm dargeboten, aber es wurde nicht aufgenommen. Es fehlte an Empfänglichkeit, am bereitwilligen Herzen. Alles ist verstockt, versteinert, verhärtet, tot. Das ist wahrhaftig ein Unglück, ein Unglück größer als die äußere Passion Jesu Christi. Die Frauen weinen über sein Leid, aber sein Leid kommt gar nicht in Betracht gegen das namenlose Mysterium der verhärteten, der toten Seelen. Das ist ein so furchtbares Mysterium, dass kein anderes Leid dagegen aufkommt, dass man selbst über den leidenden Heiland nicht mehr weinen kann, wenn man dieses Mysterium geschaut hat. Und er hat es geschaut. Vom ersten Augenblick seines Lebens erscheint es durch sein ganzes Leben, erscheint es in diesen letzten Stunden seines Lebens; das steht unmittelbar und unaufhörlich vor seiner Seele. Die Frauen haben ihm nur den Anlass gegeben, das auszusprechen, aber die Gedanken, die ihn unaufhörlich beschäftigen, auch jetzt, während seines Leidens, das sind die düsteren Gedanken

um das Geheimnis der Verhärtung seines Volkes, um das mysterium iniquitatis, um das Geheimnis der Bosheit. Er war in der Welt, und die Welt ist durch ihn geworden, aber die Welt erkannte ihn nicht. Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf. Das Licht kam in die Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht begriffen. Das Leben ward dargeboten, aber es wurde zurückgestoßen. Sie wollten nicht. „Du hast nicht gewollt!“ Was für ein Mysterium ist das! Ein Mysterium, über das Jesus weint sein Leben lang, das ihm noch die letzten Stunden seines Lebens verdüstert hat, das Geheimnis, dass es möglich ist, dass an einer Menschenseele alles verloren ist, Gnade und Liebe und Blut; alles ist verloren an ihr. Das ist das düstere Geheimnis seiner letzten Stunden. Aber es erweckt in ihm keinen Zorn mehr, sondern nur noch namenlose Traurigkeit. Er fühlt es wie den großen Schmerz seines Lebens, den großen Schmerz seines göttlichen Herzens, das Geheimnis, das auch seine Liebe und seine Weisheit nicht aufhellen kann. So klingt die letzte Anklage, die eigentlich die furchtbarste ist, mehr wie eine Klage, eine Totenklage, eine Totenklage um sein totes Volk, eine Totenklage um die gestorbenen Seelen, eine Totenklage um das verlorene Blut, eine Totenklage um die vergebliche Liebe Gottes. Das ist der letzte große Schmerz seines Herzens, der ihn ans Kreuz begleitet.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Jesu Worte auf dem Leidensweg (5)

Die Worte der Tröstung

26.03.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Von unserem Heiland sind in seiner Passion auch Worte der Tröstung ausgegangen. Hat er nicht vielmehr selbst der Tröstung bedurft? Wer hat ihn getröstet? Wir wissen, dass es im Psalm über ihn heißt: „Ich habe gewartet, ob einer mit mir trauere. Und es war keiner da. Einen Tröster habe ich gesucht, aber keinen gefunden.“ Ist es vielleicht immer so, dass diejenigen, die selbst keinen Tröster haben, Tröster für andere sein müssen? Wir wundern uns, wenn ein Mensch inmitten eines eigenen großen Leids auch noch Sinn und Blick oder gar ein Herz hat für fremdes Leid. Aber das finden wir selbstverständlich bei Christus. Er war so stark, so groß, so reich, dass er auch noch im größten eigenen Leid nicht anders kann, als andere zu trösten. Ja, er selbst hat am schwersten getragen an dem Leid anderer, an dem Leid seines Volkes. Das Unglück Jerusalems schien ihm beweinenwerter als sein eigenes Geschick. Wir können daher mit Recht erwarten, dass gerade von seiner Passion, von seinem leidenden Herzen ein Strom von Tröstung und Kraft ausgegangen ist; mehr als seine Worte auch nur andeuten können.

Der Herr hat zwei Seelen getröstet, die keinen Trost mehr hatten: seine Mutter und seinen Lieblingsjünger Johannes. Da stand seine Mutter neben dem Kreuz, an dem ihr Sohn hing, hilflos, in Todesqualen. Sie kann ihm nicht helfen. Das ist das Ende der schönsten aller Mutterschaften, die es gab. Wer kann beschreiben, was er ihr gewesen ist und was sie ihm bedeutet hat. Die Nähe zweier Menschen zueinander misst man nicht mit Namen; man misst sie an der Größe und Kraft, an der Reinheit und Güte dieser Menschen. Je größer und reiner, je gütiger und vollkommener sie sind, umso näher können sie einander kommen. Umso furchtbarer ist dann auch die Trennung bei solchen Menschen. Der Engel hatte es ihr gesagt, was die sichtbare Gegenwart Jesu für sie bedeutete: „Der Herr ist mit dir.“ Solange sie Jesus sah, haben ihre Augen, ihre Hände, ihre Gefühle ihr gesagt: Wahrhaftig, der Herr ist mit mir, Gott ist bei mir. Und nun ist es zu Ende. Von jetzt an wird der Herr nicht mehr bei ihr sein. Da stand auch Johannes, der Lieblingsjünger. Er hat mehr verloren in dieser Stunde als die übrigen Jünger. Er hat an der Brust des Herrn geruht. Seine Seele hat im Heiland ihre Heimat, ihr Zuhause, ihre Geborgenheit gefunden. Für ihn bedeutete die sichtbare Gegenwart seines Meisters so viel wie ein Erde gewordener Himmel. Und nun sollte er ihn verlieren.

Wahrhaftig, diese beiden Seelen hatten nichts mehr, keinen Trost, wenn Jesus von ihnen ging. Er hat sie daher getröstet. Und wie? Er hat keinen Versuch gemacht, ihnen den Abschied zu ersparen. Er hat auch nicht einmal um seiner Mutter willen einen Finger gerührt, um sein Schicksal abzuwenden. Er hat gewusst, dass jede Liebe, auch die Liebe seiner Mutter, auch die Liebe seines Herzens immer wieder wundgerissen werden muss durch Abschiednehmen. Aber er hat die beiden doch getröstet, indem er zu ihnen sprach, zu jedem ein kleines Wort. Das war schon ein Trost, dass er sie überhaupt noch anredete. Und wahrhaftig, die Mutter hörte noch einmal sein Wort, an sie gerichtet: „Frau“, sagte er, „siehe da deinen Sohn.“ Und dann wandte er sein Haupt zu Johannes und sagte zu ihm:

„Siehe dort deine Mutter.“ Was bedeuten diese Worte? Sie bedeuten nicht, dass er diesen beiden Seelen einen Ersatz für ihr bisheriges Glück geben wollte. Nein, das Glück, das sie bisher bei ihm besessen hatten, ist zu Ende, und dafür gibt es keinen Ersatz. Ein solcher Sohn kann nicht ersetzt werden, durch keinen Tausch. Für Jesus bekam sie Johannes, für den Herrn bekam sie den Knecht, für den Sohn Gottes bekam sie den Sohn des Zebedäus, für den wahren Gott einen bloßen Menschen. Nein, das ist kein Tausch, das ist kein Ersatz. Und auch für Johannes war es kein Glückersatz. Gewiss, er bekam die gütigste aller Mütter zu seiner Mutter. Aber wer einmal an der Brust Jesu geruht hat, kann nirgendwo sonst eine Ruhe finden, in keiner Menschenliebe, in keiner Mutterliebe.

Was bedeuten also die Worte des Herrn? Nicht einen Ersatz des Glücks, sondern eine neue Richtung, einen neuen Anfang, einen neuen Inhalt, gerade jetzt, wo alles zu Ende schien, eine neue Aufgabe. Siehe, deinen Sohn! sagt er zu seiner Mutter. Das sollte heißen: Mutter, ich weiß, was du mir gewesen bist; ich weiß, wie du mich gepflegt hast, wie du mich gesucht hast; ich weiß, was du mir noch alles Liebes antun möchtest, wie du mich herabnehmen möchtest vom Kreuze, wie du meine Schmerzen besänftigen möchtest; ich weiß, wie reich deine Mutterliebe noch ist, wie unbegrenzt und unerschöpflich. Darum gebe ich dir wieder einen Sohn. Was du mir hast tun wollen, tue es ihm! Er sei dein Sohn. Auf ihn gehe der Segen und der Strom deiner Mütterlichkeit über. Darin lag der Trost, den er ihr bieten konnte.

Und das ist der Trost, den er noch vielen bieten wird; den Menschen, die es am besten mit ihm meinen, denen allen wird er so etwas sagen. Wird ihnen sagen: Seele, Christenseele, ich weiß, dass du gut bist, dass du mich, das Jesuskind, pflegen möchtest. Siehe da, dein Jesuskind, die Kinder, die dir lieblich oder geistig anvertraut sind! Siehe da, dein Jesusknabe! Und zu einem anderen wird er sagen: Ich weiß, dass du den Meister bedienen möchtest, dass du ihm nachfolgen möchtest und all deine Habe, deine Arbeit, deine Werke ihm weihen möchtest. Siehe da, dein Heiland: der Mensch, für den du da bist, der Mensch, dem du dienen sollst, der Mensch, der auf dich angewiesen ist, siehe da, das ist dein Heiland. Und zu einem Dritten wird er sagen: Ich weiß, dass du den Gekreuzigten abnehmen möchtest vom Kreuze und auf deinem Schoße bergen; ich weiß, dass du dein eigenes Blut vergießen möchtest, um mein Blut zu stillen. Siehe da, diesen einsamen, diesen leidenden, diesen verlassen Menschen, den ich zu dir schicke, siehe, das ist dein Gekreuzigter, den du an dein Herz nehmen sollst.

So sprach der Herr auch zu Johannes: Siehe, deine Mutter! Ich weiß, dass du bisher bei mir eine Heimat hattest, dass du an meinem Herzen zu Hause warst. Nun aber soll ein anderer Mensch bei dir zu Hause sein, soll ein anderer Mensch bei dir seine Heimat finden. Nun sollst du nicht mehr getragen werden wollen, nun sollst du einen anderen tragen, deine Mutter sollst du tragen. Wie ein liebender Sohn seine alte Mutter trägt, so gebe ich dir meine Mutter. Und von dieser Stunde an, heißt es in seinem Evangelium, nahm Johannes, der Jünger, Maria zu sich. Für ihr ganzes Leben. So sind diese zwei Menschen eins geworden für ihr Leben, weil Christus sie verbunden hat. Es wird doch wohl so sein, dass wir nur dann einen Menschen zu uns nehmen können, wenn Jesus, wenn Gott uns diesen Menschen gibt. Denn das ist auf die Dauer sehr schwer, einen Menschen zu sich zu nehmen. Aber wenn Jesus sterbend sagt: Siehe da, nimm ihn an dein Herz, dann ist es möglich.

Der Herr hat sodann eine Seele getröstet, die keinen Trost mehr hatte. Das war der Schächer, der rechte. Das war ein armes Herz. Wahrhaftig, er hatte nichts mehr zu hoffen. In den nächsten Stunden muss er sterben unter großen Qualen. Nur der Tod bleibt ihm noch auf dieser Welt, und dann, in der anderen Welt, die ewige Verdammnis, wie er dachte. Und das alles mit Recht. Er gesteht es selbst: Es geschieht uns recht für die Missetaten, die wir begangen haben. Er hat nichts mehr zu hoffen. Aber siehe, nun erwacht noch einmal ein Wunsch in ihm, nicht eine Hoffnung, aber ein Wunsch. Er hat den Herrn betrachtet, der neben ihm hing am Kreuze, und da fing sein Herz an zu schlagen, da flog seine Liebe, die sein Leben lang gebunden war, auf einmal empor und ward frei und schlug diesem Mitgekrenzigten entgegen, eine große, wundervolle Liebe. Ja, wenn er diesem Jesus früher begegnet wäre, dann wäre alles anders geworden. Aber nun hat er nichts mehr zu hoffen. Nur einen Wunsch hat er noch. „Jesus“, sagt er, „gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst.“ Ich weiß nicht, ob er diesen Wunsch für sehr groß und kühn oder gar für sehr klein gehalten hat. Vielleicht dachte er, das sei ein ganz kleiner und bescheidener Wunsch. Als der Prasser in der Hölle seine Augen erhob und den Lazarus sah in unermesslicher Ferne, wollte er einen Tropfen Wasser haben. Das war unmöglich;

denn es ist eine unendliche Kluft zwischen Himmel und Hölle, und niemand kann hinüberkommen. Dieser Schächer aber wollte nichts haben, nicht einmal einen Tropfen Wasser. Nur ein Gedenken, ein ganz kleines, winziges Gedenken, einen einzigen Gedanken. Vielleicht kam ihm das nicht sehr wichtig und groß vor. Er wird ja nach wenigen Stunden in ewigem Dunkel begraben werden; in ewiger Verlassenheit, in ewiger Hoffnungslosigkeit wird er liegen. Aber ein Herz wird einmal seiner gedenken. Vielleicht erschien ihm das auch groß; denn sein ganzes Leben lang hat niemand seiner gedacht, er war immer ein Ausgestoßener. Wer hätte je für ihn ein Gedenken gehabt? Und weil er das nie gehabt hat, darum schien es ihm jetzt so tröstend und groß, dass wenigstens eine Seele seiner gedenken sollte. Er weiß wahrhaftig nicht, wie viel er da verlangt und wünscht. Wenn Jesus einer Seele gedenkt, dann ist das eine Gnade, dann ist das schon Auserwählung, dann ist das eine Wärme und eine Heimat, dann ist das eine offene Pforte. Das ist schon eine Rettung vor ewigem Verlorensein, wenn Jesus in seiner Herrlichkeit einer Seele liebevoll gedenkt. So etwas Großes wünscht er sich, ohne es zu wissen. Und es ward ihm zuteil. „Wahrlich“, sagt der Herr, „heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Mit mir, also im Paradiese. Der Sinn ist nicht: Du wirst im Paradiese sein zugleich mit mir, sondern: Du wirst bei mir sein, und das ist das Paradies. Er wird mit dem Heiland sein, und das ist das Paradies. Der Herr wird in die Unterwelt gehen, aber das ist Paradies. Und wenn er in die Hölle hinabstiege, wer bei ihm ist, der ist im Paradies.

Ist also der Herr nicht sehr freigebig gewesen gegen diesen armen Menschen? Eigentlich nicht; denn er hat ihm nichts anderes bieten können. Der Schächer wollte ja nicht Gesundheit oder Leben oder herabgenommen werden vom Kreuze. Er wollte nicht Beendigung seiner Schmerzen, er wollte nicht einmal den Himmel. Er wollte nur ein Gedenken, er wollte nur ein ganz kleines, winziges Plätzchen im Herzen Jesu, er wollte nichts als ein Stückchen von der Seele Jesu. Und siehe, was kann der Heiland anderes geben auf solch einen rührenden, kühnen und großen Wunsch? Da kann er nichts anderes tun als ihm ein Plätzchen geben in seinem Herzen. Und wer da auch nur einen kleinen Winkel hat, ist schon ganz darin. Du wirst bei mir sein, noch heute, von heute an; denn du wirst zu mir gehören, du wirst mein Freund, du wirst mein Genosse, du wirst mein Gefährte sein. So ward dieser Schächer getröstet.

Endlich wurden Seelen getröstet, die keinen Trost wollten. Das waren die Henker und das spottende Volk, die lästernden Priester und die ganze Menge der Feinde. Sie wollten gar nichts vom Herrn; im Gegenteil, sie wollten ihn beseitigen, wegstoßen, austilgen aus dem Dasein, sie wollten ihn zu Tode hämmern. Als der Heiland auf dem Kreuze lag und die Henker Nägel in seine Hände und Füße trieben, ergriff ihn ein unsagbares Entsetzen vor dem Greuel, der da geschah. Was taten diese Menschen? Sie hämmerten das Leben selbst zu Tode, das ewige Licht selbst verlöschten sie, den vielgeliebten Sohn des ewigen Vaters verstießen sie. Was ist das ein furchtbarer Greuel! Das kam dem Herrn zum Bewusstsein. Muss da nicht alles einstürzen, Himmel und Erde; muss da nicht alles Licht erlöschen, alles Leben zu Tode gehen? Der Vater selbst wird angegriffen in seinem einzigen Sohn, der ewige Gott wird mit Feindseligkeit bedroht. Muss da nicht Gott aufstehen und sich wehren und zu einem vernichtenden Schlag ausholen? Wenn Gott sich wehren muss, dann stürzt alles ein. So ein Entsetzen packte sein Herz. Und da wollte er dem ewigen Vater entgegenlaufen mit seinem Fürbitt-rufen: „Vater, Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Es ist entsetzlich, was diese Menschen tun; es ist unfassbar, es ist unsagbar, aber sie wissen es nicht.

Das ist ein Wort voll von Schrecken und voll von Trost zugleich. Es ist also wahr, solche Dinge geschehen auf Erden, Attentate auf Gott selbst. Die Menschen sind imstande, ihre Hände zu erheben gegen die ewige Liebe; die Menschen sind imstande, Gott zu schlagen. Solche Furchtbarkeiten sind möglich und geschehen tatsächlich. Und manchmal überfällt es uns wie ein Grauen. Menschen, die ein wenig tiefer horchen und ein wenig feiner hören und ein wenig schärfer sehen, haben zuweilen den Eindruck, dass in dieser Welt, auf dieser Erde, in unserer Mitte furchtbare Dinge sich ereignen, die keine Menschenzunge beschreiben kann. Die Menschen sind entsetzlichster Greuel fähig, aber sie wissen es nicht, sie erkennen es nicht. Ein Schleier liegt über ihren Augen. Sie sind ahnungslos, und darum muss man immer wieder Erbarmen haben und flehen: Ewiger Gott, verzeih ihnen!

Aber es bleibt immer noch genug übrig in dieser Welt, was auch greuelhaft ist, um das die Menschen aber wissen, wo man nicht sagen kann, sie wissen nicht, was sie tun. Der Herr selbst nimmt

das an beim Letzten Gericht. Da wird er ihnen sagen: Ihr habt mich Hungernden nicht gespeist, ihr habt mich Dürstenden nicht getränkt, ihr habt mich Kranken nicht besucht. Dann werden sie sagen: Aber das wussten wir doch gar nicht, dass du Hunger habest und Durst und dass du krank seiest. Dann wird er ihnen sagen: Nein, das habt ihr nicht gewusst. Aber dass euer Bruder hungert, dass euer Bruder dürstet, dass euer Bruder krank ist, das habt ihr gewusst, und darum werdet ihr verdammt. Es bleibt immer noch genug übrig, was ihr gewusst habt. Dass unsere Sünde zu Gottes Thron emporsteigt und Gott selbst bedroht, das können wir nicht begreifen. Aber dass unsere Sünde die Menschen quält, das sehen wir. Dass unsere Sünde die Sterne vom Himmel reißt, das erkennen wir nicht. Aber dass unsere Sünde die Blüten der Erde bricht, das gewahren wir. Es bleibt also noch genug übrig, wo man nicht sagen kann: Sie wissen nicht, was sie tun. Hat denn der Herr dafür keinen Trost gehabt? Hat er nur gebetet für das, was wir nicht wissen? O, dann wollen wir ihn jetzt noch anflehen: Heiland, es ist nicht genug, du musst auch beten für das, was wir wissen, für die Sünden, die wir wohl kennen, für die Greuel, die wir begreifen. Das ist immer noch schrecklich genug. Und wenn dein Mund nicht dafür betet, so soll dein Blut, dein Herz dafür beten und rufen. Und in der Tat: Die Stimme seines Blutes, die Stimme seines Herzens ist stärker als die Stimme seines Mundes.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Christus lebt in Ewigkeit

09.04.2023 (Ostersonntag)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben in den vergangenen Wochen den Herrn begleitet in seinem Leiden. Wir haben die Worte vernommen, die er dabei gesprochen: die Worte der Not, die Worte der Kraft, die Worte der Verteidigung, die Worte der Anklage und die Worte der Tröstung. Heute kommt eine unerhörte Botschaft: Ihr sucht Jesus, den Gekreuzigten. Er ist nicht mehr hier. Er ist auferstanden. Christus lebt, und Christus lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit.

I.

Christus lebt. Er ist auferstanden vom Tode zum Leben. Er hat den Grabstein gesprengt, den letzten und größten Tyrannen der Erde. Bis jetzt haben immer nur die Lebendigen und die Sterbenden protestiert gegen den Tod, aber umsonst protestiert: Was soll ich hinabfahren zu der Grube? In der Mittagszeit meiner Jahre soll ich hinabsteigen in das Totenreich? So hat Ezechias, einer der Könige Judäas, geklagt in der Sterbestunde. Er hat protestiert, aber umsonst. Nun protestiert zum ersten Mal ein Toter gegen den Tod, und der Tod flieht vor ihm. Bis jetzt gab es keine Wiederkehr vom Tode: Lasset mich, sprach Hiob, lasset mich noch ein wenig meinen Kummer beweinen, ehe ich hingehe, um niemals mehr wiederzukommen, in das Land, das bedeckt ist mit Todesschatten. Um niemals mehr wiederzukommen! Nun ist doch endlich einer wiedergekommen, und zwar der Geprüfteste, der tausendmal mehr geschlagen war als Hiob. Bis jetzt haben alle Geschichten der Erde, die großen und die kleinen, die heiligen und die profanen Geschichten geschlossen mit dem trostlosen et mortuus est. Und er starb. Das war der eiserne Kehrreim. Wie Hammerschläge, die einen Sarg zunageln, so klang es durch die Jahrtausende. Und er starb. Und er starb. Der und jener und alle. Aber jetzt wird die schreckliche Litanei des Todes zum ersten Mal übertönt von einem neuen triumphierenden Rufe: Er stand auf von den Toten und stirbt nicht mehr.

Er stand auf von der Schmach zur Herrlichkeit, dieser Ausgestoßene, diese Verwundete, dieser Verklagte, dieser Verurteilte, dieser Hingerichtete, den die Lüge der Welt ans Kreuz gebracht hat. Jetzt ist er gerechtfertigt worden, wie niemals ein Mensch gerechtfertigt wurde. Ist denn jemals in dieser Welt einem Gerechten Gerechtigkeit geworden? Ist jemals ein guter Wille, ein rechtes Können, eine große Kraft, eine heilige Güte so anerkannt worden, wie sie es verdient? Niemals. Lüge und Verfolgung folgten nach bis an die Wasser des Totenstromes. Und heute, an diesem Morgen, sehen wir ein neues Schauspiel: Jenseits des Totenstromes taucht ein Ufer auf, und der Gekreuzigte steigt an Land, und Gott kommt ihm entgegen und sagt ihm, dem Verstoßenen, dem Verachteten, dem Mann der Schmerzen: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde lege zum Schemel deiner Füße. Diese Hände und Füße, die durchbohrt wurden mit Nägeln, jetzt greift diese Hand nach dem Zepter der Weltregierung, jetzt wird dieses dornengekrönte Haupt mit der Krone der Weltherrschaft geschmückt, jetzt schreiten die Füße zur Höhe hinauf, um von dort wiederzukommen in großer Macht und

Herrlichkeit. Was kann ihm jetzt alle Lüge, aller Unglaube, alle Untreue, alle Verleugnung und aller Verrat der Erde noch anhaben, ihm, dem Gott einen Namen gegeben hat, der da ist über alle Namen, so dass in seinem Namen alle Knie sich beugen im Himmel, auf Erden und unter der Erde!

Auferstanden ist er von dem Schmerz zur Seligkeit. Was ist über diesen Menschensohn alles gekommen! Gott hat diesen Leib und diese Seele in seine Gewalt gebracht, so wie niemals ein Geschöpf in der Gewalt Gottes war, so dass Gott selbst sagen konnte: Mein Leib und meine Seele. Und Gott hat seine Allmacht, seine Weisheit, seine Widerspruchslosigkeit aufgeboden, um diesem Menschensohn aufzuladen, was er nur aufladen konnte. Und Gott hat eine so große Art, von den Menschen zu fordern. Wer kann sagen, was einem Menschen bevorsteht, in dem Gott seinen ganzen Willen durchsetzen will? Wer kann aber auch sagen, was einen Menschen erwartet, in dem Gott seine ganze hinreißende Güte und Liebe durchsetzen will? Dafür, dass seine Seele getrauert hat, wird er sehen und satt werden, sagt der Prophet voraus. Satt wird er werden. Eine Menschenseele gesättigt – sollte das möglich sein? Eine Menschenseele, die Gott gehörte, eine gottverbundene Seele – sollte das möglich sein? Eine Menschenseele, in die ein Meer hineingeleitet wurde, ein Meer von Schmerz, die ausgeweitet wurde zum größten Raum, den es gibt, und dieser Raum soll nun gesättigt werden mit Seligkeit? Denn die Glücksfähigkeit des Menschen steigt mit seiner Leidensfähigkeit. Er soll gesättigt werden. Er wird es sehen, und er hat es gesehen, heute früh, mit dem ersten Augenaufschlag. Denn diese Augen, die auf Golgotha gebrochen sind, die vor Müdigkeit zufielen, heute sind sie wieder aufgegangen. Und was war das ein neuer Anblick! Als diese Augen auf dem Berge des Kreuzes sich schlossen, sahen sie einen höhrenden Haufen spottender Feinde, rinnendes Blut, eine trostlose Finsternis, eine weinende Mutter, einen trauernden Jünger. Aber als sie heute sich wieder öffneten, diese Augen, sahen sie einen Thron zur Rechten Gottes, eine Zukunft, die wie eine Lichtstraße sich dehnt, einen Vater im Himmel, der ihm entgegenkommt: „Mein Sohn bist du, heute habe ich dich gezeugt!“ Und eine erlöste Menschheit, die ihm entgegenjubelt, ihm, der da regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit.

II.

Denn das ist die zweite Botschaft: Christus stirbt nicht mehr; über ihn herrscht der Tod nicht mehr. Nun ist es endlich erfüllt, was der Engel schon von dem Kinde sagte: Nun sind alle gestorben, die dem Kind nach dem Leben trachteten. Nun ist auch der Tod gestorben. Der Tod selbst ist tot, der diesem Kind nach dem Leben trachtete. Nun fängt es erst an zu leben. Nun ist er eingegangen aus der Vorhalle ins Heiligtum, aus der Dämmerung in den Tag, aus dem Schatten in das Licht, aus dem Traum in die Wirklichkeit. Nun erst beginnt sein Wirken.

O, was war das ein armes Wirken in den Dörfern von Galiläa! Nun aber fängt es erst an. Nun erst beginnt er, die Jünger zu lehren und das Volk zu speisen, die Mütter zu trösten und die Seelen zu stärken und Feuer auf die Erde zu bringen. Jetzt erst beginnt er, ein Reich aufzubauen, das keine Grenzen und kein Ende kennt. Und er hat Zeit, Jahrtausende Zeit, mehr als Zeit, eine Ewigkeit hat er zur Verfügung. Denn Christus stirbt nicht mehr. Über ihn herrscht der Tod nicht mehr. Nun ist endlich einmal ein Mensch, der nicht mehr stirbt. Was half es uns, meine Freunde, dass wir uns aneinanderklammerten, wenn wir doch jeden Augenblick wieder auseinandergerissen wurden, wenn doch alles vorübergeht, wenn wir doch nirgends bleiben und niemand uns bleibt? Freilich, einer ist geblieben, der ewige Gott im Himmel; aber er ist unsichtbar und wohnt in unzugänglichem Lichte. Wer sollte wagen, nach ihm seine Hand auszustrecken, um sich an ihn anzuklammern? Nun aber ist ein Mensch unsterblich geworden; nun heißt es vom Menschensohn: Alles geht vorüber und alles veraltet wie ein Gewand, du aber bleibst, und deine Jahre nehmen kein Ende. Christus gestern und heute, Christus bleibt in Ewigkeit.

Das ist der Gottmensch, nach dem wir verlangen, der Mensch unseres Vertrauens, der Beste. Freilich, auch hier ist es wahr geworden, dass gerade die Besten uns entrissen werden, dass überall die Besten zuerst fallen; auch hier ist der Allerbeste gefallen. Aber verzagen wir nicht zu früh: Dieser Allerbeste ist wiedergekommen und bleibt und stirbt nicht mehr. Er ist ein Mensch, der seine lebendige Hand uns entgegenstreckt. Lassen wir uns also an den Händen fassen! Bilden wir alle eine lebendige

Kette, und legen wir diese Kette in seine Hand, und wir können über die Vergänglichkeit spotten. Nun ist endlich ein Menschenherz, das uns treu bleibt, das nicht wankt und nicht verzagt, nicht mehr bricht und nicht mehr stirbt. Ein Menschenherz. Und es ist das Herz aller Herzen. Wenn dieses lebt, dann werden alle leben; so viele unser auch sind; wir können in ihm ein Herz und eine Seele und ein Leben werden. Wenn dieses eine lebt, leben alle.

Nun wird auch all das nicht mehr sterben, was in diesem gottmenschlichen Herzen lebt, was in diesem Menschen lebt. In seinen Augen wohnt das Licht, in seinem Herzen wohnt die Güte. Hört es also: Jetzt wird das Licht nicht mehr sterben, jetzt wird die Güte nicht mehr sterben, jetzt werden wir nicht mehr ewig im Kreise gehen. Das große rollende Rad des Schicksals ist heute zertrümmert worden. Es gibt nicht mehr den unaufhörlichen Kreislauf von Licht und Finsternis, von Tod und Leben, von Glück und Leid, von Liebe und Hass, von Hoffnung und Verzweiflung. Nein, wenn auch die Tage und Nächte jetzt noch um die Wette laufen, lasst sie nur laufen! Die Nacht wird unterliegen, und der Tag wird übrigbleiben. Wenn auch jetzt noch Licht und Finsternis, Glück und Schmerz, Liebe und Hass, Wahrheit und Lüge miteinander kämpfen, o lasst sie nur kämpfen! Die Liebe und das Licht, das Glück und die Wahrheit werden siegen und der Tod herrscht nicht mehr über sie. So lasst uns denn heute von diesem Ostermorgen an wieder unverzagt hinwandern über alle Täler und Berge dieser Welt! Lasst uns Mut haben und nicht verzagen! Denn am Ende der Welt, jenseits des Todestales steht ein Lichtberg, und auf dem Lichtberg thront schon der Auferstandene und reicht uns seine Hand entgegen über alle Täler und Berge. Lasst uns ihm entgegenwandern! Denn jeder, der zu ihm kommt, wird das Wort hören: Er ist erstanden von den Toten und stirbt nicht mehr. Über ihn herrscht der Tod nicht mehr.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Grab ist leer

10.04.2023 (Ostermontag)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Dies ist die größte Woche in der Geschichte der Welt seit der Schöpfung.“ So sagte der amerikanische Präsident Nixon nach der Rückkehr der ersten Astronauten vom Mond. Doch diese Worte rügte der amerikanische Evangelist und Nixonfreund Billy Graham. Er sagte, diese Äußerung habe der Präsident nicht richtig überdacht. Der Tag der Geburt Jesu, sein Todestag und der Tag der Auferstehung hätten wesentlich größere Bedeutung für die Menschheit. Wahrhaftig: Mit Jesus, mit seiner Ankunft, seinem Leiden und seiner Auferstehung steht und fällt das Schicksal der Menschheit. Denn er ist das Schicksal der Menschheit. Doch gegen diese Überzeugung laufen die Feinde Jesu Sturm. Die Welt des Unglaubens und des Zweifels sagt: Es ist noch keiner wiedergekommen, den einmal das Grab verschlungen hat. Wirklich nicht? Gibt es nicht einen Auferstandenen? Haben nicht Männer und Frauen den Auferstandenen gesehen, mit ihm gesprochen, mit ihm gegessen? Wie steht es um Jesu leibliche Auferstehung? Ist sie eine unumstößliche geschichtliche Tatsache oder die Ausgeburt frommer Dichtung? Jesus hat das Wunder seiner Auferstehung vorhergesagt. Deswegen wurde sein Grab so sorgfältig bewacht wie kein anderes. Dass es am Ostermorgen leer war, ist eine Tatsache, die niemand bestreiten kann, weder die Freunde noch die Feinde Jesu. Wäre es nicht leer gewesen, hätte man den Aposteln mit ihrer Auferstehungspredigt einfach den Leichnam Jesu entgegengehalten. Das tat man nicht, weil man es nicht tun konnte. Denn der Leichnam war nicht mehr da. Selbst die größten Feinde des Christentums geben zu, dass das Grab Jesu leer war. Damit ist der Versuch erledigt, zu behaupten, die Apostel hätten sich eingebildet, den Auferstandenen zu sehen. Die Einbildung der Apostel konnte das Grab nicht entleeren.

Angesichts des leeren Grabes bleibt den Leugnern der Auferstehung Christi nur der Ausweg: Es liegt Betrug vor. Man hat den Leichnam Jesu gestohlen. Entweder die Feinde oder die Freunde Jesu haben den Leichnam beseitigt. Stimmt das? Die Feinde Jesu hatten kein Interesse am Verschwinden, sondern am Vorhandensein des Leichnams. Die Existenz des Leichnams war das unumstößliche Argument, um die unbequeme Predigt der Apostel von der Auferstehung Jesu zum Schweigen zu bringen. Hätten die Feinde Jesu den Leichnam in ihre Hand gebracht, dann hätten sie ihn im Triumph durch Jerusalem tragen können, um auf diese Weise die Verkündigung der Auferstehung als absurd zu erweisen. Haben die Freunde Jesu den Leichnam entfernt, wie die Diebstahlhypothese der Juden behauptet (Mt 28,15)? Die Hohenpriester und Ältesten gaben dem Wachkommando am Grabe Geld mit den Worten: Sagt, seine Jünger sind nachts gekommen und haben ihn, während wir schliefen, gestohlen. Die wachenden Soldaten stellten sich selbst das schlechteste Zeugnis aus, wenn sie angaben, sie hätten geschlafen. Als Wachposten waren sie unter Todesstrafe zum Wachen verpflichtet. Merkwürdig auch, dass alle schliefen. Und doch: Sie konnten geschlafen haben wie Marmelade. Das Wegwälzen des großen Steines vor dem Eingang des Grabes musste ein Geräusch machen, dass auch ein Siebenschläfer wach werden musste. Wer der Wahrheit entfliehen will, fällt in den Abgrund der Lächerlichkeit. Haben sie geschlafen, wie konnten sie sehen, dass der Leichnam gestohlen worden ist?

Haben sie aber nicht geschlafen, wie konnten sie den Diebstahl zulassen? Noch eine letzte Frage: Wenn die Apostel den Leichnam Jesu gestohlen hätten, was hätten sie damit anfangen wollen? Der Besitz einer Leiche hätte die Verkündigung der Apostel nicht gestärkt, sondern entlarvt. Ein Leichnam beweist den Tod, nicht aber die Auferstehung. Der Besitz einer Leiche wandelt nicht furchtsame, hoffnungslos niedergebeugte Menschen in mutige Bekenner um.

Nimmt man an, der Leichnam Jesu sei in eine Verbrechergrube geworfen und deshalb nicht mehr gefunden worden, so unternimmt man das Wagnis, sämtliche biblische Quellen, die einstimmig das Begräbnis Jesu bezeugen, als unglaubwürdig und lügenhaft hinzustellen, ohne auch nur den leisesten Beweis hierfür antreten zu können. Man übersieht dabei noch, dass Jesus nach römischem Recht verurteilt und hingerichtet wurde. Das römische Recht aber kannte keine Verbrechergrube. Es überließ die Leiche der richterlichen Verfügung. Selbst wenn man annähme, Jesu Leiche sei in die Grube geworfen worden, wäre er in diesem Fall noch aufzufinden gewesen. Warum holte man ihn nicht aus der Grube heraus oder verwies wenigstens auf sie, um damit den beginnenden Osterglauben gleich im Keime zu ersticken? Warum ließ die jüdische Obrigkeit die Osterzeugen stattdessen lieber ins Gefängnis werfen und mit Ruten schlagen?

Ein Toter kann sich auch nicht selbst aus dem Grab entfernen. Entweder war er nicht tot oder er ist wieder lebendig geworden. So verfallen die Leugner der Auferstehung Jesu auf eine weitere Ausflucht. Danach sei Jesus nicht am Kreuze gestorben, er sei nur scheinot gewesen und im kühlen Grab wieder aufgewacht, habe das Grab verlassen, die Soldaten seien von Entsetzen gepackt davongelaufen. Die Scheintodhypothese ist genau so albern wie die Diebstahlhypothese. Ob ein Mensch gestorben ist oder nicht, ist eine geschichtliche Frage. Sie wird beantwortet durch glaubwürdige Zeugen. Den Tod Jesu am Kreuz bezeugen einmal die Freunde Christi, vor allem der Apostel Johannes, der bis zum letzten Atemzug des Herrn unter dem Kreuz ausharrte. Den Tod Jesu am Kreuze bezeugt der heidnische Hauptmann. Pilatus ließ ihn kommen und befragte ihn, um Gewissheit über Jesu Tod zu gewinnen. Der Hauptmann bestätigte das Sterben, das er selbst beobachtet hatte. Den Tod Jesu bezeugen die Feinde Jesu. Für sie ist jetzt auf der Schädelstätte die langersehnte Stunde gekommen, den verhassten Nazarener zu beseitigen. Sie wollten seinen Tod, und sie überzeugten sich gründlich, ob er wirklich tot war. Als sie Pilatus um eine Grabeswache angingen, sagten sie ausdrücklich: „Als dieser noch lebte.“ Also waren sie gewiss, dass er nicht mehr am Leben war. Den wirklichen Tod Jesu bezeugen die Soldaten, die den Befehl erhielten, den drei Gekreuzigten zur Beschleunigung ihres Sterbens die Gebeine zu zerschlagen. Sie führten an zwei Hingerichteten den Befehl aus, an Jesus aber nicht. Denn sie sahen, dass er schon tot war. Um jedoch gegen jede Täuschung sicher zu sein, stieß ihm einer der Soldaten seine Lanze in die Seite, so dass aus der Wunde Blut und Wasser floss. Blut und Wasser fließt aus einem durchstoßenen Herzen. Ein Mensch mit einem durchbohrten Herzen ist ein dem Tod verfallener Mensch.

Die Frage, ob man die leibliche Auferstehung des Gekreuzigten als geschichtliche Tatsache annehmen kann, taucht nicht erst nach geraumer Zeit auf, als man sie nicht mehr als sicheres Ereignis kontrollieren konnte. Diese Frage war akut von Anfang an, als sich die Kunde vom leeren Grab wie ein Lauffeuer verbreitete. Bei dem Unerhörten und Ungeheuerlichen der Behauptung ist das nicht verwunderlich. Die Heilige Schrift schildert die Grabesszenen, die Erregung, Verwunderung, Bestürzung der Zeitgenossen deswegen so ausführlich, um zu zeigen, dass die damaligen Menschen weder leichtgläubig noch hysterisch waren. Jede Legendenbildung und jeder Betrug waren ausgeschlossen. Dass diese Zeugen der ersten Stunde allerdings an eine leibliche Auferstehung glaubten, dazu mussten wirklich Begegnungen mit dem Auferstandenen kommen. Die Glaubwürdigkeit der leiblichen Auferstehung Jesu beruht nicht auf dem leeren Grab, erst recht nicht auf Einbildung oder Betrug, sondern auf dem einhelligen Zeugnis derer, die den Auferstandenen persönlich gesehen und gesprochen, die ihn betastet und mit ihm gespeist haben. Damit haben wir alle Möglichkeiten geprüft, die in Frage kommen, um das Leerwerden des Grabes Jesu zu erklären. Das Ergebnis unserer Prüfung ist: Das Grab ist leer, aber nicht Freunde und nicht Feinde haben den Leichnam beiseite geschafft. Auch der Gedanke des Scheintodes kommt nicht in Frage. Also bleibt nur eines: Der Tote ist wieder lebendig geworden aus göttlicher Macht; er ist auferstanden, wie die Apostel einmütig und ohne jeden Widerruf verkündet haben. Die Christenheit spricht die Wahrheit, wenn sie singt: Das Grab ist leer, der Held

erwacht, der Heiland ist erstanden. Da sieht man seiner Gottheit Macht, sie macht den Tod zuschanden.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Auch du warst mit Jesus aus Galiläa

16.04.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Auch du warst mit Jesus aus Galiläa. Dieses Wort klang am Abend der Passion unseres Herren durch die Nacht. Es war an den Apostel Petrus gerichtet. Er war dem verhafteten Jesus in der Ferne gefolgt und saß im Vorhof des Hohenpriesters. Dort setzte er sich zu den Dienern, um zu sehen, wie die Sache Jesu auslief. Da trat eine Magd heran und sagte zu ihm: Auch du warst mit Jesus von Galiläa. Dieses Wort war ein Vorwurf. Und es war ein gefährlicher Vorwurf. Denn der Jesus von Galiläa, der soeben festgenommen worden war, wurde des Hochverrats verdächtigt. Er hatte einen strengen Prozess zu erwarten. Wer mit ihm in Verbindung gestanden hatte, musste damit rechnen, einem Ermittlungsverfahren unterworfen und möglicherweise bestraft zu werden. Das waren die Gedanken, die Petrus bewegten. Ihn packte die Angst. Er fürchtete, verhaftet zu werden wie der Nazarener. Deswegen leugnete er seine Zugehörigkeit zu Jesu Jüngern. „Ich weiß nicht, was du sagst.“ „Ich kenne den Menschen nicht.“ Ach, Petrus! Vor einer halben Stunde noch hatte er zu Jesus gesagt: „Wenn auch alle an dir Ärgernis nehmen, ich werde es niemals tun.“ Und jetzt das Gegenteil: „Ich kenne den Menschen nicht.“ Aber die Magd hat recht: Auch du warst mit Jesus, dem Galiläer. Dieses Wort ist nicht untergegangen.

Auch du warst mit Jesus. Das können und müssen sich alle sagen lassen, die den stolzen Namen eines Christen tragen.

I.

Ja, wahrhaftig, wir waren mit Jesus seit dem glücklichen Tag unserer heiligen Taufe. Damals drang er in unsere Seelen ein, tilgte die Last der Erbsünde, machte uns zu seinen Brüdern und Schwestern, zu Kindern Gottes und zu Erben des Himmels. Alles, was er durch sein kostbares Blut und seine Erlösung der Menschheit verdient hat, haben wir an jenem Tage von ihm empfangen. Wir waren mit Jesus auch in den Jahren unserer Jugend, als wir, von Eltern und Priestern unterrichtet, seine Lehren und seine Gebote in uns aufnahmen. Sie haben uns belehrt und geführt. In Gefahren und Versuchungen war der Herr bei uns. Wir waren nicht verlassen. Wir waren mit Jesus, als wir zur ersten heiligen Beicht gingen und von ihm die Verzeihung unserer jugendlichen Fehler erhielten. Die Erstbeicht war ein einschneidendes Ereignis in unserem Leben. Sie machte uns mit dem Ernst der christlichen Existenz bekannt. Das Sakrament der Versöhnung hat uns durch unser Leben begleitet. Sein Empfang machte uns gewiss, dass Jesus bei uns ist.

Wir waren mit ihm, als wir uns in langen Wochen auf den Tag der ersten heiligen Kommunion vorbereiteten. Als wir uns dem heiligen Gastmahl nahten, von dem Johannes Sorge schrieb: Gott wird klein, sinkt dir ein, Menschenherz heißt sein Schrein. Damals beteten wir: Jesus, Jesus, komm zu mir, o, wie sehn ich mich nach dir. Meiner Seele bester Freund, wann werd` ich mit dir vereint. Es war

unsere Auserwählung, unser Glück, unserem Gott und Heiland im Sakrament zu begegnen. Nicht jedem Kind wurde es zuteil. Es war in Berlin. Ein Mädchen sagte dem Priester: „Ich darf nicht zur heiligen Kommunion. Die Eltern haben es verboten. Sie sind Freidenker.“ Das Kind sagte es mit Tränen des Schmerzes. Aber seine Sehnsucht nach dem göttlichen Gastmahl ließ es nicht los. Nach dem Weißen Sonntag schickte sie die Mutter zum Einholen. Das Kind benutzte die Gelegenheit, um den Priester aufzusuchen. Sie bat ihn, ihr die erste hl. Beicht abzunehmen. Danach wollte der Priester sie gleich wieder fortschicken, damit die Mutter ja nichts merkt. Da flehte das Kind ängstlich: „Wollen Sie mir nicht den lieben Heiland geben?“ Der Priester meinte, sie müsse doch nüchtern sein bei der hl. Kommunion. „Ich bin ganz gewiss noch nüchtern“, sagte sie. Den Kaffee hatte sie ausgeschüttet, das Brot hatte sie noch in der Tasche. Das Kind faltete die Hände und bettelte mit Tränen in den Augen: „Bitte, bitte, geben Sie mir den lieben Heiland.“ „Ja“, sagte der Priester, „du sollst den Heiland haben; nun feiern wir Erstkommunion.“ Und sie feierten sie ohne Eltern und Verwandte, ohne Kommunionkleid und ohne Kommunionkerze. Das Kind aber war selig; es war bei Jesus, dem Galiläer. Erstkommunion eines Kindes, das mit Jesus sein wollte!

II.

Lassen Sie, meine lieben Christen, dieses Wort stets Ihr Lebenswort bleiben. Halten Sie den heiligen Bund, den Sie mit Jesus geschlossen haben. Besiegeln Sie ihn mit Ihrer Treue. Bleiben Sie mit Jesus. Tun Sie alles in wirklicher katholischer Lebensführung, in unerschütterlicher Standhaftigkeit im Glauben, in unbeirrbarer Ergebenheit gegen die Kirche, dass Sie mit Christus bleiben. Hören Sie auf den Herrn, der uns durch den Apokalyptiker Johannes zuruft: „Bewahre, was du hast, damit dir niemand deine Krone raube!“ „Auch du warst mit Jesus aus Galiläa, deine Sprache verrät dich.“ So klagte damals die Magd den Petrus an. Die Sprache der Galiläer war den Juden auffällig. Die Juden sprachen in dieser Zeit aramäisch. Auch die Galiläer sprachen aramäisch, aber sie hatten einen eigenen aramäischen Dialekt. Daran wurden sie erkannt. Deine Sprache verrät dich. Auch uns soll die Sprache verraten. Sie soll zeigen, dass wir in Wahrheit Jesu Jünger sind. Aus unserem Reden soll man heraushören, dass wir Christuszugehörige sind. Diese Zugehörigkeit bekennen wir, wenn wir uns beim Reden an folgende Regeln halten. 1. Sprich nur, wenn es notwendig oder angebracht ist. Man bereut es selten, dass man zu wenig spricht; sehr oft aber, dass man zu viel gesprochen hat. Der Dichter Mathias Claudius gab seinem Sohn die Regel mit auf den Lebensweg: Sage nicht alles, was du weißt, aber wisse immer, was du sagst. Man soll immer weniger sagen, als man sagen könnte. Der Herr mahnt uns: Eure Rede sei ja für ein ja, nein für ein nein. Was darüber ist, das ist von Übel (Mt 5,37). 2. Sprich nur, was wahr ist. Lügnerische Lippen sind dem Herrn ein Greuel (Spr 12,22). Die Lüge ist verboten, weil sie uns dem Teufel ähnlich macht. Mit einer Lüge verführte er die ersten Menschen. Wie der Mensch durch seine Sprache verrät, aus welcher Gegend er stammt, so sind die Lügner vom Geschlecht des Teufels. Durch Lügen werden Vertrauen und Wahrhaftigkeit, die verlässlichen Stützen der menschlichen Gesellschaft, erschüttert. 3. Sprich nur, was gütig ist. Ein gutes Wort ist besser als die Gabe selbst. Wenige können Worte der Weisheit reden, aber Gelegenheit, gütige Worte zu sprechen, bietet sich jedem. Güte ist unverdiente Liebe. Mit den Menschen ist es wie mit den Blumen: sie brauchen nicht nur Wasser, sondern auch Sonne. Ein bisschen Güte von Mensch zu Mensch ist besser als alle Liebe zur Menschheit. Wenn wir in unseren Worten demütig, liebevoll und gütig, rein und zart und keusch sind, dann erfüllt sich das Wort: „Deine Sprache verrät dich.“ 4. Sprich nur, was gläubig ist! Paulus lehrt: Mit dem Herzen glaubt man, und das führt zur Rechtfertigung, mit dem Munde bekennt man, und das führt zum Heile (Röm 10,10). Petrus mahnt: Seid stets bereit, jedermann Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch lebt (1 Petr 3,15). Jünger Christi sind in ihrer Rede allzeit mutige Bekenner, treue Verteidiger des Glaubens. Jedes freie und offene Bekenntnis zwingt auch den rohesten Menschen zu schweigender Achtung.

III.

Wir sind nur dann wahrhaft Gläubige, wenn wir den Glauben, den wir mit dem Mund bekennen, auch im Werk zeigen. Unser tägliches Leben soll vom Glauben geprägt sein, unser häusliches Leben, unser gesellschaftliches Leben, unser berufliches Leben. Ein Priester begegnete einem bekannten Herrn, der in durchaus wohlhabenden Verhältnissen gelebt hatte, aber in Armut abgesunken war und nun seinen Unterhalt als Hausmeister bei einem reichen Mann verdiente. Der Priester fragte ihn, ob er diese Arbeit nach einem Leben voller Annehmlichkeiten nicht als zu hart empfinde. Er erhielt die Antwort: „Nichts ist hart, wenn man das Geschenk des wahren Glaubens besitzt.“

Auch du warst mit Jesus aus Galiläa. Sind wir auch heute noch mit Jesus aus Galiläa? Verrät uns unsere Sprache und unser Leben als seine Jünger? Als echte, aufrechte, mutige, ganz katholische Christen? Können sich andere Menschen an uns anlehnen, von uns lernen? Auch wenn andere uns verlachen, verspotten, angreifen, wollen wir die Treue bewahren. Als treue und mutige Bekenner unseres Herrn soll uns „die Sprache verraten“. Auf dem Hügel Palatin in Rom wurde in einer Wachstube ein Spottkreuz aus dem 3. Jahrhundert gefunden. Es stellt in roher Zeichnung einen Gekreuzigten mit einem Eselskopf dar, dem ein Mann in anbetender Stellung huldigt. Darunter die Worte: Alexamenos betet seinen Gott an. In einer benachbarten Kammer waren die Worte an die Wand geschrieben, die schlichte Antwort auf den Hohn: Alexamenos bleibt seinem Gott treu (Alexamenos fidelis). Welches Glück ist es, mit Christus zu sein. Es ist das eigentliche Merkmal des Christen, dass er mit Christus und Christus mit ihm ist. Für uns klingt der ganze Jubel und Dank des Herzens durch dieses Wort: Auch du warst mit Jesus aus Galiläa. Ohne Jesus sein – das ist eine ganze Hölle. Bei Jesus sein – das ist ein Paradies der Wonne. Wer ohne Jesus lebt, der ist von allen Armen der Ärmste. Wer aber gut mit Jesus lebt, der ist von allen Reichen der Reichste. So soll es sein und bleiben bis zu unserem seligen Ende. Der Engel, der uns in die andere Welt führen soll, wird uns bei der Hand nehmen und zu uns sprechen: Weil du mit Jesus warst und weil du bei ihm geblieben bist, darum führe ich dich in sein Reich der Herrlichkeit.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die österliche Zeit

23.04.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Christus, der gute Hirt, geht durch die Osterzeit. Er sucht und sammelt die verlorenen Glieder seiner Herde. Er hofft, dass sie ihn an seiner Stimme erkennen und dass sie zu ihm zurückkehren. „Ich kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich, und sie hören meine Stimme.“ Was predigt sie uns?

I. Österliche Zeit ist Erinnerung an die heilige Taufe

Wer erweist dem leidenden, sterbenden und wiedererstandenen Christus seine Verehrung, als wer mit ihm leidet, stirbt und aufersteht? Bei allen Gläubigen hat diese Teilnahme begonnen mit der wunderbaren Wiedergeburt. Durch die Tilgung der Sünde ersteht hier der Mensch zu neuem Leben. In den ersten christlichen Zeiten wurde die Tauffeier am Osterfest feierlich begangen. Sie war in aller Wirklichkeit die Auferstehung der Seelen zum neuen Leben. „Begraben wurden wir mit Christus durch die Taufe auf seinen Tod, damit wir, gleich wie Christus von den Toten auferweckt wurde durch die Herrlichkeit des Vaters, in der Neuheit des Lebens wandeln sollen“ (Röm 6,4). Bis zum Weißen Sonntag gingen die Getauften im weißen Gewand der Freude einher. Sie waren ganz und gar von dem Glück des Getauftseins, der Gotteskindschaft und der Gottesgnade erfüllt. Die innere Beglücktheit trugen sie durch ihre Gewandung nach außen.

Osterzeit ist Taufzeit. Sie will in unserer Seele die Erinnerung an diese größte aller Gnaden des guten Hirten Jesus Christus erwecken. „Seht, welch eine große Liebe der Vater uns geschenkt hat, dass wir Kinder Gottes heißen und sind“ (1 Joh 3,1). Wir sind es durch die heilige Taufe. „Ihr waret einst irrende Schafe, jetzt aber habt ihr heimgefunden zu eurem Hirten und dem Bischof eurer Seelen“ (1 Petr 2,25). Diese Heimfindung geschah durch die heilige Taufe. Erinnern Sie sich an die Zeremonien, in denen Sinn und Wesen des Taufgeschehens zum Ausdruck kam. Der das Sakrament spendende Priester sprach: Nimm hin das weiße Gewand und bringe es unversehrt vor den Richterstuhl unseres Herrn Jesus Christus, damit du das ewige Leben habest. Der taufende Priester sprach sodann: Nimm hin das brennende Licht und bewahre ohne Tadel, was du in der Taufe empfangen hast. Der Priester knüpfte gemäß der Weisung des Herrn daran die Ermahnung: Halte treu die Gebote Gottes, auf dass du, wenn einst der Herr zur Hochzeit kommt, ihm mit allen Heiligen im Himmel entgegenziehen darfst, die ewige Seligkeit erlangest und in alle Ewigkeit lebest. Darauf folgte der Dialog zwischen Täufer und Täufling bzw. Taufpaten: Widersagst du dem Satan? Ich widersage. Und allen seinen Werken? Ich widersage. Und all seiner Pracht? Ich widersage. Erinnern wir uns in dieser österlichen Zeit unserer Taufe? Gedenken wir der Taufgnade? Haben wir sie rein und unbefleckt bewahrt? Können wir das brennende Licht und das weiße Gewand der Taufstunde unversehrt vor den Richter tragen? Sind uns die Gebote Gottes zur Leitlinie unseres Lebens geworden?

II. Österliche Zeit ist Beichtzeit

Das Vierte Laterankonzil (1215) hat das Kirchengebot aufgestellt: Alle Gläubigen beiderlei Geschlechts sollen (nachdem sie zu den Jahren der Unterscheidung gelangt sind) alle ihre Sünden wenigstens einmal im Jahre gewissenhaft dem zuständigen Beichtvater bekennen und sich bemühen, die ihnen auferlegte Buße nach Kräften zu erfüllen, und wenigstens an Ostern ehrfürchtig das Sakrament des Altares empfangen. Bei diesem Gebot liegt die Betonung nicht auf dem Wort „einmal“, sondern auf dem Wort „wenigstens“. Man sagt, das sei ein Zwang, ein Joch. Als ob auch der Wegweiser am Straßenrand einen Zwang ausübte. Als ob auch die Sterne am Himmel, zu denen der Seemann Ausschau hält, einen Zwang bedeuteten. Das Bußsakrament wird nicht aufgezwungen; es wird angeboten. Die Ablegung der Osterbeicht ist ein Zeichen der Treue gegenüber dem Ruf des Guten Hirten. „Meine Schafe hören auf meine Stimme.“ Wer zur Osterbeicht hintritt, hört seine Stimme und kommt zu ihm.

Osterzeit ist Beichtzeit. Da will der Gute Hirt mit seiner Erlösungsgnade jede einzelne Seele erlösen. Die Beichte ist das Sakrament der Erlösung im Blute Jesu: „Selig sind, die ihre Kleider rein gewaschen haben im Blute des Lammes“ (Apk 7,14). Durch Reue über unsere Sünden, durch Bekenntnis unserer Schuld wird die Erlösungsgnade der Taufe erneuert. Wie beglückend ist es, auf die demütige Anklage unserer Sünden hin das Wort der Erlösung, die heilige Lossprechung im Namen Jesu zu empfangen: „Gehe hin, deine Sünden sind dir vergeben“ (Mt 9,5). Wie beglückend ist es, die bereuten und bekannten Sünden auszustoßen und auszuschneiden. Dann kommen Osterfriede und Osterfreude in unser Herz.

Die österliche Zeit ist kirchenrechtlich die Zeit zur Erfüllung der österlichen Pflicht der Osterbeicht und der Osterkommunion. Nach allgemeinem Recht reicht sie von Palmsonntag bis zum Weißen Sonntag. Um jedem Christen Gelegenheit zur Ablegung der Osterbeicht zu geben, dehnt die Kirche die österliche Zeit vom Aschermittwoch bis zum Pfingstfest aus. In besseren Zeiten der Kirchengeschichte wurde das Gebot der österlichen Beicht und Kommunion ernst genommen. Wie hat sich die Kirche einst bemüht, möglichst alle Christen zum Empfang des Bußsakramentes zu bewegen! Die Bischöfe mahnten ihre Diözesanen, sich zur Osterbeicht einzufinden. Die Priester luden ihre Anvertrauten ein, das große Geschenk der Erneuerung und Versöhnung anzunehmen. In den Fastenpredigten wurde versucht, die Zuhörer zu Reue und Zerknirschung zu bewegen, sie zur Bekehrung zu führen. Um die Erfüllung der Osterpflicht zu erleichtern, gaben die Pfarrer Gelegenheit, bei einem fremden Beichtvater das Bußsakrament zu empfangen. Wer in der österlichen Zeit das Bußsakrament empfing, erhielt vom Beichtvater ein Bild, das seine heilige Beicht bezeugte. Dieses Bemühen der Kirche war nicht vergeblich. Es zeitigte unbestreitbare Erfolge. Vor dem Weißen Sonntag fand mancher Vater wieder den Weg zum Beichtstuhl, den er jahrelang nicht gefunden hatte. „Ich komme, weil mein Kind morgen zur ersten heiligen Kommunion geht.“ Wenn die Beichtstühle erzählen könnten vom Herzensfrieden des Weißen Sonntags! Die Beicht gibt mir Frieden mit Gott, die Freude des reinen Gewissens, Kraft für die Stunde der Versuchung und Hilfe im Kampf gegen meine Fehler. Sie hilft mir, mich besser kennenzulernen und in der Nachfolge Christi voranzukommen. Nach jeder Beicht bin ich froh und habe neuen Mut.

Das größte Hindernis, gut zu leben, ist das Aufschieben der Bekehrung. Mancher muss bekennen: Ich habe die Osterbeicht aufgeschoben, immer wieder aufgeschoben, von Woche zu Woche, von Jahr zu Jahr. Je länger einer das Beichten aufschiebt, desto schwerer fällt es ihm. In Kanada war es üblich, dass am Schluss der österlichen Zeit das Totenglöckchen nach dem abendlichen Gebet des „Engel des Herrn“ doppelt so lange läutete als sonst. Dann betete man für die geistig Toten, welche die Osterzeit ungenützt hatten verstreichen lassen, dass auch sie zur Kirche finden und nicht im Tod der Sünde verharren. Es ist gefährlich, die Gnadenzeit vorübergehen zu lassen, ohne Gottes und der Kirche Angebot zu benutzen. Der Augenblick wird kommen, wo du dir einen einzigen Tag oder eine Stunde wünschen wirst, um dich zu bessern. Aber ich weiß nicht, ob du sie erlangen wirst. Vor kurzem las ich den Spruch: „Es ist später, als du denkst!“ Für keinen, der guten Willen hat, ist es jedoch zu spät. So groß und schwer sind keine Sünden, dass sie nicht Gottes Nachlass finden. Die spät, in der letzten Minute kommen, haben einen herrlichen Patron. Es ist der Schächer, der zur Rechten Jesu gekreuzigt

wurde. Das Wort des sterbenden Heilands „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein“ ist das große Wort des Trostes für Ungezählte. Nach einem Leben der Irrwege und der Abkehr von Gott fand der rechte Schächer heim. Wenn auch sehr spät, so doch nicht zu spät.

III. Osterzeit ist Kommunionzeit

Wenn wir der Stimme des Guten Hirten folgen, wenn wir uns durch ihn von unseren Sünden befreien lassen, dann können wir eins mit ihm werden in der österlichen Kommunion. Der Herr lädt uns ein, dringend und eindringlich. Er weist uns auf die Notwendigkeit der sakramentalen Verbindung mit ihm hin. Er ist der Weinstock, wir sind die Reben. Weinstock und Rebe müssen miteinander verbunden sein. Losgelöst vom Weinstock verdorrt die Rebe. Losgelöst von Christus, zerfällt das Christenleben. „Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht esst und sein Blut nicht trinkt, so habt ihr das Leben nicht in euch. Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich bleibe in ihm“ (Joh 6,53f.). Am Weißen Sonntag stand ein Mann ganz hinten unter dem Orgelchor. Er sah die Kinder aus den Bänken heraustreten. Im festlichen Kleid mit brennenden Kerzen schritten sie zum Altar. Er dachte an seine erste heilige Kommunion. Es ist schon lange her. Auch du warst mit Jesus aus Galiläa.

IV. Die österliche Zeit ist die Zeit der Erinnerung

Der christliche Apologet Aristides schrieb in seiner Schutzschrift für die Christen an Kaiser Hadrian: Wahrhaft neu ist dieses Volk, eine göttliche Mischung ist in ihm. Die Christen sind neue Menschen. Sie haben das Bad der Erneuerung empfangen (Tit 3,5). Sie haben den neuen Menschen angezogen (Kol 3,10). Die in der Taufe geschehene Erneuerung muss immer wieder bekräftigt und aufgefrischt werden. Was soll erneuert werden? Das Leben der Gnade, das Leben im Heiligen Geiste, das ganze Christenleben. Wodurch geschieht die Erneuerung? Durch Gehorsam gegen Gottes Willen. „Bleibet in meiner Liebe! Wenn ihr meine Gebote haltet, bleibt ihr in meiner Liebe“ (Joh 15,9). „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote“ (Mt 19,17). Die Gebote Gottes sind die Grundschule für jede sittlich geordnete Lebensführung. Wenn Gottes Gebote nicht mehr gelten, dann werden zehntausend Staatsgesetze keine sittliche Ordnung aufrichten. Es war immer die Überzeugung aller wahrhaft weisen Männer, dass das Sittengesetz nicht etwas von Menschen Erdachtes, sondern etwas Ewiges ist (Cicero). Halten wir Gottes Gebote! Halten wir die Gebote der Kirche! O meine lieben Freunde! Lassen Sie die österliche Zeit nicht vorübergehen, ohne in Christus innerlich erneuert zu werden. Es kann die letzte österliche Zeit unseres Pilgerlebens sein. Nutzen wir sie!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die kleine Weile

30.04.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Eure Freude wird niemand von euch nehmen.“ Wie froh, fest und sicher das klingt. Alle Evangelien an den Sonntagen nach Ostern sind aus den Abschiedsworten Jesu genommen und wollen uns Trost sein. Die Liturgie bietet sie uns so fest dar, als wären sie nach der Auferstehung gesprochen, um zwischen Auferstehung und Himmelfahrt unmittelbar vor dem Abschied Jesu die Jünger in ihrer Traurigkeit über den Verlust des Meisters zu trösten und sie zu stärken für ihre Aufgaben. Die Worte, die wir heute vernehmen, bedeuten auch für uns die Auflösung dreier Gegensätze und Spannungen im Christenleben.

I. Von den Rätseln zur Klarheit

Der Herr sprach zu den Jüngern: „Noch eine kleine Weile, und ihr werdet mich nicht mehr sehen, und abermals eine kleine Weile, dann werdet ihr mich wiedersehen, denn ich gehe zum Vater.“ Sie aber fragten, weil seine Worte ihnen rätselhaft waren: „Was will er uns damit sagen?“ „Was ist das: eine kleine Weile?“ „Was ist das: Ich gehe zum Vater? Wir verstehen nicht, was er sagt.“ Manche Ausleger haben gemeint, der Herr spreche von seinem Weggang von der Erde bei der Himmelfahrt und seiner Wiederkunft am Ende der Welt. Das ist für den zeitlosen Gott „eine kleine Weile“. Augustinus legt diese Stelle so aus: „Eine kleine Weile ist der ganze Zeitraum, in dem die gegenwärtige Weltzeit läuft. Vor dem großen, unendlichen Gott ist die ganze Erdenzeit nur eine kleine Weile. Denn vor Gott sind tausend Jahre wie Tag und ein Tag wie tausend Jahre.“ Gott hat ein wesentlich verschiedenes Verhältnis zur Zeit als wir Menschen. Ewig ist der lebendige Gott, ewig ist der Sohn Gottes, ewig ist die Herrschaft Christi und sein Priestertum. Die Unendlichkeit Gottes ist die Ewigkeit. Die Ewigkeit Gottes besagt die absolute Erhabenheit des göttlichen Seins über alle Zeitlichkeit und jedes Zeitmaß. Das göttliche Sein besitzt ständige lautere Gegenwart der Dauer. Gottes Ewigkeit schließt Anfangslosigkeit und Endlosigkeit ein. Sie ergeben sich aus Gottes Aseität und absoluter Notwendigkeit. Die völlige Sukzessionslosigkeit seiner Dauer ergibt sich zwingend aus Gottes absoluter Unveränderlichkeit und Freiheit von jeder Potentialität im esse subsistens.

Jedes geschaffene Sein ist seiner Natur nach vergänglich. Erst recht gilt das von jedem einzelnen Menschenleben im ununterbrochenen Strom der Zeiten, in dem Welle auf Welle folgt. Wie sind sich die Erdzeiten gefolgt vom Quartär, Tertiär, Kreide, Jura, Trias, Perm, Karbon, Devon, Silur, Kambrium! Wie haben sich die Völker der Erde raschen Zuges abgelöst im Laufe der Weltgeschichte! Hethiter, Ägypter, Babylonier, Perser! Wie ist eine Kultur auf die andere gefolgt! Der einzelne Mensch hat seine Zeit, in der er auf Erden sein Leben vollziehen soll. Die Zeiträume sind für jeden verschieden. Manche sterben jung, andere werden alt. Aber niemand entgeht der Vergänglichkeit. Sterblicher, du musst sterben! Die Rätsel alles irdischen Geschehens für den Einzelnen wie für die ganze Menschheit lösen sich nur im Licht des Glaubens und in der Hoffnung auf die Ewigkeit: „Die Welt vergeht

mit ihrer Lust; wer aber den Willen meines Vaters tut, bleibt in Ewigkeit.“ Die Rätsel des Lebens lösen sich nur im Glauben und Hoffen, in der Verheißung Christi: „Ich gehe zum Vater.“ Der Mensch Jesus von Nazareth hat seine irdische Laufbahn vollendet. Die Aufgabe, die ihm der himmlische Vater gestellt hat, ist mit den reichlich dreißig Jahren dieses Lebens gelöst. „Es ist vollbracht“, konnte der Gekreuzigte sagen, bevor er sich dem ewigen Vater empfahl. Das Menschenleben hat seine eigentliche Bedeutung als Weg zu Gott. Eine gewisse Anteilnahme an der Ewigkeit Gottes schenkt dem erlösten Menschen das ewige Leben. Ewig sind die eschatologischen Güter: die Herrlichkeit (2 Kor 4,17f.; 1 Petr 5,10), die himmlischen Wohnungen (Lk 16,9; 2 Kor 5,1), das unerschütterliche Reich (Hebr 12,28; 2 Petr 1,21), die Erlösung (Hebr 9,12), das Erbe (Hebr 9,15), die bleibende Stadt (Hebr 13,14). Erwecken wir in dieser Osterzeit den festen, lebendigen Glauben, die tiefe, innere Hoffnung auf die Unsterblichkeit und Ewigkeit. Ich glaube an ein ewiges Leben.

II. Von der Trennung zur Gemeinschaft

Das Wort von der kleinen Weile bedeutet in jedem Fall das Scheiden Jesu. Wie hart war den Jüngern der Abschied von ihrem Herrn und Meister! „Ihr werdet mich nicht mehr sehen.“ Wie ein Blitz fuhr dieses Wort in ihre Seele. Es bedeutete Trennung von ihm. Trennung und Abschied ist jedem Menschenleben auferlegt und bedeutet immer etwas Schweres. Wir hängen am Leben, und wir lieben jene, mit denen uns das Leben verbunden hat. Es schmerzt uns, wenn sie von uns gehen. Und nun gar die Trennung der Erwählten Jesu von ihrem Herren! Die Jünger waren lebendig und liebevoll mit ihrem Meister verbunden. Er hatte sie berufen aus ihrem schlichten Leben. Er hatte sie zu seinen Jüngern gemacht. Er hatte sie gelehrt mit seiner Offenbarung. Er hatte sie geführt auf den gemeinsamen Wanderungen. Sie waren dankbar. Die Jünger wussten um die Einmaligkeit ihrer Gemeinschaft mit dem Herrn. Es war ihnen klar, dass es dafür keinen Ersatz gab. Und jetzt war mit dem Kreuz und dem Grab alles zu Ende. Kein Wunder, dass die Jünger von Gram und Wehmut, von Jammer und Trübsal erfüllt waren. Jesus hatte es ihnen vorhergesagt. Sein Scheiden von ihnen wird sie in solche Trauer versetzen, dass sie in Weinen und Wehklagen ausbrechen. Diese Trauer hat ihre Ursache in dem Alleinsein der Jünger in der Welt, die sie hasst; es ist die Situation der völligen Verlassenheit in der Welt und der ständigen Bedrohtheit durch die Welt. Das wird dadurch deutlich, dass Jesu Fortgang bei der Welt Freude auslöst; sie empfand seine Anwesenheit als beständigen Angriff auf sich und meint nun, von dem lästigen Mahner befreit zu sein. Der bittere Tod trennt die Jünger von ihrem Meister. Die Trennung ist ein großer Schmerz, der menschlich nicht zu ertragen wäre, wenn er nicht gemildert würde durch das Bewusstsein, es geht durch die Trennung zu einer neuen Gemeinschaft in Gott. „Ich werde euch wiedersehen, und euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird niemand von euch nehmen.“ Jesus scheidet nicht für immer, sondern er wird sie wiedersehen. Die Trennung sollte nicht endlos sein. „Eine kleine Weile, und ihr werdet mich wiedersehen.“ Nach der Auslegung, der ich den Vorzug gebe, bezieht sich das vorhergesagte Wiedersehen auf die Erscheinungen des auferstandenen Christus. Die Zeit ihrer Verlassenheit wird nur von kurzer Dauer sein, da sie ihn in Bälde wiedersehen werden. Das Nichtmehrsehen dauerte vom Abend des Karfreitags bis zum Morgen des folgenden Sonntags. Es war wirklich nur eine kleine Weile. Die Jünger haben den Auferstandenen gesehen, sie haben mit ihm gesprochen, er gab ihnen Vollmachten und Aufträge. Die vierzig Tage des Wiedersehens genügten Jesus, um seine Jünger im Glauben zu befestigen, für ihre Sendung auszurüsten und mit Hoffnung zu erfüllen. Mit der Hoffnung auf ein Wiedersehen und ein Beisammensein ohne Ende. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Ich gehe hin, euch eine zu bereiten. Wenn ich sie bereitet habe, werde ich kommen und euch zu mir holen, damit ihr dort seid, wo ich bin.“ Das ist der christliche Trost bei allem Sterben, an jedem Grabe. Über alle Gräber strahlt das österliche Licht. Der gleiche Tod, der uns auf kurze Zeit trennt, führt die Getrennten im ewigen Lande Gottes wieder zusammen. Daran glauben wir, darauf hoffen wir und bauen wir. Der auferstandene Christus ist unser Tröster. Unsere Erwartung ist nicht eine Einbildung, nicht ein Hirngespinnst, nicht ein Wunschtraum. Nein, sie gründet auf einer unumstößlichen Tatsache: auf der leibhaftigen Auferstehung des gestorbenen Jesus von Nazareth. Er ist nach blutiger Kreuzigung lebendig gewor-

den. Nicht für sich allein, sondern für die gesamte Menschheit, die er gewissermaßen in sich trug. Er ist der Mittler. Er ist der neue Adam, dem alle folgen werden, die seine Menschennatur tragen. Was an ihm geschah, muss und wird an allen geschehen, die an ihm Anteil haben. In der Epistel des heutigen Sonntags mahnt uns Petrus, uns selber hienieden als „Fremdlinge und Pilger“ anzusehen. Fremdlinge sind nicht heimisch an dem Ort, an dem sie sich befinden. Pilger sind ständig unterwegs, bis sie das Ziel der Pilgerschaft erreicht haben. Damit sie am heiligen Ort ankommen, müssen sie sich so verhalten, wie es Pilgern geziemt. Daher mahnt uns der Apostel, dass wir uns enthalten der fleischlichen Lüste, die wider die Seele streiten. Er mahnt, einen guten Wandel zu führen unter den Heiden.

III. Von der Trauer zur Freude

Das Bewusstsein des Abschieds bleibt über der Jüngerschar wie eine dunkle Wolke stehen. Aber hinter dieser Wolke glüht die Sonne. Durch die Wolke blickt das Sonnenlicht hervor. „Ihr habt jetzt zwar Trauer, aber eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden. Ihr werdet weinen und weklagen, und die Welt wird sich freuen.“ Jesus verließ sie. Sein Beruf auf Erden schloss den Sühnetod ein. Er vertauschte die selige Wanderschaft in Galiläa und Judäa mit einem Grab. Die Jünger wurden Zeugen des Abschieds von einem Gekreuzigten. Aber so wird es nicht bleiben. In einer unvorstellbaren Wandlung lässt Gottes Macht den getöteten Herrn aus dem Grab ersteigen. „Ihr sucht Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten. Er ist nicht hier, er ist auferstanden.“ Etwas Unerwartetes, etwas schier Unglaubliches ist geschehen. Jesus hatte es vorhergesagt. Die tiefe Traurigkeit der Jünger wird in jubelnde Freude verwandelt werden, die den überstandenen Schmerz vergessen lässt. Der Herr vergleicht die Stunde des Abschieds mit der schweren Stunde einer Frau, die ein Kind gebiert. „Hat sie aber das Kind zur Welt geboren, so denkt sie nicht mehr an die Not, aus Freude darüber, dass ein Mensch zur Welt geboren ist.“ Die wahre Freude des Christen wird immer aus Schmerzen geboren. Sie kommt aus der Reue über Sünde und Schuld. Dann heißt sie Friede. Sie kommt aus dem durchfochtenen Kampf. Dann heißt sie Sieg. Sie kommt aus dem durchlittenen Leid. Dann heißt sie Glück. Die Freude über Jesu Wiederkehr ist von solcher Art, dass sie ihnen niemand nehmen kann. Die Erscheinungen des Auferstandenen geben den Jüngern die unbesiegbare Gewissheit, dass er lebt und dass sein Scheiden nur der Hingang zum Vater war. Die Erscheinungen sind auch die Garantie dafür, dass ihre Verlassenheit zu Ende ist und sie in lebendiger Gemeinschaft mit dem erhöhten Herrn stehen, so dass der Hass der Welt ihnen nichts anhaben kann.

Diesen Zusammenhang übersehen oder missachten viele Christen. Sie begreifen nicht oder wollen nicht begreifen, dass der Weg zum Himmel über Golgotha führt. Von ihnen sagt das Buch von der Nachfolge Christi: Jesus hat jetzt viele Jünger, die im himmlischen Reiche gern mit ihm herrschen möchten, aber wenige, die sein Kreuz auf Erden tragen wollen. Er hat viele, die mit ihm essen und trinken möchten, aber wenige, die mit ihm fasten wollen. Viele folgen Jesus nach bis zum Brotbrechen beim Abendmahle, aber wenige bis zum Trinken aus dem Leidenskelche. Christus führte die Jünger mit sich auf den Kreuzweg und danach zum Triumph des Ostertages. „Damit meine Freude in euch sei und eure Freude vollkommen werde.“ Darum mahnt er uns: „Euer Herz betrübe sich nicht und fürchte sich nicht!“ Über den Ölberg und über Golgotha führt die Straße zum Licht und zum Leben, zum ewigen Licht und ewigen Leben Gottes. Christen glauben immer, auch im tiefsten Leid, an den Sieg und die Freude, weil sie an die Ewigkeit Gottes glauben.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Ordnung und Unordnung der Geschlechtlichkeit

07.05.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Herr kündigt im Evangelium des heutigen Sonntags die Sendung des Parakleten, des Beistandes, des Trösters, genauer des Heiligen Geistes an. Er wird der Welt beweisen, dass es eine Sünde, eine Gerechtigkeit und ein Gericht gibt. Der Nachweis, dass es eine Sünde gibt, ist auf keinem sittlichen Gebiet so notwendig wie dem der geschlechtlichen Sittlichkeit. Hier ist die Leugnung der sündhaften Unordnung weit verbreitet. Die Menschen suchen im geschlechtlichen Tun Befriedigung. Um nicht darin gestört zu werden, bestreiten sie, dass es strenge Gebote Gottes für das geschlechtliche Verhalten gibt und dass ihre Übertretung sündhaft ist. Daher muss der Herold Gottes ihnen entgegentreten.

Der Geschlechtstrieb mit seiner Lust ist vom Schöpfer zu hochernstem, erhabenem Zweck in die Menschennatur gelegt: die Art soll erhalten, die Kinder sollen in der Familie von den durch rechtmäßige Ehe verbundenen Eltern erzogen und die Familien zu Pflanzstätten edler Menschentugend ausgestaltet werden. Das ungeordnete Verlangen nach Geschlechtslust heißt Unkeuschheit. Die sittliche Ordnung des Geschlechtstriebs fordert die Unterwerfung dieses Triebes unter den Geist und seine sittlichen Zwecke, die Hinordnung der Geschlechtskraft auf das Ziel der Fortpflanzung, seine ausschließliche Befriedigung in der Ehe. Es gilt der Grundsatz: Jede außerhalb der Ehe direkt gewollte geschlechtliche Lust ist Sünde.

Es gibt geschlechtliche Sünden, die in Einsamkeit einer Person geschehen. Die Masturbation ist die volle geschlechtliche Selbstbefriedigung. Ihre Wurzel ist eine verkehrte Selbstliebe. Wer sie übt, vermeint sich selbst einen Genuss zu verschaffen. Er handelt gegen die von Gott festgelegte Weise, die Geschlechtskraft zu gebrauchen. Die Selbstbefriedigung wird häufig durch vorausgegangene und nicht bereute unzüchtige Gedanken sündhafter Art hervorgerufen. Sie kann auch ein Ersatz für den ehelichen Verkehr nach Scheidung oder Tod des Gatten sein. Sie ist vor allem in der Pubertät junger Menschen häufig. Die Selbstbefriedigung kann ausarten, wenn ihr nicht Einhalt geboten wird. Dann wird diese Sünde zum Laster. Die lasterhafte Gewöhnung macht den Menschen zum Sklaven seiner Sucht.

Vorehelicher und außerehelicher Geschlechtsverkehr ist eine schwere Verletzung der Keuschheit. Was angeblich oder wirklich liebende Menschen vor dem Eheabschluss in geschlechtlicher Hinsicht miteinander tun, ist ein Raub an der geplanten Ehe. Vorehelicher Geschlechtsverkehr entzieht der Ehe im Voraus einen Teil der Kraft, das eheliche Leben nach Gottes Willen und zum eigenen Segen zu gestalten. Werden Personen, die sich vor Eingehung der Ehe nicht beherrschen können, imstande und gewillt sein, ihre eheliche Beziehung nach Gottes Gesetz zu gestalten? Der außereheliche Geschlechtsverkehr zwischen ledigen Personen ist Unzucht. Der außereheliche Verkehr eines Verheirateten ist Ehebruch, ist Untreue gegen den anderen Ehegatten. Er beeinträchtigt das gegenseitige Verhältnis der Gatten, führt zu Spannungen, zum Verlust der Liebe und in vielen Fällen zur Trennung.

Der Wille zur Fruchtbarkeit ist insofern der Ehe wesentlich, als der Ehevertrag, der nicht das volle Recht zur Beiwohnung und zur Kinderzeugung einschließt, keine Ehe begründet. Die Ausübung dieses Rechts untersteht der freien gemeinsamen Entschließung der Gatten. Die künstliche Vermeidung der Fortpflanzung beim Geschlechtsverkehr, also die absichtliche, widernatürliche Verhinderung der

Empfängnis beim ehelichen Akt, steht im Widerspruch zur Natur der Ehe. Sie macht die Ehe zum Werkzeug der Lust, trübt das Familien- und Glaubensleben und zerstört auf die Dauer die Kraft des Volkslebens. Eheleute, die sich aus gewichtigen Gründen keine Vermehrung der Kinderzahl wünschen, sind auf die volle Enthaltbarkeit oder die periodische Enthaltung zu verweisen. Die natürliche und kirchliche Moral kennt nur einerseits den naturgemäßen Vollzug der Ehe und andererseits den Verzicht auf den Geschlechtsakt. Wir Priester wissen, wie schwer es ist, in einer Ehe volle Übereinstimmung zwischen Mann und Frau in Bezug auf das Geschlechtsleben zu finden. Wir Priester wissen auch, wie schwer es vielen Menschen fällt, zeitweise oder immer auf den geschlechtlichen Verkehr zu verzichten. Aber es gilt: Was Gott befiehlt, kann nicht unmöglich sein. Ein Gesetz wird auch nicht dadurch falsch, dass es den, der es auf Anruf verkündet, nicht trifft.

Sterilisation ist das operative Herbeiführen der Unfruchtbarkeit (Sterilität). Im Unterschied zur Kastration bleiben die Keimdrüsen und die Geschlechtsorgane erhalten. Das Sexualleben (Libido, Ausübung des Geschlechtsverkehrs) ist nicht beeinträchtigt. Als Methode der Empfängnisverhütung ist die Sterilisierung unzulässig. Sie ist als erlaubt anzusehen, wenn sie sich zur Rettung des Lebens oder der Gesundheit als notwendig erweist.

Homosexualität ist die geschlechtliche Hinneigung zu Personen des gleichen Geschlechts, der unzüchtige geschlechtliche Verkehr zwischen Personen desselben Geschlechts. Die Verfehlung beruht meist auf Verführung, lasterhafter Verrohung oder perverser Triebanlage. Es existiert keine genetische Bedingtheit von Homosexualität. Die Entschuldigung, Verteidigung oder Empfehlung homosexuellen Verhaltens in heutiger Zeit gehört zu den Zeichen des Zurücksinkens in heidnische Sittenlosigkeit. Sie ist widernatürlich, weil sie dem Hauptzweck des Geschlechtsverkehrs, der Erhaltung der Art, zuwider ist. Homosexualität wird in der Heiligen Schrift als Greuel (Lev 18,22), als todeswürdig (Lev 20,13), als widernatürliche Verirrung (Röm 1,26f.), als der gesunden Lehre widerstreitend (1 Tim 1,10f.) gekennzeichnet und an Sodoma und Gomorrha mit Vernichtung durch Feuer und Schwefel bestraft (Gen 19,24).

Abtreibung oder Tötung der Leibesfrucht ist die freiwillig durch eine Handlung oder Unterlassung verschuldete Vernichtung des menschlichen Embryos in der Zeit von der Empfängnis bis zur Geburt. Das Kind im Mutterleib ist nichts anderes als ein Mensch im frühesten Stadium seiner Entwicklung. Der Embryo entwickelt sich nicht zum Menschen, sondern er entwickelt sich als Mensch. Vom Zeitpunkt der Verschmelzung der elterlichen Keimzellen trägt er eine einzigartige menschliche DNA in sich. Das Kind im Mutterschoß ist von seinen Anfängen an (Embryo, Fötus) ein menschliches Wesen. Es ist Träger einer unsterblichen Seele und eines unantastbaren Lebensrechtes. Die Abtreibung beraubt das Kind der Taufgnade, schädigt oder gefährdet die Mutter, belädt sie häufig mit lebenslangen seelischen Wunden. Die absichtliche Einleitung einer Fehlgeburt (abortus), d.h. die Abtreibung der noch nicht lebensfähigen Frucht und erst recht die gewaltsame, operative Tötung des ungeborenen Kindes ist in jedem Fall unzulässig. Die Carolina, das Reichstrafgesetzbuch von 1532) setzte auf die Abtreibung durch die Mutter die Strafe des Lebendigbegrabenwerdens. Im Gegensatz zu irrigen Darstellungen sei bemerkt: Die Pille hat die Zahl der Abtreibungen nicht vermindert. Der vermehrte Verbrauch von empfängnisverhütenden Mitteln hat eine Zunahme der Abtreibungen zur Folge. Die vorgeburtlichen Diagnosen werden oft zum Anlass genommen, die Abtreibung anzuraten oder vorzunehmen. Sogenannte „überzählige Embryonen“ werden umgebracht oder für Forschungszwecke verwendet, die unter dem Vorwand des wissenschaftlichen oder medizinischen Fortschritts in Wirklichkeit das menschliche Leben zum bloßen „biologischen Material“ degradieren, über das man frei verfügen könne.

Die Anhänger der Euthanasie erklären die Tötung eines Menschen für erlaubt oder geboten, wenn sein Leben nutzlos, qualvoll oder gemeingefährlich sei. Bei jedem unheilbar Kranken soll auf seinen Wunsch, aber grundsätzlich auch ohne Verlangen die schmerzlose Tötung bewirkt werden können. Tötung aufgrund von Euthanasie untergräbt die allgemeine Sicherheit und Sittlichkeit. Sie ruft in den Einzelnen die schlimmsten Instinkte wach, erstickt alle echte Humanität, alle christliche Stärke und Geduld. Die Nationalsozialisten führten ein Programm zur systematischen Tötung missgebildeter Kinder und erwachsener Geisteskranker durch. Soweit sind wir heute noch nicht. Aber das Bundesverfassungsgericht hat 2020 entschieden, ein Sterbewilliger könne die Hilfe Dritter zum Sterben

verlangen. In den Niederlanden geht man weiter. Die Zahl der Menschen, die dort aktive Sterbehilfe in Anspruch nehmen, hat 2022 ein Rekordniveau erreicht. 8720 Menschen haben sich auf eigenen Wunsch von Ärzten töten lassen. Die direkte Tötung eines Menschen ist schwer sündhaft. Das fünfte Gebot Gottes verbietet jede ungerechte Tötung. Ungerecht aber ist die Euthanasie selbst auf Wunsch des Kranken, da das Leben einer so selbstherrlichen Verfügung des Menschen entzogen ist. Nichts steht der indirekten Sterbehilfe entgegen, die zur Linderung unerträglicher Schmerzen narkotische Mittel anwendet, auch wenn als ungewollte Nebenwirkung eine Beschleunigung des Sterbens eintreten sollte.

Hochhaltung der Keuschheit und Reinhaltung der Ehe sind Gradmesser des sittlichen Standes eines Volkes. Die Unzucht hat für den Einzelnen, aber auch in sozialer Hinsicht die verderblichsten Folgen. Die Libido, die Wollust, ist unersättlich, sie wird um so mehr gesteigert, je mehr man ihr nachgibt (*usu crescit, nunquam satiatur*: Hieronymus Ep 123,14). Die ungeordnete Geschlechtslust wird der Vorherrschaft der Vernunft am gefährlichsten. Unzucht bedroht Gesetz und Urteil sowie die gedeihliche Entwicklung eines Menschenlebens; sie stellt eine Entweihung des Tempels Gottes dar. Die mit unreinen Vorstellungen erfüllte Phantasie beeinflusst den Geist des Menschen in verhängnisvoller Weise. Das ganze Denken wird missleitet und korrumpiert. Die Tugend der Klugheit wird von Grund aus zerstört. So führt die Unzucht leicht zu Unbeständigkeit und Übereilung, zur Gleichgültigkeit gegen wahre Ehre, zu mangelhafter Sorge für Hab und Gut, zu Unlust und Verdrossenheit, zur Furcht vor der Ewigkeit, zum Hass gegen Gott, der die Unzucht verbietet und bestraft, zum Trotz gegen alle Autorität, zur geistlichen Unempfänglichkeit; sie kann mit Irrglauben, Unglauben, Verblendung und Selbstmord enden.

Die Kirche konnte sich bei ihrem Bemühen, die Bevölkerung zur Beobachtung des Sittengesetzes anzuhalten, lange Zeit auf die staatliche Gesetzgebung stützen. Doch hierin hat sich ein tiefgehender Wandel vollzogen. Der Staat hat Wort und Sache der Sünde aus seinem Katalog gestrichen. Er macht immer mehr Konzessionen an die in der Gesellschaft dominierenden Bestrebungen zu Erleichterung, Freizügigkeit und Ungebundenheit im Bereich des Geschlechtlichen, häufig oder meistens in Verbindung oder Übereinstimmung mit Ansichten des Protestantismus. Die Regierenden haben daher viele, fast alle lästigen Strafbestimmungen gegen Unzucht und Missbrauch der Geschlechtskraft aus dem Strafrecht entfernt. Ich erwähne einige. Das 1. Strafrechtsreformgesetz vom 25.6.1969 hob u.a. die Strafbarkeit des Ehebruchs und der einfachen Homosexualität auf. Das 4. Strafrechtsreformgesetz vom 23.11.1973 reformierte das Sexualstrafrecht und schränkte die früheren Sittlichkeitsdelikte im Wesentlichen auf Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung ein. Das 29. Strafrechts-Änderungsgesetz vom 31.5.1994 hob den §175 StGB auf und schaffte die besondere Strafbarkeit homosexueller Handlungen ab. Ein ähnlicher Rückzug aus der Strafbarkeit hat sich auf dem Gebiet des menschlichen Lebens vollzogen. Der Schutz des keimenden Lebens, des kleinen Menschen im Leib der Mutter wird immer mehr abgebaut. Der Schutz des Lebens von Alten und Kranken wird immer mehr eingeschränkt, die straflose Beihilfe zur Selbsttötung wird ständig erweitert. Die Straffreiheit für die Abtreibung wird gefordert und vermutlich bald durch Gesetz eingeführt werden. Die Beseitigung der Strafbarkeit für viele Sittlichkeitsvergehen wird von der Bevölkerung dahin verstanden, dass die entsprechenden Taten erlaubt seien, erlaubt in der Gesellschaft und erlaubt vor Gott.

Eine unheilvolle Entwicklung wurde eingeleitet mit dem Grundsatz: Geschütztes Rechtsgut ist nicht mehr die allgemeine Sittlichkeit, sondern die Freiheit der Entscheidung über die geschlechtliche Betätigung. Mit dieser Einschränkung verzichtet der Staat auf die Normierung des geschlechtlichen Tuns und stellt es in das Belieben des Einzelnen. Bestraft wird nicht mehr die geschlechtliche Verirrung, sondern die Beeinträchtigung der Selbstbestimmung, die Verirrung vorzunehmen. Es kann einer so abwegig und pervers sein, wie er will. Nach diesem Grundsatz ist er strafrechtlich nicht zu belangen, sofern sein Komplize seinem lasterhaften Tun aus freien Stücken zustimmt. Dieser Ansatz ist verfehlt. Die Männer und Frauen, die das Strafrecht bearbeiten, sollten zweierlei bedenken. 1. Dem Strafrecht ist nach richtiger Ansicht zu seinem Teil auch der Schutz der allgemeinen Sittlichkeit aufgetragen. Der sittliche Stand des Volkes hängt von der sittlichen Einstellung und vom sittlichen Verhalten des Einzelnen ab. Die Verfehlungen des Einzelnen auf diesem Gebiet schaden auch der Gemeinschaft. Der Mensch, der sich im sittlichen Schlamm bewegt, verliert etwas von seinem Wert

und seinem Nutzen für die Gesellschaft. Die Gesellschaft leidet Schaden von seinem Tun. 2. Der Mensch ist versuchlich; er muss vor sich selber geschützt werden. Eine ungemessene Freiheit überfordert ihn. Die mit dem Geschlechtsverkehr verbundene Lust ist vom Schöpfer zur Sicherung des Zweckes der Ehe, der Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, beigegeben. Wenn diese Lust zum Hauptzweck erhoben wird, folgt man einer materialistischen Lebensanschauung, die nur ein irdisches Dasein kennt und dieses möglichst genussreich und bequem zu gestalten sucht. Mit einer solchen Einstellung lassen sich Gemeinsinn, Uneigennützigkeit, Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit nicht vereinen. Aber diese Haltungen benötigt das Volk.

Wir Seelsorger und Beichtväter wissen um die Gefahren und die Nöte, die von der Sexualität ausgehen. Für die meisten Menschen besteht zeitweise oder lebenslang ein sexuelles Problem. Dem erb-sündigen Menschen ist es angesichts der Stärke des Geschlechtstriebes im Allgemeinen nicht möglich, jede, auch die entfernte Gefahr zur Sünde ganz zu meiden. Das gilt besonders heute in einer weithin sexuell entarteten Öffentlichkeit. Die Sünden gegen das sechste Gebot sind gewiss ungleich in Schwere und Häufigkeit. Eines aber haben sie gemeinsam: Sie sind ausnahmslos gefährlich, weil sie auf Wiederholung, Abwechslung und stärkere Dosierung drängen. Die sexuelle Gefahr und die sexuelle Not werden nicht durch Nachgiebigkeit und Zugeständnisse überwunden. Die Rettung kommt nur von einem: vom unerbittlichen Widerstand gegen die geschlechtliche Unordnung auf allen Gebieten, in jeder Form, in jedem Alter, unter allen Umständen. Es gibt nicht für jede Not ein irdisches Heilmittel. Es gibt Not, die nur transzendent gelöst wird. Christ sein, Katholik sein heißt: solche Not in Gebet, in Entsagung, in Opfer lösen. Opfer, tausend Opfer, deine und meine Opfer sind nötig, damit die Gesamtheit leben kann.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Ist das nicht der Sohn der Maria?

14.05.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Evangelist Markus berichtet vom Auftreten Jesu in seiner Heimatstadt Nazareth. Es setzt die Bewohner in Erstaunen. Die Leute von Nazareth sagen: „Ist das nicht der Zimmermann, der Sohn der Maria?“ Jesus hat viel Zulauf in Nazareth. Aber die Leute sind skeptisch. Woher hat der Mann das? Sie haben von seiner erstaunlichen Wundertätigkeit gehört. Aber sie zucken die Achseln: Ist das nicht der Zimmermann? Man spürt den inneren Widerstand, der von Anfang an da ist und in einem Fememordversuch (Lk 4,29) gipfeln wird. Warum dieser Widerstand? Jesus kommt von Kapharnaum. Dort hat er die Wunder getan, von denen man überall spricht. Dort ist auch etwas anderes geschehen. Eines Tages ist in Kapharnaum eine schriftgelehrte Gutachterkommission erschienen. Sie war von Jerusalem ausgesandt, um die Wundertätigkeit Jesu von Nazareth an Ort und Stelle zu untersuchen. Das Ergebnis der amtlichen Visitation war: Dieser Galiläer tut tatsächlich Wunder. Aber er vollbringt sie im Bund mit teuflischen Mächten (Mk 3,22).

Der moderne Leser mag überrascht sein. Wir hatten vielleicht ganz andere Vorstellungen von den ersten Meinungskämpfen um Jesus von Nazareth. Im Altertum, so stellt man sich vor, waren die Menschen kritiklos und wundergläubig und von vornherein überzeugt, dass ein Gottesmann Wunder tun könne und müsse. Schon falsch. Johannes der Täufer zum Beispiel war ein berühmter Gottesmann, aber er hat nie ein Wunder getan – und galt dennoch vielen Zeitgenossen als der Messias, der da kommen sollte (Lk 3,15; Joh 10,41). Andere denken sich die Sache so: Die Christen glaubten an Jesus und erzählten viel von seinen Wundertaten. Die Juden lehnten Jesus ab und glaubten den christlichen Wundererzählungen nicht. Auch falsch. Der historische Tatbestand ist klar: Jesus hat viele und große Wunder getan. Darüber sind sich die Zeitgenossen Jesu und Augenzeugen seiner Wirksamkeit völlig einig, ganz gleich, ob sie zu den Anhängern oder zu den Gegnern Jesu gehören. Meinungsverschiedenheiten gibt es nur um die Frage, wie die Wunder Jesu zu deuten sind. Genau das ist die Situation, in die das Gutachterteam von Mk 3,22 eingreift. Die Herren kommen aus Jerusalem nach Galiläa; sie inspizieren die Wirksamkeit Jesu; sie stellen fest, dass er Wunder tut; sie stellen klar, dass seine Wunder nicht Gotteswunder sind, sondern Teufelswunder.

Aber wie in aller Welt kann ein gelehrter Gutachter entscheiden, ob ein Wunder göttlichen oder widergöttlichen Ursprungs ist? Die schriftgelehrten Abgesandten aus Jerusalem trauen sich diese Entscheidung ohne Anmaßung zu. Denn sie finden dafür einen Maßstab in ihrer Bibel. In 5 Mos 13,1-6 wird der Grundsatz entwickelt: Wenn ein Wundertäter das mosaische Gesetz respektiert, so sind seine Wunder echt, Gotteswunder. Wenn er dieses Gesetz verletzt, sind seine Wunder vom Teufel. Genau nach dieser Richtschnur sind die Jerusalemer Rechtsgelehrten vorgegangen im Falle Jesu. Hat Jesus das mosaische Gesetz verletzt? Jawohl. In aller Öffentlichkeit und demonstrativen Grundsätzlichkeit (z.B. Mk 2,7; 2,27; 7,15; 10,9; Joh 8,11). So wie sie es verstanden und auslegten; ohne zu berücksichtigen, dass in Jesus der Gottessohn als allein befugter authentischer Ausleger vor ihnen stand. Mk 2,7: Als Jesus dem Gichtbrüchigen erklärte: Die Sünden sind dir nachgelassen, sagten die anwesenden Schriftgelehrten: Er lästert Gott. Wer kann Sünden nachlassen als nur einer, Gott? Mk 2,27f.: Der

Sabbat ist um des Menschen willen geschaffen und nicht der Mensch um des Sabbats willen. Im Übrigen ist der Menschensohn Herr auch über den Sabbat. Mk 7,15: Es gibt nichts, was von außen in den Menschen eingeht, das ihn verunreinigen könnte. Mk 10,9: Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen. Joh 8,11: Auch ich verurteile dich nicht. Das alles sind nach der Auslegung der Schriftgelehrten Verstöße gegen das mosaische Gesetz. Daher ihre Schlussfolgerung im Sinne von 5 Mos 13: Die Wunder Jesu sind Teufelswunder.

Der moderne Leser fragt sich wohl manchmal: Wie ist es eigentlich möglich, dass man Jesus verworfen und gekreuzigt hat trotz all der Wunder, mit denen er sich auswies? Die wissenschaftliche Antwort lautet paradox genug: Nicht trotz jener Wunder, sondern wegen jener Wunder hat man ihn verdammt. Das sagen die Pharisäer und die Schriftgelehrten im Neuen Testament allenthalben: Jesus ist ein Verführer; er will das Volk durch schwarze Magie zum Abfall vom mosaischen Gesetz und vom Gott der Väter verleiten (Mt 27,63; Joh 9,16. 28f.; 11,45ff.; 12,18f.). Die schriftgelehrten Originaltexte des neutestamentlichen Zeitalters sagen fast wörtlich dasselbe: „Jesus von Nazareth hat gezaubert und verführt und Israel zum Abfall verleitet“ (Traktat Sanhedrin 43a, Münchener Handschrift). Und selbst die Jünger Johannes des Täufers führen in ihrer oft sehr leidenschaftlichen Jesuspolemik gerade die Wunder gegen Jesus ins Feld. Wir besitzen einen Kampftext, der offenbar aus den ältesten Täuferkreisen stammt. Dort heißt es: „Unser Meister hat das Gesetz gelehrt und auf Wunder verzichtet. Jesus aber bricht das Gesetz und verführt das Volk durch dämonische Wunder.“ Kurz, in den Augen seiner gesetzestreuen Gegner hat der galiläische Ketzer sich durch seine Wundertätigkeit nicht legitimiert, sondern kompromittiert. Das Verdammungsurteil von Mk 3,22 aber ist mehr als irgendein Dokument der Agitatoren und der Polemik; es ist ein religionsgesetzliches Gutachten auf biblischer Grundlage, eine Art Bannbulle, gleichbedeutend mit einer öffentlichen Exkommunikation Jesu (Joh 8,48; 9,22; 11,57).

Die verheerenden Wirkungen dieser amtlichen Verlautbarung kann man sich vorstellen. In Kapharnaum, in Chorazin, in Bethsaida, überall in Galiläa, setzt jetzt eine antijesuanische Massenbewegung ein (Mt 11,22-24; Joh 6,60. 66). Nun wird uns klar, warum die Leute von Nazareth so skeptisch sind, trotz aller Wunder, die Jesus getan hat. Sie wissen von der Jerusalemer Bannbulle und sind von der antijesuanischen Massenpsychose erfasst. Die Jerusalemer Bannbulle hat eine Rechtskonsequenz, die tief in die Privatsphäre eingreift und an jenem Sabbatmorgen eine außerordentlich peinliche Rolle spielt. Wenn ein Jude in der Zeit und Heimat Jesu durch ein amtliches Verdammungsurteil gebrandmarkt ist, beschäftigt man sich alsbald ganz ungeniert mit den Umständen seiner Geburt. Ist da vielleicht etwas nicht in Ordnung, was man gegen ihn aussprechen kann? Ist da vielleicht Material zu holen für einen perfekten Skandalfall? Solange ein Jude sich korrekt an Moses hält, schont man ihn. Aber sobald er zum Ketzer erklärt ist, spricht man öffentlich von den intimsten Dingen, je lauter und giftiger, desto erfolgreicher. Genauso machen es die Landsleute Jesu in Mk 6,3. Denn das ist der Sinn des hässlichen Zwischenrufs: „Ist das nicht der Sohn der Maria?“ Der moderne Europäer liest das ganz unbefangen und denkt wohl gar: Jesus war „natürlich“ der Sohn Josephs, hat aber seinen Vater früh verloren und heißt darum hier der Sohn Marias. Aber das ist viel zu europäisch gedacht und viel zu modern. Man muss die Ahnung vom altjüdischen Familienrecht haben, wenn man jenen Zwischenruf richtig verstehen will. Im antiken Palästinajudentum führte man statt des Familiennamens den Namen seines Vaters mit dem Vorsatzwort *ben* oder *bar* (= Sohn des...). So z.B. Akiba, ben Joseph = Akiba, Sohn des Joseph; Samuel, bar Nachman = Samuel, Sohn des Nachman. Auch in griechischen Texten erscheint diese semitische Namensform. Berühmtestes Beispiel ist der Apostel Simon bar Jona = Simon, Sohn des Jona = Petrus in Mt 16,17. Diese Namensform blieb unberührt von der Frage, ob der Vater noch lebte oder nicht. Wenn ein antiker Palästinajude dagegen nach dem Namen seiner Mutter genannt wurde, so bedeutete dies, dieser Mann „hat keinen Vater“, er ist ein illegitimes Kind. Die Leute von Nazareth tuscheln miteinander: Ist das nicht der Sohn der Maria? Was wollen sie damit sagen? Dieser Mann, der da so gewaltige Reden hält, dieser Jesus sollte lieber ganz still sein, denn er hat keinen Vater. Dieser Angriff ist so hämisch und vernichtend, dass die späteren Evangelisten ihn auf jede Weise abzuschwächen versuchen (Mt 13,55; Lk 4,22; Joh 6,42). Auch die jüngeren Handschriften des Markusevangeliums haben das jüdische Kampfwort in 6,3 fürsorglich abgeändert.

Warum? Weil sie wussten, dass die Bezeichnung „Sohn der Maria“ ein jüdisches Schimpfwort war, das kein Christenmensch in den Mund nehmen mochte.

So also ist es unserem Herrn ergangen. Er wurde verdächtigt und beschimpft. Der Heiligste von allen, den die reinste Mutter gebar, musste Schmähung und üble Nachrede über sich ergehen lassen. Und das in seiner Heimat, von seinen Stammesgenossen und Nachbarn. Sie suchten ihn zu steinigen, die Strafe für einen Gotteslästerer. Wahrhaftig, durch Leiden seines Gottesknechtes wollte Gott die Menschheit erlösen. „Verachtet war er, der letzte der Menschen, ein Mann der Schmerzen, mit Qualen vertraut. Wie einer, vor dem man sein Antlitz verhüllt. So war er verachtet. Wir schätzten ihn nicht.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Evangelium der 40 Tage

18.05.2023 (Christi Himmelfahrt)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wer von der Himmelfahrt Christi sprechen will, muss ausgehen von seiner Auferstehung. Es ist der fundamentale Satz des christlichen, des katholischen Glaubens: Jesus Christus, der Gekreuzigte und Begrabene, ist am dritten Tage nach seiner Hinrichtung lebendig dem Grab entstiegen; er ist wahrhaft auferstanden vom Tode. Die Auferstehung besagt einmal die reale Wiedervereinigung von Leib und Seele. Der Herr stand sodann auf in verklärter, vergeistigter Gestalt. Er war erhaben über die Schranken von Raum und Zeit. Jesus Christus ist in seiner Auferstehung in den Himmel entrückt worden. Er hat nicht etwa für die knapp sechs Wochen noch einmal das irdische Leben aufgenommen und in dieser Zeit eine Bleibe auf Erden bezogen. Vielmehr ist er jedes Mal, wenn er sich seinen Jüngern zeigte, vom Himmel her zu ihnen gekommen.

Jesus ist den Jüngern nach seiner Auferstehung vierzig Tage lang immer wieder erschienen. Die Erscheinungen waren nicht ein flüchtiges, kurzlebiges Sichzeigen. Der erhöhte Herr kam und ging nicht blitzartig. Er verweilte vielmehr eine Zeitlang bei seinen Jüngern zu wichtiger Belehrung und Ausstattung. Sein Sichzeigen hatte Bedeutung nur für diese. Man kann den Verkehr des auferstandenen und erhöhten Herrn mit den Jüngern als Jüngerschulung und Jünger-ausstattung bezeichnen. Wir nennen diese Phase der Wirksamkeit Jesu das Evangelium der 40 Tage.

Der Herr bewies in diesen Wochen erstens die Wahrheit und Wirklichkeit seiner leibhaftigen Auferstehung. Jesus ist nicht in der Phantasie oder im Kerygma der Jünger auferstanden; die Sache Jesu geht nicht deswegen weiter, weil sich seine Anhänger nicht mit dem Fiasko des Karfreitags abfinden wollten. Nein, der Tote ist lebendig geworden, zeigt sich seinen Jüngern, redet mit seinen Jüngern, isst mit seinen Jüngern, kurz, er tut alles, was ein lebendiger Mensch tun kann. Die Beweise des Herrn für sein leibliches Lebendigwerden waren so eindringlich und nachhaltig, dass die Jünger fortan kein Zweifel mehr daran überfiel. Es gibt kein Zeugnis, dass auch nur ein Jünger, der den Auferstandenen erlebt hat, an der Wahrheit und Wirklichkeit seiner Auferstehung irre geworden wäre. So war ihr Umgang mit dem verklärten Herrn die felsenfeste Basis für alle, die durch sie zum Glauben an dieses unerhörte Ereignis kommen sollten.

Die Erscheinungen des Auferstandenen dienten sodann der Belehrung der Jünger über den Zusammenhang von alttestamentlicher Vorhersage und neutestamentlicher Erfüllung (Lk 24,25-27, 44-48). Jetzt lernten die Jünger begreifen, warum und weshalb die Geschehnisse vom Ölberg und von Golgotha sich zutragen mussten. Was an Jesus geschah, war kein Unfall und kein Verhängnis, war auch nicht die Folge von Unüberlegtheit oder Ungeschicklichkeit des Herrn, sondern es war die Verwirklichung des göttlichen Heilsplanes. „Er ward geopfert, weil er selbst es wollte.“ Und er wollte es, weil es der Wille des Vaters war.

Weiter unterrichtete der Auferstandene in den knapp sechs Wochen seine Jünger autoritativ und endgültig über die Gottesherrschaft, das Reich Gottes (Apg 1,3). Mit dieser Botschaft hatte Jesus sein öffentliches Auftreten einst begonnen: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe“ (Mk 1,15). Das Reich Gottes, die Herrschaft Gottes blieb auch in der Folge das Hauptthema seiner Predigt (Mt 4,17).

Er hatte seine Jünger gelehrt, zu Gott zu beten: „Dein Reich komme“ (Mt 9,10). Damit hatte er ihnen kundgetan, dass das Kommen des Reiches von niemand anders als vom himmlischen Vater zu erwarten sei. Seine Predigt hatte jedoch die Jünger nicht von dem Gedanken der Wiederherstellung des davidischen Reiches abbringen können. So fragten sie jetzt den Auferstandenen: „Herr, wirst du in dieser Zeit die Königsherrschaft an Israel zurückgeben?“ (Apg 1,6). Jesus wies alle Gedanken über Gottes Reich, die es als ein irdisches Gebilde, vergleichbar den Imperien der Geschichte, verstehen wollten, entschieden ab. Gottes Herrschaft ist eine transzendente und zukünftige Größe. Das Reich Gottes wird kommen, wenn Gott es erscheinen lässt. Nicht Menschen, auch nicht der Menschensohn Christus, führen es herauf, sondern die Weisheit und die Macht des Vaters im Himmel.

Der Auferstandene gab sodann den Jüngern seine Sendung weiter: Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch (Joh 20,21). Er ist der Gesandte des himmlischen Vaters, sie sollen nun seine Gesandten sein. Schon bei der Fußwaschung hatte der Herr gesagt: Wer einen aufnimmt, den ich senden werde, der nimmt mich auf. Wer aber mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat. Jetzt erging der Sendungsbefehl an die Jünger. Durch ihn erhalten sie Auftrag und Vollmacht, das ihm vom Vater übertragene Werk fortzusetzen, nämlich den Menschen die göttliche Offenbarung zu verkünden (18,37) und ihnen dadurch das Heil zu vermitteln. Das Wirken der Kirche ruht nicht auf der Absicht von Menschen. Nicht ihr Entschluss führte die Jünger bis an die Grenzen der Erde, sondern der Befehl und die Ausstattung ihres Herren.

Jesus gab schließlich den Jüngern in den 40 Tagen nach seiner Auferstehung eine bleibende Aufgabe (Apg 1,2). Sie sollen seine Zeugen sein in Jerusalem, in ganz Judäa und Samaria und bis an die Grenzen der Erde (Apg 1,8). Die Jünger werden zu Zeugen bestellt, weil sie vermitteln und weitertragen sollen, was sie im Umgang mit Jesus gehört und gesehen haben. Zeugen erstatten Bericht von Selbsterlebtem. Ihr Zeugnis umfasst die gesamte Offenbarung Christi, alles was er getan und gelehrt hat, sein Leiden und Sterben ebenso wie seine Auferstehung und sein Sichtbarwerden in den Erscheinungen. Die Zeugenschaft, zu der die Jünger bestellt werden, ist anziehend, werbend, gewinnend. Jesus befahl ihnen, alle Völker zu Jüngern zu machen. Christi Religion und Christi Gemeinschaft sind für die Gesamtheit der Menschen bestimmt. Das Christentum ist die gottbestimmte Universalreligion, die christliche Kirche ist die Universalgemeinschaft der Menschen. Andere Religionen sind völkisch oder national begrenzt. Sie können nicht mit der Christusreligion konkurrieren. Deren Verband, die Kirche, ist auch keine unsichtbare Gemeinschaft, wie die Neuerer des 16. Jahrhunderts wollten, sie ist so sichtbar wie die Republik Venedig, wie Robert Bellarmin sagte. Die Jüngerschaft wird daher begründet durch Glaube und Taufe. Zuerst sollen die Menschen in der Heilswahrheit unterwiesen werden, dann sollen sie die Taufe empfangen. Der Glaube ist das Fundament der Jüngerschaft. Er garantiert den Anschluss an Jesus. Der Glaube wird sakramental verankert im Menschen durch den Empfang der Wassertaufe. Die so umgeschaffenen Menschen gehören nicht mehr sich selbst. Sie gehören dem, der sie sich angegliedert hat. Die so zu Jüngern gemachten Menschen werden angehalten, alles zu bewahren, zu beachten, zu praktizieren, was der Herr seinen Aposteln aufgetragen hat (Mt 28,19). Die Getauften sind in ihrem ganzen Verhalten an die Gebote und Regeln gebunden, die ihnen der Herr gegeben hat. Darunter sind vor allem die Richtlinien des sittlichen Verhaltens zu verstehen. Sie dürfen nichts daran ändern, nichts ausscheiden, nichts hinzufügen von Wort und Weisung Jesu.

Der Herr entlässt seine Jünger nicht in ein ungewisses Schicksal, getrennt von ihm, vereinsamt und alleingelassen. Nein, er versichert sie seines Beistandes bei ihrer missionarischen Tätigkeit; er sollte bis zum Wirken von Wundern reichen (Mk 16,17f.). Der Herr gab den Jüngern die Gewissheit, stets, ohne Unterbrechung und ohne Aufhören, bei ihnen zu sein, solange diese Weltzeit läuft (Mt 28,20).

Der Herr verschaffte den Jüngern eine übernatürliche Ausrüstung für die Ausübung ihrer Sendung: Er übertrug ihnen den Heiligen Geist (Joh 20,22), die Kraft aus der Höhe. Wertvolleres und Höheres vermochte er nicht ihnen zu geben. Die Jünger Jesu sind, wirklich und wahrhaftig, Geistträger, Gottesboten. Vor allem übertrug er ihnen die Vollmacht, Sünden nachzulassen (Joh 20,23). Mit dieser Befähigung wird das Amt der Stellvertretung des Herrn, das Jesus in seiner Kirche begründet hat, am deutlichsten sichtbar gemacht.

Jesus hat der Kirche auch die Grundzüge einer Verfassung eingestiftet. Dazu gehört an erster Stelle der Primat. Schon zu Lebzeiten hatte Jesus die Einsetzung des Petrus in eine Vorrangstellung angekündigt. Vor der Stadt Cäsarea Philippi hatte Petrus ein Bekenntnis zur Messianität Jesu abgelegt. Als Antwort darauf sagte Jesus zu ihm: Du bist Petrus, der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen. Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben (Mt 16,18f.). Diese Vorhersage löste der Auferstandene ein. Er bestellte den Petrus zum Oberhirten über seine gesamte Anhängerschaft (Joh 21,15-17) mit den schlichten Worten: Weide meine Lämmer, weide meine Schafe. Er soll Amt und Dienst des Hirten haben und ausüben.

Die Zeit, in welcher der auferstandene Herr seinen Jüngern erschien, ist von höchster Bedeutung. In diesen 40 Tagen erbaute er ihren Glauben, betraute sie mit ihrer Sendung und rüstete sie für ihren Heildienst aus. Der Herr formierte seine Gemeinde, die Kirche, und teilte ihr die Eigenschaften mit, die er für erforderlich hielt. Auferstehung und Einsetzung in die himmlische Vollmachtsstellung können begrifflich unterschieden werden, sind aber zeitlich nicht voneinander getrennt (Eph 1,20). Die sachliche Verbindung von Auferstehung und Himmelfahrt ist auch eine zeitliche. Die Heilige Schrift kennt nur einen und einzigen Vorgang der Erhöhung (Apg 2,33-35). „Erhöhung“ fasst Auferstehung und Himmelfahrt zusammen. Der den Jüngern erscheinende Jesus ist der erhöhte Auferstandene. Der Sohn Gottes hatte sich durch die Annahme der leidensunterworfenen Menschennatur der Gottgleichheit entäußert. Durch die Auferstehung ist die Entäußerung aufgehoben worden. Jesus ist durch dieses Geschehen erhöht worden. Die Erhöhung besagt das endgültige Angenommensein des menschengewordenen Sohnes Gottes in die Herrlichkeit und Macht des himmlischen Vaters. Gott hat ihn zum Herrscher und Heiland erhoben (Apg 5,31). Er sitzt jetzt zur Rechten Gottes (Mk 14,62). Nun ist er recht eigentlich als Herr und Christus eingesetzt.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Wo ist der Himmel?

21.05.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das hab' ich mir vorgenommen: In den Himmel will ich kommen. Mag es kosten, was es will, für den Himmel ist nichts zu viel. Wenn wir sagen, dass wir in den Himmel kommen, dann meinen wir, dass wir zu Gott gelangen; dass wir an seiner Lebensfülle und seiner Existenzkraft Anteil gewinnen. Himmel bedeutet erstlich eine Lebensform, nämlich die Lebensform der Teilnahme am Leben Gottes. Es ist ein Glaubenssatz unserer Kirche: Es gibt einen Himmel oder ein ewiges Leben, in dem die Gerechten endlos an der Seligkeit Gottes teilnehmen. Das Wort Himmel kommt in der Heiligen Schrift in dreifacher Bedeutung vor: 1. für den materiellen Sternenhimmel, 2. für die Wohnung Gottes, 3. für die Stätte der ewigen Seligkeit der Kinder Gottes. Himmel und Erde kommen in der Bibel nur in ihrer religiösen Bedeutung als Werke Gottes in Betracht, nicht physisch oder astronomisch. Jede Ortsangabe fehlt. Die Organe der Offenbarung tragen keine Lehre über ein lokales Jenseits vor. Das Buch der Weisheit weiß die Seligen schon sofort „in Gottes Hand“ (3,1), „im Frieden“ (3,3), „der Hoffnung der Unsterblichkeit voll“ (3,4); „König wird sein ihr Herr in Ewigkeit“ (3,8), der „sie in Sicherheit gebracht hat“ (4,17). „Die Gerechten leben ewiglich, und im Herrn ist ihr Lohn und die Sorge für sie beim Höchsten. Deshalb werden sie erhalten das Reich der Verherrlichung und das Diadem der Schönheit aus der Hand des Herrn“ (5,16f.). Christus geht interesselos an den in seinem Volk verbreiteten Vorstellungen der Jenseitsorte vorüber. Gewiss erwähnt er Himmel und Hölle in den verschiedensten Wendungen und Verbindungen, lässt sich aber niemals über die Örtlichkeit aus. Sein ganzer Akzent ruht auf dem sittlichen Zustand als Disposition für den Himmel und auf dem, was wir die himmlische Seligkeit nennen. Wenn Christus im vierten Evangelium von „oben“ und „unten“ spricht, ist das nicht lokal, physisch gemeint, sondern religiös, spirituell. „Oben“ verweist auf Gott, „unten“ meint die Geschöpfe. Die Apostel sind in diesem Punkt treu den Fußstapfen des Meisters gefolgt. Nach Paulus wohnt Gott in unnahbarem Lichte (1 Tim 6,16). Mit Licht ist die strahlende Herrlichkeit bezeichnet, die Gott umgibt. Die Unnahbarkeit oder Unzugänglichkeit weist auf seine absolute Transzendenz, Überweltlichkeit hin. Paulus ergänzt seine eben angeführten Worte mit dem Zusatz: „Kein Mensch hat Gott gesehen, kein Mensch kann ihn sehen“ (1 Tim 6,16). Der Mensch besitzt kein Organ, mit dem er Gott sehen könnte. Paulus schildert die Seligkeit negativ: Was kein Auge gesehen, was kein Ohr gehört und was in keines Menschen Herz gedungen ist, hat Gott denen bereitet, die ihn lieben (1 Kor 2,9). Paulus hat den Wunsch, aufgelöst zu werden (d.h. zu sterben) und mit Christus zu sein. Er weiß, dass die Erfüllung dieses Wunsches das Verlassen der Erde bedingt (Phil 1,23). Die volle Gemeinschaft mit Christus, nach der er sich sehnt, ist mit dem irdischen Leben nicht zu vereinbaren. Pläne und Absichten Gottes sind nicht nur geheimnisvoll, sondern unbegreiflich. Das gilt auch für die jenseitige Freude.

Die Frage nach dem Ort des Himmels tritt demgemäß zurück. Die seligen Menschen sind verwandelt und verklärt, sind also von Raumhaftigkeit und Zeithaftigkeit befreit. Dennoch sind sie infolge ihrer Geschöpflichkeit raumbunden. Von der Auferstehung der Toten an bekommt ihre Raumbundenheit eine besondere Note. Doch lässt sich im Weltall kein Wohnort feststellen, der ihnen vor-

behalten wäre, und es ist uns auch keiner geoffenbart. Der Himmel ist die Lebensform, die durch die vollendete Herrschaft Gottes herbeigeführt ist. Daher ist der Glaube an den Himmel völlig unabhängig von dem Weltbild, das die Menschen entwerfen, und vom Wandel der Weltbilder, der sich unaufhörlich vollzieht. Der Glaube an den Himmel ist mit jedem Weltbild vereinbar, denn er trotzt jedem Weltbild und überragt jedes Weltbild. Gott und Welt, der unerschaffene Gott und die geschaffene Welt, sind total voneinander verschieden. Infolge dieser Qualitätsverschiedenheit kann Gott mit seiner Herrlichkeit überall gegenwärtig sein; seine Wirklichkeit steht der Wirklichkeit der Welt nicht im Wege und umgekehrt. Der unerschaffene Gott und die geschaffene Welt stoßen sich nicht. Infolge der Qualitätsverschiedenheit von Gott und Welt ist auch jeder Bereich innerhalb der Schöpfung geeignet, der Begegnung des Menschen mit Gott zugeordnet zu werden. Hierbei hat kein Raum einen Vorzug von einem anderen. Auch ist dafür keine bestimmte Weltgestalt erforderlich. David Friedrich Strauß spottete, dass für Gott und die Heiligen im Himmel kein Platz mehr sei, da wir wüssten, dass dieser schon von anderen Dingen wie Sternen voll besetzt sei. Strauß hatte eine falsche Auffassung vom Himmel. Er stellte sich ihn vor in den Kategorien der Erde. Dadurch übersah er die totale Andersartigkeit von Himmel (als Stätte der Seligen) und Erde. Gott kommt für das Jenseits nicht in Wohnungsnot. Der Zugang zum Himmel ist uns Menschen nicht deswegen unerreichbar, weil er zu weit entfernt ist, sondern weil er einer Wirklichkeit angehört, für deren Wahrnehmung uns jedes Organ fehlt. Jede eschatologische Ortsbestimmung ist uns verwehrt. Es gibt keine Topographie des Jenseits. Wir sind außerstande, aufgrund der Offenbarung eine solche aufzustellen. Wie Christus uns nicht Zeit und Stunde des Hereinbrechens der Gottesherrschaft geoffenbart hat, so auch nicht Ort und Lage.

Die Lebensform der vollendeten Gottesebene wird grundgelegt in den Tagen der Pilgerschaft. Der Himmel ist die Enthüllung und Ausreifung dessen, was auf der Erde gesät wird, aber bis zum Tode verborgen ist. Das uns in der Taufe geschenkte göttliche Leben, der Gnadenstand, ist in den Tagen der Pilgerschaft zugleich gegenwärtig und zukünftig. Es ist gegenwärtig als verborgenes und zukünftig als offenbares Gut. Wenn die Heilige Schrift sagt, dass wir das göttliche Leben haben, bezeugt sie seine Gegenwartigkeit. Wenn sie uns auf das Leben in Gott, die Freude und den Frieden des Herrn hoffen lässt, bezeugt sie seine Zukunft. Die Hoffnung wird sich erfüllen, wenn sich Christus in seiner Herrlichkeit zeigt (Kol 3,4). Wenn dies geschieht, dann ist die Wanderung zu Ende. Im Tode kommt der Mensch an im Hause des Vaters (Joh 14,2). Dort ist ihm eine Stätte bereitet. Wenn er dort angekommen ist, ist er am Ziele, ist er zu Hause, in der Heimat. Hier bleibt er. Das Haus des Vaters ist kein flüchtig aufgeführter Bau, der nur vorübergehender Rast dient. Das Haus des Vaters ist eine bleibende Wohnung für die von der Wanderung zurückgekehrten Gotteskinder. In dem festgebauten, für die Ewigkeit gefügten Bau führen sie mit dem Vater ein frohes Leben der gemeinschaftlichen Freude. Für dieses Leben sind sie von Gott vorherbestimmt (Mk 10,40; Mt 25,34. 41). Es ist das Letzte und Höchste, dem sie entgegenpilgern. Darüber hinaus führt kein Weg, weil es darüber hinaus nichts gibt.

Zwischen dem göttlichen Leben in der Pilgerschaft und jenem in der Heimat besteht ein inniger Zusammenhang und zugleich ein großer Unterschied. Die Verschiedenheit wird durch die Worte Aussaat und Ernte, Fremde und Heimat, Zelt und Haus gekennzeichnet. Die Lebensform des Himmels wird von Gott in freier, allmächtiger Liebestat herbeigeführt. Gott wird die Verwandlung, durch welche die irdische Lebensform zur himmlischen umgestaltet wird, vornehmen. Der wesentliche Unterschied zwischen Pilgerschaft und Heimat besteht darin, dass das göttliche Leben im Zustand des Himmels das ganze Sein des Menschen verwandelt und durchherrscht. Der Zustand der Verhüllung geht über in den Zustand der Offenheit: die Verbundenheit mit Christus, die Teilnahme am dreipersonlichen Leben Gottes, die Durchglühung des menschlichen Ich mit der Liebe und Wahrheit Gottes.

Der Himmel ist der Zustand der vollendeten Gottesherrschaft; er stellt das vollendete Heil dar. Der Himmel ist die Gemeinschaft der vollendeten Menschen mit Christus. Die Verbundenheit mit Christus begründet die Lebensgemeinschaft mit dem himmlischen Vater. Der Himmel bedeutet die höchste Vollendung des Menschen, der ja infolge seiner Herkunft von Gott auf Gott hingeeordnet ist. Ihm wird eine vollkommene übernatürliche Seligkeit zuteil. Die Seligen betätigen ihre Gemeinschaft in einer vorbehaltlosen gegenseitigen Liebe. Wir sind auserwählt „zur Hoffnung des ewigen Lebens, welches Gott, der nicht lügt, vor ewigen Zeiten verheißen hat“ (Tit 1,2). Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Geist Gottes

28.05.2023 (Pfingstsonntag)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Bereits im Schöpfungsbericht des Buches Genesis ist vom Geist Gottes die Rede: einmal, als er über den Wassern schwebt (Gen 1,1), zum anderen als Lebensatem Gottes, den der Schöpfer dem Menschen verleiht, um ihn an seinem ewigen Leben teilhaben zu lassen (Gen 2,7). Der Geist Gottes ist schöpferisch. Das gläubige Volk bekennt sein Schöpferum, wenn es singt: Komm, Schöpfer Geist, kehre bei uns ein. Der Geist Gottes durchzieht viele Bücher des Alten Testaments. Die Evangelien, besonders die Apostelgeschichte verdichten die Hinweise und Aussagen. Zuerst begegnet uns dieser Geist Gottes im ersten Kapitel des Lukas-Evangeliums. Hier wird die Geburt Jesu angekündigt. Auf die Frage Mariens, wie sie – ganz ohne Mann – ein Kind empfangen soll, entgegnet ihr der Engel: „Heiliger Geist wird über dich kommen und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten“ (Lk 1,35). Der Macht des göttlichen Geistes ist kein Ding unmöglich. Bei der Taufe Jesu im Jordan kommt der Heilige Geist sichtbar in Gestalt einer Taube auf Jesus herab und offenbart ihn vor allen anderen als den geliebten Sohn Gottes (Mk 1,10). An vielen anderen Stellen der Heiligen Schrift ist es Jesus selbst, der den Geist Gottes den Jüngern verspricht und zusagt (z.B. Joh 14,15): „Der Vater wird euch einen anderen Beistand geben, damit er auf ewig bei euch sei.“ „Bleibet in der Stadt, bis ihr mit der Kraft von oben ausgerüstet seid“ (Lk 24,29). Dieses Wort des Herrn ging am Pfingsttag in Erfüllung. Zuletzt ist vom Heiligen Geist die Rede bei dem Missions- und Taufauftrag Jesu an seine Jünger.

Wie können wir uns dem Geist Gottes nähern, der sich aller Verfügbarkeit entzieht? Der Geist Gottes ist die Kraft Jesu. Er war es, der den toten Jesus mit neuem Leben beseelt aus dem Grabe gerufen hat. Ihm stehen sieben Gaben zur Verteilung an aufnahmebereite Menschen zur Verfügung: Weisheit, Wissenschaft, Verstand, Rat, Stärke, Frömmigkeit und Gottesfurcht. Sie lassen in ihrer Gesamtheit etwas spüren, was unserer Zeit vor allem fehlt, bis hinein in die Gemeinden und Bischofskonferenzen, Synoden und Katholikentage. Der Geist Gottes ist es, der Glauben an Gott, Hinwendung zum Ewigen, Verankerung in der Wirklichkeit Gottes in uns wirkt. Ohne diesen Geist ist eine Beziehung zu Gott nicht möglich. Wer glaubt, vertraut auf Gottes Hilfe in seinen Beziehungen und Nöten, in seiner Arbeit und in seinem Selbstverständnis. Der Geist Gottes schenkt Gaben und erweckt Dienste. Sie haben alle das gleiche Ziel: Es soll Christus verherrlicht werden (1 Kor 12,3). Es soll die Kirche erbaut werden (1 Kor 14,12; Eph 4,12-15). Christus wirkt kraft seines Geistes in seiner Kirche und durch seine Kirche. Die Kirche lebt vom Atem Gottes. Ohne seine Eingebung ist Glaubensverkündigung nicht denkbar. Die Kirche gibt ihrerseits dem Geist Gottes den menschlich erfahrbaren Raum, in dem jene, die nach Sinn suchen, diesem Geheimnis Gottes begegnen können: in der Liturgie, in Sakrament und Predigt, in Gebet und Lobpreis Gottes, in den Geboten Gottes, in der genuinen Lehre der Kirche. Die jahrtausendlang bewiesene Treue unserer Kirche zur Wahrheit Gottes in der Glaubens- und Sittenlehre wäre undenkbar ohne das Wirken des Heiligen Geistes. Ohne das Wirken des Geistes wäre unsere Kirche schon lange den Weg des Protestantismus gegangen, also Ausräumung alles Beschwerlichen, Freigabe des sexuellen Begehrens, Zustimmung zu Abtreibung und Gnadentod. Was Weltmenschen an unserer Kirche missfällt, ihr Festhalten an den Wahrheiten über

die göttliche Person Jesu, die hierarchische Verfassung der Kirche, der Vorbehalt der sakramentalen Weihe für Angehörige des männlichen Geschlechts, das ist die Wirkung des Geistes der Wahrheit.

Das eigentliche Wesensmerkmal des Geistes ist die Wahrheit. Er inspiriert die Menschen und lässt sie so an seiner schöpferischen Kraft teilhaben. Er vermittelt das Transzendente, das dieser Welt Enthobene. Er bringt die Wirklichkeit Gottes in unserer irdischen Gegenwart zur Sprache, er macht sie erfahrbar, vor allem durch geisterfüllte, weise und gute Menschen. Der auferstandene Herr sagt es seinen Jüngern, wer es ist, der sie antreibt: Ihr werdet Kraft des Heiligen Geistes empfangen, der über euch kommt, und ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem, in ganz Judäa, in Samaria und bis an die Grenzen der Erde (Apg 1,8). In diesem Geist konnten die Glaubenszeugen aller Jahrhunderte ihre Überzeugung heldenhaft bekennen und bis in den Tod treu zu Christus stehen. In diesem Geist traten die Apostel am Pfingstfest furchtlos vor die Bürger Jerusalems und ließen an dem, was sie erfüllte, keinen Zweifel: Jesus Christus, ihr gekreuzigter und auferstandene Herr, war mit ihnen; er durchdrang in der Kraft des Heiligen Geistes ihr Reden und Wirken. Sie, die noch vor kurzem Angst, Trauer und Enttäuschung erlitten, konnten befreit und beseelt von der Wahrheit Gottes ganz in den Dienst dessen treten, der ihrem Leben fortan Erfüllung schenkte. Was wir europäischen Christen vor allem brauchen, ist die Hinwendung zum Geiste Gottes. Eine pfingstliche Kirche, die beseelt und durchdrungen ist von der Heilsbotschaft Christi. Die den Missionsauftrag, getrieben vom Geiste, erfüllt. Was wir brauchen, ist Glaubensstärke und spürbare Freude an Gott. Ein überzeugtes und überzeugendes Christsein macht dort nicht halt, wo Häme und Hohn drohen. Der geheimnisvoll wirksame Geist, der unserer Schwachheit aufhilft und selbst in uns betet (Röm 8,26), der uns antreibt zum Guten, der uns aufrichtet für das nicht mehr Erhoffte, er lebt! Wenn nach menschlichen Maßstäben das letzte Licht erloschen scheint, dann bleibt die Hoffnung auf den Geist. Er gehorcht nicht den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit, er setzt sich über das Begrenzte und Begrenzende hinweg und führt zu neuen Horizonten. Als Christ leben heißt dem Geist Gottes glauben, ihm Großes zutrauen, im Gebet immer wieder seine Nähe und seine Anregung suchen. Jenen Geist, den wir in Taufe und Firmung empfangen haben, ja den wir in uns wie in einem Tempel tragen dürfen (Röm 8,9). Dieser Geist will ertastet und erlebt werden. Indem wir ihm betend zutrauen, auch unsere postmoderne Welt zu erfüllen, indem wir ihm überlassen, wozu unsere begrenzte Kraft nicht ausreicht, geschehen neue Aufbrüche in den Gemeinden vor Ort, in den Tagungsräumen von Bischöfen, in der Kirche, in aller Welt. Ein Priester hatte eine schwierige Diasporapfarrei übernommen. Er schrieb seinem Mitbruder: „Die Menschen sind hier noch viel mehr von Gott fern als in anderen Gegenden. Ich brenne aber für Gott, und so stoße ich immer wieder mit den Menschen zusammen. Ich glaube dennoch, dass mir die Puste auf dem letzten Stück Lebensweg nicht ausgehen wird. Der Heilige Geist war immer mein Atem.“ Dieser Priester war ein großer Verehrer des Heiligen Geistes. Er betete täglich: „Atme in mir, du Heiliger Geist.“ Wie oft will uns der Geist der Mutlosigkeit, der Verzagtheit, der Niedergeschlagenheit, der Hoffnungslosigkeit, der Traurigkeit für sich gewinnen! Dann muss unser Gebet sein: „Atme in mir, du Heiliger Geist!“ Wohl uns, wenn wir am Ende unseres Lebens einmal sprechen können: „Der Heilige Geist war immer mein Atem.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Geist und die Kirche

29.05.2023 (Pfingstmontag)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Pfingsten ist das Fest des Anfangs der Kirche. Der Geist Gottes kommt. Er macht die von ihm erfassten Gläubigen zu einem Herz und einer Seele, zur Kirche. Sie entstand nicht in einem Winkel, sondern in Jerusalem, der heiligen Stadt. Paulus redet die Christen als „die Heiligen“ an. „An die Geheiligten in Christus Jesus, die berufenen Heiligen“ schreibt er „an die Kirche Gottes in Korinth“. Paulus sagt mit dem Wort „heilig“ nicht, Christen seien moralisch besser als andere. Das sieht man an den harten Mahnungen zur Lebensführung. Die „Haustafeln“ im Neuen Testament fassen an sittlichen Regeln nicht mehr zusammen, als was unter ihren Zeitgenossen als anständig, züchtig galt: „Was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was rein, was liebenswert, was einen guten Ruf hat, sei es eine Tugend, sei es ein Lob – darauf seid bedacht!“ Auch Jesus hat in der Bergpredigt nicht zusätzliche gesetzliche Forderungen für das Handeln aufgerichtet. Er hat auch nicht eine bessere innere Einstellung oder die Verwandlung der Erde in ein Paradies verlangt. Die Bergpredigt ist nicht ein neues Gesetz. Jesus hat gefordert, im Anbruch der Gottesherrschaft Gott voll zu vertrauen und seinem Willen gehorsam der neuen Gerechtigkeit zu leben. Da zählt nicht die Güte der Christen, sondern die Güte Gottes. Er beruft sie, sondert sie aus als heiligen Rest, von dem es im 4. Kapitel des Buches Isaias heißt: „Wer da wird übrig sein in Sion und übrigbleiben in Jerusalem, der wird heilig heißen, ein jeder, der aufgeschrieben ist zum Leben in Jerusalem.“

Jesus verkündigt Gottes unbedingten Anspruch auf die Glaubenden: „Darum sollt ihr vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Das heißt: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist.“ Und: „Liebet eure Feinde, und bittet für die, die euch verfolgen, damit ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel.“ Die Kinder sind das Beispiel: „Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Heilig machen nicht tun oder Haltung, seien sie sittlich oder religiös. Paulus wendet das Wort „heilig“ gar nicht individuell auf die einzelnen Christen an. Heilig sind sie als von Gott, von Christus, Berufene: „Denn wir sind durch den einen Geist alle zu einem Leib getauft.“ Der Leib Christi ist die Kirche. Die Verheißung, von Gott geheiligt zu werden, gilt denen, die nicht auf eigenen Füßen stehen, sondern wie Kinder vorbehaltlos zu Gott gehören. Nicht der Mensch, sondern Gott schafft das Heil. Nicht der Mensch, sondern Gott bestimmt die Zukunft. Gott ist der Herr, der sich auf dem Wege offenbart, den er sein erwähltes Volk führt.

Die Berufung auf die Verheißungen an Abraham, auf die Errettung am Schilfmeer, auf den Bund am Sinai, auf König David bewahrt das Volk nicht vor Gottes Gericht. „Gekommen ist das Ende für mein Volk Israel“, hieß das vom Propheten Amos vor dem Jahr 750 vor Christus verkündigte Urteil Gottes über das nördliche Königreich Israel. Vor dem Jahr 600 verkündigte der Prophet Jeremias über das südliche Königreich Juda Gottes Urteil: „Von Norden her wird das Unheil losbrechen über alle, die im Lande wohnen.“ Die Propheten lehren: Nicht von Menschen kommt Rettung. „Ich will euch ein neues Herz geben“, verkündigte dem nach Babylon verschleppten Volk der Prophet Ezechiel. Weil das Gericht nicht Werk der Menschen, sondern Gottes ist, kann er es zum neuen Anfang

machen. Gott wendet sich den Menschen zu. Er lädt sie ein, sich zu ihm hinzukehren und das Heil anzunehmen. „Freue dich und sei fröhlich, du Tochter Sion! Denn siehe, ich komme und will bei dir wohnen, spricht der Herr“, verkündigt der Prophet Zacharias. „Und ich will meinen Geist ausgießen über alles Fleisch, und eure Söhne und Töchter sollen weissagen. Und es soll geschehen: Wer des Herren Namen ausrufen wird, der soll errettet werden.“ Das Pfingstwunder ist es, was in diesem Spruch des Propheten Joel gesagt ist, heißt es in der Predigt des Petrus zu Jerusalem. Fünfzig Tage nach dem Paschafest, bei der Feier der Kornerte waren dort die Christen versammelt, als der Geist Gottes über sie kam. Durch ihn wurden sie zur Kirche berufen, aus den übrigen Menschen herausgerufen, wie das griechische Wort Ekklesia, Kirche, wörtlich sagt.

In den Christen erfüllten sich die Verheißungen des Heils, die in über tausend Jahren Geschichte Israels dem Volk Gottes zugesprochen worden waren, in Jesus Christus und seiner Gemeinde. Die Kirche ist jetzt das Volk, das Gott gehört und durch ihn heilig ist. „Ich will das mein Volk nennen, das nicht mein Volk war.“ Auf dieses Wort des Propheten Oseas beruft sich Paulus. Gott schafft sich die Kirche, sein neues Volk, aus Juden und Nichtjuden. An die Stelle der Thora, des alttestamentlichen Gesetzes, tritt in der christlichen Verkündigung Jesus Christus: „Diesen Mann, der durch Gottes Ratschluss und Vorsehung dahingegeben ward, habt ihr durch die Hand der Heiden ans Kreuz geschlagen und umgebracht. Den hat Gott auferweckt“, heißt es in der Pfingstpredigt des Petrus. Dem Bericht über das, was geschehen ist, folgt der Ruf zur Heimkehr zu Gott: „Lasst euch erretten von diesem verkehrten Geschlecht.“

Aus dem Vertrauen auf die Zusage Gottes erwächst das Sendungsbewusstsein der entstehenden Kirche, ihre Kraft zur Mission. „Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der gerecht macht“, schrieb Paulus nur ein Vierteljahrhundert nach dem Pfingsttag an die Christengemeinde in Rom. Die Auffassung war, dass mit Erreichen der Hauptstadt des Reiches das Evangelium von Christus in alle Welt gelehrt wird. Lukas stellte im Rückblick in dem Bericht über das Pfingstwunder dar, dass der christliche Glaube über die ganze Erde getragen wurde: Genannt werden als Hörer der Predigt Menschen aller Völker, von Parthern und Medern, Kretern und Arabern bis zu den Römern. Die Apostelgeschichte zeigt die Erfüllung der Verheißungen Gottes im Weg der Kirche. Die Christen erlebten, was die Juden im babylonischen Exil und in der Rückführung in das Gelobte Land zur Zeit des Perserkönigs Kyros erfahren hatten: Gottes Ankündigung des Heils gilt. „Jetzt ist die Zeit der Gnade“, schrieb Paulus den Korinthern. Das Evangelium führt alle zusammen. „Es wird zur letzten Zeit der Berg, wo des Herren Haus ist, feststehen“, heißt es beim Propheten Isaias. „Und alle Heiden werden herzulauen.“ Und Gott wird „zurechtweisen viele Völker. Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sichel machen.“

Dass die Verheißung des Heils nicht billige Gnade heißt, hat der Weg Israels in die Vernichtung durch die Assyrer und die Babylonier gezeigt, Jahrhunderte später durch die Zerstreuung durch die Römer, durch die kommenden Zeiten in ungezählten Verfolgungen. Auch der Weg der Christen ist durch lange Epochen eine Geschichte des Leidens gewesen. Am Anfang steht der Tod am Kreuz auf Golgotha. Und heute nimmt die Bedrückung der Christen durch die Muslime täglich zu. Der Glaube der Urchristenheit steht auf der Gewissheit, dass Gott in Christus die Rettung gebracht und zu seinem Volk die erwählt hat, die an ihn glauben. Es ist Gottes Geist, der uns in diesem Glauben bewahrt. Den Geist und die Kirche, die reißt niemand auseinander.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der dreifaltige Gott

04.06.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Allerheiligste Dreifaltigkeit ist das größte Geheimnis unseres Glaubens. In Gott sind drei Personen, Gott Vater, Gott Sohn und Gott Heiliger Geist. Diese drei Personen sind ein Gott. Die göttlichen Personen teilen die einzige Gottheit nicht untereinander, sondern jede von ihnen ist voll und ganz Gott. Die drei göttlichen Personen sind real voneinander verschieden, und zwar durch die Ursprungsbeziehungen. Der Vater zeugt, der Sohn wird gezeugt, der Heilige Geist geht hervor. Die göttliche Einheit ist dreieinig. Wegen dieser Einheit ist der Vater ganz im Sohn, ganz im Heiligen Geist. Der Sohn ist ganz im Vater, ganz im Heiligen Geist. Der Heilige Geist ist ganz im Vater, ganz im Sohn. Der katholische Glaube besteht darin, dass wir den einen Gott in der Dreifaltigkeit und die Dreifaltigkeit in der Einheit verehren. Wir vermischen weder die Personen noch trennen wir die Substanz. Unzertrennlich in dem, was sie sind, sind die göttlichen Personen auch in dem, was sie tun. Niemals wären die Menschen darauf gekommen, wenn Jesus Christus uns dieses Geheimnis nicht geoffenbart hätte. Fast fünfhundert Jahre hat die Kirche um die Klarheit und Reinheit der Lehre von der Trinität gegen viele Irrlehrer gekämpft. Ihre besten Söhne haben sich mit diesem Geheimnis beschäftigt. Ein Basilius, ein Augustinus, ein Athanasius sahen ihre Lebensaufgabe im Studium und in der Verteidigung dieser Lehre. Diese Grundlehre unterscheidet das Christentum wesentlich von heidnischen, jüdischen und muslimischen Gottesvorstellungen. Der Glaube an die Dreifaltigkeit tastet die Eingottlehre nicht an. Das Christentum ist monotheistisch. Die von der katholischen Kirche abgespaltenen christlichen Gemeinschaften weichen auch in der Auffassung der Dreifaltigkeit von der Lehre der katholischen Kirche ab. Es entstanden ganze Verbände, welche das Dogma vom dreifaltigen Gott verwarfen. Die Antitrinitarier und Sozinianer lehnten die Lehre von der Dreieinigkeit ab. Die rationalistische Richtung der neueren protestantischen Theologie hat das Trinitätsdogma preisgegeben oder ausgehöhlt (Albert Stohr). Vielfach liest man bei ihnen noch die alten kirchlichen Formeln, ihr Inhalt hat sich aber ganz verflüchtigt. Adolf von Harnack, das Haupt der jüngeren liberalen Schule, verkündete, allein der Vater gehöre ins Evangelium (Albert Stohr). Für Adolf von Harnack ist das Trinitätsdogma das Ergebnis der Hellenisierung des Christentums in der Antike und hat seine Verbindlichkeit eingebüßt. Albert Stohr, der frühere Bischof von Mainz, schrieb: „Der moderne Protestantismus sieht in der Dreifaltigkeit eine arge Verlegenheit.“

Die Dreifaltigkeit wird bildlich darzustellen versucht. Darin wird gewöhnlich Gott Vater als älterer Mann, Gott Sohn mit den Wundmalen und der Heilige Geist in Gestalt der Taube von oben herabschwebend abgebildet. In dieser Form erscheint das Bild der Dreifaltigkeit gegen Ende des Mittelalters, besonders auf den Darstellungen der Krönung Marias. Eine ausdrückliche Billigung und feierliche Empfehlung erfuhr der sogenannte Gnadenstuhl. Das ist die Darstellung des auf einem Thronessel sitzenden Gott Vaters, der vor sich im Schoß das Kreuz mit dem Sohne hält, während die Taube über Vater und Sohn schwebt. Frühzeitig versuchte man die Dreifaltigkeit auch rein symbolisch anzudeuten. Dies geschah durch das Delta (den vierten Buchstaben des griechischen Alphabets) oder das gleichseitige Dreieck. Drei sich durchdringende Kreise als Zeichen der Dreifaltigkeit finden sich

wiederholt im Mittelalter und im Barock. Ein Mosaik in der Kirche San Vitale zu Ravenna sieht in den drei Männern bei Abraham (Gen 18,1-8) einen Typus der heiligsten Dreifaltigkeit. Als Hinweis auf die Dreifaltigkeit gelten auch die drei Jünglinge im Feuerofen. Am Paderborner Dom existiert eine Darstellung der Trinität in der Gestalt von drei Hasen. Symbole der Trinität sind auch drei Kugeln und der Dreipass (= eine Figur des Maßwerks aus drei Kreisen, die in einem Kreis eingeschrieben sind). Alle diese Versuche, das Unvorstellbare darzustellen, sind gewagt und fragwürdig. Gegen manche riskante Unternehmungen dieser Art ist die oberste kirchliche Autorität eingeschritten. Die Darstellung, wo auf einem Leib drei Köpfe sitzen, wurde von Papst Urban VIII. 1628 verboten. Ebenso untersagte Papst Benedikt XIV. 1745 Darstellungen der Trinität in Gestalt dreier nebeneinander sitzenden Personen.

Die Verehrung der Allerheiligsten Dreifaltigkeit ist für alle Zeiten der Kirchengeschichte bezeugt. Wesentliches haben dafür vor allem die Spanier getan. Die Trinität, spanisch Trinidad, ist Bezeichnung mehrerer geographischer Objekte. Vor der Küste Venezuelas liegt die Insel Trinidad. Im mittleren Kuba findet sich die Stadt Trinidad mit der Pfarrkirche Santísima Trinidad. Die Hauptstadt des Departements Flores in Uruguay trägt den Namen Trinidad, ebenso die Hauptstadt des Departements Beni in Bolivien. Es war die Verehrung des dreifaltigen Gottes, welche die Spanier zu dieser Namensgebung veranlasste. Kirchliche Verbände stellten ihren Dienst unter den Namen und den Schutz der Allerheiligsten Dreifaltigkeit. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts wurde der Orden der Trinitarier gegründet. Er widmete sich der Befreiung der Christen, die von den Muslimen gefangengenommen und versklavt wurden. Der Orden hatte die Verehrung der Allerheiligsten Dreifaltigkeit als sein besonderes Kennzeichen. Dem männlichen Orden stellte sich bald ein weiblicher Zweig zur Seite und schließlich auch ein dritter Orden. Viele Bruderschaften bildeten sich unter dem Zeichen des dreieinigen Gottes.

Das ganze kirchliche Leben der Christen vollzieht sich im Namen des Dreieinigen Gottes. Davon zeugen der Taufritus, das Kreuzzeichen, die Doxologien, die Schlussformeln der Orationen, die Benediktionen, die Gebetsformeln beim eucharistischen Gottesdienst. Eine Messe zu Ehren der heiligsten Dreifaltigkeit ist seit Ende des 8. Jahrhunderts nachweisbar. Ein Fest der heiligsten Dreifaltigkeit ist für den Anfang des 10. Jahrhunderts in Lüttich nachweisbar. Das Dreifaltigkeitsfest ist seit 1334 für die gesamte Kirche vorgeschrieben. Das Dreifaltigkeitsfest wird heute am ersten Sonntag nach Pfingsten gefeiert.

Ein besonderes Zeichen der Verehrung des Dreifaltigen Gottes sind die Gotteshäuser, die seinen Namen tragen. In meiner Heimat lag die höchstgelegene Pfarrei der Gegend. Sie trug den schönen Namen Gottesberg. Sinnigerweise war die Pfarrkirche dieser Stadt auch geweiht dem höchsten Geheimnis unseres Glaubens, der Allerheiligsten Dreifaltigkeit. Die Pfarrkirche meiner Großeltern im schlesischen Liegnitz war eine Dreifaltigkeitskirche. Die Pfarrangehörigen waren überaus dankbar für dieses Gotteshaus in der Karthaus-Vorstadt; es war fast zur Gänze mit Spenden der Gläubigen finanziert worden. Unsere Pfarrkirche in Budenheim ist dem dreieinigen Gott geweiht und trägt seinen Namen. Sie wurde in der Zeit erbaut, als Peter Hohenadel Pfarrer in Budenheim war. Der höchste Inhalt unseres Glaubens war ihm ein Anliegen. In Gößweinstein in der fränkischen Schweiz steht die wunderbare zweitürmige Barockkirche, 1730-39 erbaut von Balthasar Neumann, mit dem großartigen Hochaltar von Michael Küchel (1748). Diese Kirche ist das Ziel zahlreicher Wallfahrten aus Franken und Thüringen. Gegenstand der Wallfahrt ist nicht Maria oder ein anderer Heiliger. Gegenstand ist die Allerheiligste Dreifaltigkeit. Zahlreiche Dreifaltigkeitswallfahrten entstanden nach 1644 innerhalb weniger Jahrzehnte, viele im Bistum Regensburg. Wallfahrtskirchen zur Trinität stehen meist auf Bergen. Hauptwallfahrtstag ist der Dreifaltigkeitssonntag. Zum Dank für überstandene Not-, Kriegs- und Seuchenzeiten wurden Dreifaltigkeitssäulen errichtet (z.B. in Wien und Linz).

Das katholische Volk trägt gegenwärtig keine so herzliche Verehrung zur Allerheiligsten Dreifaltigkeit, wie es in früheren Jahrhunderten der Fall gewesen ist. Die Anbetung der Trinität in den Herzen der Gläubigen hat nicht mehr die Stellung, die ihr gebührt, nämlich den ersten Platz. In unserem Leben muss wieder herausgearbeitet werden das Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste. Am Morgen des Tages, zum Beginn der Arbeit, bei der Mahlzeit, in der Ruhepause, nach vollbrachtem Tagewerk, beim Niederlegen zum Schlaf, stets sollte das „Ehre sei dem Vater“ auf unseren Lippen und in unserem Herzen sein. Es muss uns allen wieder eingepägt werden: Ich gehöre dem

Dreifaltigen Gott! Tief neigen sich die Mönche im Chor, wenn am Ende des Psalms das Gloria Patri gesungen wird. Tief beugen wir uns am Fest der Allerheiligsten Dreifaltigkeit vor dem Dreieinigigen Gott: „O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte, wie unerforschlich seine Wege!“ Dieses Fest steht wie ein „Ehre sei dem Vater“ am Schluss der österlichen Zeit.

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ So beginnen wir jedes Gebet. Es ist stets ein Bekenntnis zum Glauben an die Allerheiligste Dreifaltigkeit. Dabei bezeichnen wir Stirn, Mund und Herz mit dem Zeichen des Kreuzes. Von Kindesbeinen an sind wir es gewohnt. Wie oft haben wir schon das Zeichen des Dreifaltigen Gottes über uns gezeichnet? Beim Erwachen, beim Verlassen der Wohnung, in der Stunde der Versuchung, beim Segen des Priesters in der heiligen Messe, beim Tischgebet, beim Besuchen des Allerheiligsten Sakramentes im Gotteshaus, beim Engel des Herrn, beim Zubettgehen. Wie wechselreich ist das Leben des Priesters! Soeben hat er im Gotteshaus ein Kind getauft im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Da wird er zu einem Sterbenden gerufen und betet im Auftrag der Kirche: „Ziehe hin, christliche Seele, aus dieser Welt im Namen Gottes des allmächtigen Vaters, der dich erschaffen hat, im Namen Jesu Christi, des Sohnes des lebendigen Gottes, der für dich gelitten hat, im Namen des Heiligen Geistes, der über dich ausgegossen worden ist.“ Das ganze Leben ist eingebettet in den Glauben an die Allerheiligste Dreifaltigkeit. Am Sarg der Christen lässt die Kirche den Priester beten: „Komm ihm mit deiner Gnade zu Hilfe, da er doch während seines Lebens gezeichnet war mit dem Siegel der Heiligen Dreifaltigkeit.“ Möge das auch uns einst gelten, wenn wir gerufen werden zum großen Fest der Allerheiligsten Dreifaltigkeit, das nie endet. Ein Priester segnete einmal ein dreijähriges Kind mit dem Kreuzzeichen. Strahlend erzählte das Kind: „Der Pfarrer hat mir ins Gesicht geschrieben.“ Ist das nicht schön gesagt? Der dreifaltige Gott schreibt uns seinen Segen ins Gesicht. Können wir diese Schrift auch lesen? Ist nicht leider die alte katholische Sitte, dass die Eltern ihre Kinder mit dem Kreuzzeichen segnen, in Vergessenheit geraten? Brauchen unsere Kinder nicht täglich den Segen des dreifaltigen Gottes? Möge es uns allen nicht nur ins Gesicht, sondern tief ins Herz geschrieben sein: Ich gehöre Gott, ich bin ein Tempel, ein Heiligtum der Allerheiligsten Dreifaltigkeit.

Ist es Ihnen schon einmal bewusst geworden: Wir selbst sind eine Dreifaltigkeitskirche im Kleinen? Vom Tage der heiligen Taufe an haben Vater, Sohn und Heiliger Geist in uns Wohnung genommen. Wie sieht dieses Dreifaltigkeitsheiligtum aus? Ist es in Ordnung? Ist es geschmückt? Oder ist es verstaubt und voll Unrat? Oder wurde es gar geschändet von frevlerischer Hand? Das Dreifaltigkeitsfest sei auch dein Fest. Gehe zum Taufstein, erneuere den Taufschwur, gehe zum Beichtstuhl, gehe zum Tisch des Herrn, damit du durch die heilige Kommunion emporsteigst zu deinem letzten Ziel, der Allerheiligsten Dreifaltigkeit.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das eucharistische Opfersakrament

08.06.2023 (Fronleichnam)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Eucharistie ist ein einzigartiges Sakrament. Erstens dadurch, dass sie nicht ein vorübergehendes Zeichen ist (wie die Taufe), sondern etwas Bleibendes. Zweitens dadurch, dass sie ein Opfer ist zur Verherrlichung Gottes. Daraus sind drei Dimensionen dieses Sakramentes zu beachten: die Eucharistie als Opfer, die Eucharistie als Opferspeise, die bleibende Gegenwart Christi im eucharistischen Sakrament. Die Menschheit hat zahllose Opfer dargebracht, angefangen von den Opfern des Kain und Abel, die ihre Feldfrüchte und Herdentiere darbrachten, indem die die Ähren, die Weizengaben, und die Schafe, die Stiere auf den Altar legten und verbrannten. Sie wollten damit sagen: So will ich ein Brandopfer sein in deinem Dienst, o Gott, so will ich mich jedem anderen Gebrauch entziehen; niemand soll über mich verfügen können als du allein. Zahllose solche Opfer wurden im Tempel zu Jerusalem und in allen Tempeln der Welt dargebracht. Was ist ein Opfer? Ein Opfer ist eine sichtbare Gabe, die man Gott darbringt als Symbol unserer vollkommenen Unterwerfung und Hingabe an seinen Willen. Das Opfer besteht aus einem äußeren Zeichen und einem inneren Willen; der innere Wille wird dargestellt durch die äußere Gabe. Nun kann man eigentlich Gott nichts schenken, weil er alles besitzt. Aber man kann das Symbol des Schenkens aufrichten; man kann die äußere Gabe hinlegen und sagen: So liege ich vor deinem Willen, o Gott, so bin ich dir ergeben, so will ich deinen Willen tun. Dieser Wille, diese Hingabe seiner selbst ist etwas Wirkliches.

Der Sinn dieser Opfer war gut, gut gemeint, doch waren diese Opfer nicht vollkommen. Sie enthielten eine heimliche Lüge; sie sagten etwas, was die Menschen nicht taten. Sie brachten Gott ein Sinnbild ihrer restlosen Weihe dar und weihten sich selbst doch nicht Gott. Denn sie waren alle Sünder, und die Sünde besteht darin, dass man eine Ausnahme von dem Sichschenken macht, dass man in einem Punkt Gott nicht gehört, irgendetwas ausnimmt und damit auch das Ganze wertlos macht. Darum erklärte Gott: „Ich habe keine Freude mehr an euren Opfern. Ihr bringt mir die Tiere eurer Herde, die ihr nicht brauchen könnt, die krumm, lahm, blind und krank sind. Ich soll nehmen, was ihr nicht wollt. Darum will ich mir ein neues Opfer suchen, das meinen Namen verherrlichen wird vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang, in dem keine Lüge ist, sondern nur Wahrheit.“ Dieses eine, reine Opfer ist das Opfer Jesu Christi.

Worin bestand das Opfer Christi? Der Opferwille war in seinem ganzen Leben beherrschend und bestimmend. „Ich komme, deinen Willen zu erfüllen.“ Dieser Opferwille prägte sich aus in seinem äußeren Wirken, in der darin sichtbar werdenden Hingabe an den Vater, im Dienst seines ganzen Lebens. Indem er der Wahrheit Zeugnis gab, für die Gerechtigkeit kämpfte, den Menschen diente, verzehrte er sein Leben so sehr, so buchstäblich, dass er wirklich diesem Willen zum Opfer fiel. Dem Dienst an der Wahrheit fiel er am Kreuz zum Opfer, sein Kreuzestod war die Folge seines Berufes unter den Menschen. Er hat diese Folge bis zum letzten auf sich genommen, er hat nichts ausgenommen. So wurde sein Lebensopfer vollendet durch den letzten Blutstropfen, der aus seinem Leibe floss. Darum betont der hl. Johannes so stark: „Es floss Blut und Wasser heraus.“ Es war nichts mehr darin, das Blut war bis zum letzten Tropfen verschwendet, das Opfer war vollendet, es war nichts mehr

übrig, was er Gott noch hätte schenken können. Sein Wollen war immer auf das Ganze gerichtet, indem er sich im Dienste Gottes bis zum letzten verzehrte. Darin bestand sein Opfer.

Dieses Opfer wird in der eucharistischen Feier immer wieder gegenwärtig. „Dies ist mein Leib, mein Blut, für die vielen.“ Die Eucharistie ist unter zwei Gestalten, Brot und Wein, die getrennt sind, eingesetzt. „Das ist mein Leib.“ „Das ist mein Blut.“ Die Einsetzungsworte sind getrennt. Durch die Trennung der Gestalten wird die Trennung von Leib und Blut symbolisch angedeutet, die Hingabe in den Tod in diesen Zeichen dargestellt und gegenwärtiggesetzt. Dadurch, dass Leib und Blut aufgrund des sakramentalen Geschehens getrennt sind, stellt die Eucharistie den Tod Christi dar. Sie versinnbildet so das Leiden des Herrn. Sie ist das Sakrament des Herrenleidens. Christus hüllt sich gleichsam in das Gewand des Todes, er legt die Zeichen seines Sterbens an. Als ein Geopferter, Verblutender trat er vor den Vater hin. Es war die Selbsthingabe im Gehorsam Gottes bis in den Tod, für die ihn der Vater verherrlicht hat. „Ich komme, Vater, deinen Willen zu erfüllen.“ In der Messe haben wir denselben Opferpriester und dieselbe Opfergabe, die gleiche Gesinnung und das gleiche Symbol des Opfers. Die Messe ist die gleiche Darbringung, die wunderbare Gegenwärtigsetzung des Opfers Christi. Die Dieselbigkeit zwischen dem Kreuzesopfer und dem eucharistischen Opfer ist dadurch verbürgt, dass die Opfergabe beide Male dieselbe ist und dass der Opferpriester beide Male derselbe ist. Der Unterschied besteht in der Opferweise. Christus wurde das eine Mal durch sein freiwilliges blutiges Sterben geopfert; er wird das andere Mal unblutigerweise geopfert. Die Eucharistie ist ein Bild des Todes Christi, die Ausstrahlung, das Inerscheintreten des Todes Christi. Nicht nur Christus in seinem Leiden, sondern das Leiden selbst, nicht nur die Frucht des Kreuzestodes, sondern der Vorgang selbst ist gegenwärtig. Das geschichtliche Ereignis wird im sakramentalen Symbol wirklichkeitsmächtig dargestellt. Der Tod wird also gegenwärtig nicht in seinem geschichtlichen Vollzug; er wird gegenwärtig in der Vollzugsweise des Mysteriums, des Sakramentes.

Das Konzil von Trient gebraucht den Ausdruck *repraesentatio* = Gegenwärtigsetzung. Wir nehmen teil an dem einen und einmaligen Erlösungsoffer des Herrn. Von Repräsentation kann dort gesprochen werden, wo die wirksame Gegenwart eines durch einen anderen für einen Dritten vermittelt wird. Etwas vollkommen Einmaliges ist durch alle Zeiten und alle Räume hindurch an allen Orten der Welt gegenwärtig. Das eine Opferfeuer, das einmal den Leib und das irdische Leben Jesu verzehrt hat, leuchtet auf allen Altären. Das Opferfeuer von Golgotha leuchtet auf den Altären; das Wetterleuchten von Golgotha sehen wir in den Opferworten und den Opfergestalten der Messe. Es gibt wohl keinen Zeitpunkt auf der Erde, wo nicht irgendwo dieses Opferfeuer steht; in jeder Stunde leuchtet es irgendwo auf. Es wandert wie ein heiliger Schein um die Erde, um jenes einen Aktes willen, der gleichsam unaufhörlich die Erde umkreist und die Welt mit Gott versöhnt: um der Opfertat Christi willen.

Warum wird dieses Geschehen gegenwärtig gesetzt? Es gibt zunächst eine passive Wirksamkeit des Opfers Christi. Wir werden davon ergriffen, wir werden darin einbezogen. Der Leib Christi wurde am Kreuz in seiner individuellen Gestalt geopfert, d.h. der Leib, den er von der Jungfrau Maria empfangen hatte. Aber die Menschen, die seinen mystischen Leib ausmachen, die durch die Gnade mit ihm verbunden sind, müssen auch geopfert werden, müssen hineingezogen werden in den Wirbel, der sein Leben verschlingt. So ist jede heilige Messe ein Mitgeopfertwerden der Menschen, die ihr beiwohnen. Man wird hineingezogen, man wird als ein Teil des Leibes Christi in den Kelch gesenkt, auf die Patene gelegt, zum Vater emporgehoben. Wir werden geweiht, konsekriert, Gott dargeboten zu restloser Hingabe, mit Leib und Seele, wie nur ein Opfer es tun kann.

Darum verlangt das Messopfer auch aktive Teilnahme. Wir können nicht passiv geopfert werden, wenn wir nicht selber wollen. Wir müssen uns solidarisch erklären mit dem Opfer Christi. Das tun wir in der Liturgie im Gebet des Kanons der Messe. Da sagen wir dem Lamm Gottes: „Nimm mich mit; du gehst den Weg von Golgotha, nimm mich mit.“ Darum ist das Gebet, das man in deutschen Landen zu sprechen pflegt, so bezeichnend und wahr: „Jesus, dir leb ich. Jesus, dir sterb ich. Jesus, dein bin ich im Leben und im Tod.“ Das ist wirklich der Ausdruck dessen, was wir denken und innerlich handeln sollen: Jesus, mit dir bin ich verbunden, an dich klammere ich mich, mit dir will ich gehen. Und weil du ans Kreuz gehst, will ich mitgehen; weil du in den Tod gehst, will ich mit dir sterben; und weil du auferstanden bist, werde ich mit dir auferstehen. Du bist zum Vater gegangen,

und ich gehe mit dir zum Vater. Ich will mit dir leben und sterben, weil ich dein bin im Leben und im Tod. Und so darf ich glauben und hoffen, auch mit dir ewig in der Herrlichkeit zu sein.

Da sehen wir schon, in welcher Weise wir der hl. Messe beiwohnen sollen: in der Solidaritätsgesinnung mit Christus, in dem Anschluss an Christus. Wenn wir in der Feier des Kanons der Messe diese Gesinnung haben von der Präfation bis zur Kommunion, dann feiern wird das Messopfer richtig mit. Das Wesentliche ist die Gesinnung der Verbundenheit. Ich will der Messe beiwohnen, das heißt: Ich will mit Christus den Weg des Opfers, den Weg der Hingabe gehen, in der Gemeinschaft der Geheiligten, und damit Gott verherrlichen. Daraus folgt, dass über der Messe die Stimmung liegt, die den Weg von Gethsemane bis zur Verherrlichung Christi erfüllt. Es ist ein Mysterium des Leidens mit dem Wissen um die Verklärung. Wer dem Altare nahekomm, atmet den Duft der opfernden Liebe Christi ein und bittet, davon ergriffen und verwandelt zu werden. Es ist die Teilnahme am erlösenden Opfertod des Herrn und die Erwartung des himmlischen Gastmahls der Seligen.

Darum liegt in jedem Christenleben eine Einweihung in das Erleben Christi: durch Leiden zur Herrlichkeit. Irgendwie und irgendwann muss ein Christ sein Opfer auch fühlbar bringen; das gehört zu seinem Leben. Wenn wir uns wundern, woher es kommt, dass wir leiden müssen, dann würde Gott sagen: Ja, du erhebst doch in jedem Gottesdienst deine Hände zu mir und erfleht deine Teilhabe an Christus. Du sagst doch immer zu ihm: Nimm mich mit! Nun, es gibt doch keinen anderen Weg zu Gott als den Weg des Leidens. Da sehen wir auch, warum wir der Messe beiwohnen sollen. Den Weg zu Gott gibt es nur im Anschluss an Christus. Christus aber geht zu Gott als Opfernder, als Verblutender, durch sein schweres Leben und Leiden. Wenn wir mit ihm gehen, ist es notwendig auch eine Gemeinschaft im Leiden. Wir müssen der Messe beiwohnen, weil er hier sein Kreuzesopfer erneuert. Wer da nicht mittun wollte, würde sagen: „Ich gehe nicht mit Christus.“ Darum ist es sinnlos und töricht, wenn jemand meint, ich gehe am Sonntag lieber in den Wald, auf einen Berg oder ans Meer. Es mag sein, dass da mehr Stimmung ist als in der Kirche. Aber was helfen Empfindungen, wenn wir nicht zu Gott kommen? Gott nimmt nur, was ihm Christus bringt. Was Christus auf der Patene und im Kelch trägt, wird von Gott angenommen. Darum ist es absolut notwendig, dass wir je und je uns mit dem Opfer Christi solidarisch machen. Herr Jesus, ich vereinige mich mit deinem ewigen Opfer. Deinem heiligsten Willen gemäß weihe ich mich dir. Lass dir meine Hingabe gefallen, nimm mein Opfer an.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Kommunion und bleibende Gegenwart

11.06.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der heiligen Wandlung steigt unsere Gabe zum Himmel empor. In der heiligen Kommunion kommt die Gabe Gottes zur Erde herab. In der Wandlung bieten wir Gott das Beste dar, was wir haben, den Heiland. In der Kommunion kommt Gottes Gabe herab, um sich uns zu schenken. Derselbe Leib, der in der Wandlung hinaufgeht zu Gott, dem Vater, kommt in der Kommunion zurück als Gefäß der Gottheit. Die Menschheit Christi ist das Mittelglied zwischen Himmel und Erde, steigt auf und ab, trägt uns hinauf und trägt Gott herab. Darum ist der Sinn der Kommunion das Schenken und Beschenktwerden. Der Sinn der Kommunion ist ein Geschenk Gottes an uns, also von unserer Seite ein Empfangen. Was wird uns geschenkt? Der Priester zeigt uns die eucharistische Gestalt: „Das ist das Lamm Gottes.“ Dann reicht er den Leib des Herrn mit einem leisen, persönlichen Wort, jedem für sich: „Der Leib des Herrn Jesus Christus bewahre deine Seele zum ewigen Leben.“ Und wir dürfen empfangen. Eine gottmenschliche Nähe wird uns geschenkt: das Herz Christi, das in der Abendmahlsstunde schlug. Beachten wir die Herzlichkeit, die aus den Worten Jesu leuchtet, das Innige, Fromme, Frohmachende. Er findet ganz neue Worte. „Kindlein“, sagt er, und „Freune“ nennt er jetzt seine Jünger. Ein Hauch von Weichheit zittert in seinem Wesen, etwas unendlich Zartes, rührend Ergreifendes spricht aus seinen Worten. Das war die Stimmung seiner Kommunionfeier, und in dieser Stimmung kommt er in der Eucharistie zu uns. Nicht als Fordernder, Lehrer, Prüfer, nicht als Bedroher oder Richter, sondern als Schenkender, als Freund, der zu uns sagt: Kind, da bin ich nun und gehöre dir. Er will gar nichts anderes, als dass wir uns beschenken lassen. Mehr kann er sich uns auf Erden nicht schenken. Das lässt sich nicht überbieten. Gott kann nicht mehr tun, als uns gehören.

Was im Himmel einst sein wird, ist vor allem das Bewusstwerden des Kommunionerlebnisses. Jetzt haben wir nur das Kommunionereignis, aber nicht das Erlebnis. Wenn wir das je hätten, würden wir tot umsinken, und unsere Seele wäre im Himmel. Was wir im Himmel finden werden, ist das Bewusstwerden aller Kommunionen, das Aufbrechen aller Freudenquellen, die in unsere Herzen eingeströmt sind, das Klingen dieses Liebesliedes Gottes in unserer Seele. Es ist die Nähe Gottes, unseres Herrn. Gott selbst teilt sich uns mit. Der letzte Sinn der Kommunion ist nicht die Mitteilung Jesu Christi, es ist die Mitteilung Gottes. Nun ist Gott uns geschenkt. Gott gehört uns. Da ist die Natur bis zur Verkehrung überboten. Der Natur nach gehören wir Gott, sind wir Gottes Eigentum; er will über uns verfügen. Aber bevor wir uns ganz schenken, will er uns hören. Er geht uns entgegen und sagt: Dein bin ich, nimm mich hin als dein Eigentum! Ähnlich wie Speise und Trank Eigentum unseres Leibes werden, wie das Brot in unser eigenes Ich übergeht, ein Bestandteil unserer Person wird, so wird Gott etwas in unserem physischen Bestand. Er gehört uns buchstäblich.

Daraus ergibt sich, wie wir die heilige Kommunion empfangen sollen. In Freude, wie man sich beschenken lässt. Doch das Sichbeschenkenlassen verlangt vornehme Seelen. Sich beschenken lassen ist schwieriger als schenken. Es verlangt Feinheit und Takt, Vornehmheit der Gesinnung. Darum erfordert die heilige Kommunion so viel an Reinheit, an gutem Willen, an Zartsinn für Christus, weil

sie eine vornehme Seele verlangt. Das ist schon der Fall, wenn wir an unserer Unwürdigkeit leiden. Wenn wir darunter leiden, dass wir sie nicht besser empfangen können, dann haben wir diese Vornehmheit. Darum legt uns die Kirche mit Recht das Gebet in den Mund: „O Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach“, weil wir fühlen: Ich kann das Heilige nicht so aufnehmen, wie ich es müsste, ich bin nicht vornehm genug. Es soll ein Gebet sein, das uns weh tut, wie es einem fein empfindenden Menschen weh tut, wenn er das Geschenk eines Liebenden nicht so würdigen kann, wie er es verdient.

Das dritte ist, dass wir uns von dem Schenkenden wirklich ausfüllen lassen. Das ist der Sinn des Betens nach der Kommunion, der Danksagung, dass man von gleicher Freigebigkeit sich erfüllen lasse, vom gleichen Schenkenwollen Gott gegenüber. Er hat nichts an uns gespart, so wollen auch wir nichts sparen. Es soll nichts Geiziges, nichts Kleinliches, nichts Knauseriges in uns bleiben. In der Danksagung müssen wir uns dazu stimmen, jetzt an unser Tagewerk zu gehen freudig schenkend, bereitwillig, aus innerstem Drang, bereitwillig zu jeder Art von Heldenmut, mit einer Schrankenlosigkeit des Gebenwollens, einer Verschwendung Gott gegenüber. Es kann mir nichts gut genug sein, nichts zu schwer, was ich Gott schenken darf. Das ist die Kommunionfeier. Da bricht die Ethik der vollkommenen Freigebigkeit auf. Die Ethik der freudigen Hingabe, ja der Verschwendung für Gott und alles, was zu Gott gehört.

Jesus bleibt in der Eucharistie auch nach der Messfeier gegenwärtig. Die Gestalten der Gegenwart Christi bleiben nach der Wandlung, weil die Kommunionfeier kommen muss. Aber auch danach bleibt der Herr gegenwärtig. Es können immer noch Gläubige kommunizieren wollen, darum bleibt er im Tabernakel. Es kann ein Kranker ihn rufen, es kann einer kommen, der noch nicht bei der Messfeier war; auf sie wartet Christus. Und es gibt viele, die ihn kennen und vorübergehen, an den Altären vorübergehen und nicht an den Tisch des Schenkens kommen; auf sie wartet er. Es haben längst nicht alle Auserwählten kommuniziert; es kann lange dauern, bis alle die Kommunion empfangen haben; darum wartet er. Er wartet auch, weil die eucharistische Ethik noch nicht gekommen ist; die Kommunizierenden sind noch nicht erfüllt vom eucharistischen Geist; da muss er warten. Als die ersten Christen kommunizierten, da schien es einen Augenblick, als sei die eucharistische Gesinnung schon gekommen. Aber das ist schnell vorübergegangen, es war ein leiser Hauch des Vorfrühlings, es war nicht der Sommer. Jetzt gehen viele Millionen täglich zur heiligen Kommunion, ganze Völkerschaften jeden Tag; aber nicht alle Menschen sind vom eucharistischen Frühling erfüllt, es ist noch viel Kälte auf Erden. Wenn man die Christen einträchtig zum Empfang der heiligen Kommunion schreiten sieht, jeder nur ein Wort auf den Lippen und einen Gedanken im Herzen: Jesus, Jesus, komm zu mir, o, wie sehn ich mich nach dir, da möchte man denken: Nun sind sie abgekommen von ihren Ansprüchen, ihrem Hochmut, ihren Uneinigkeiten und Streitereien; jetzt werden sie sich vertragen, weil sie nichts anderes fordern, als ihre eigene Unwürdigkeit einzugestehen. Aber dann sind sie doch wieder da, die Ansprüche, die Forderungen, die Uneinigkeiten. Wenn man sie sieht, wie sie gespeist und getränkt werden mit dem Leib und Blut Jesu Christi, möchte man denken: Nun müssen sie doch ein Herz und eine Seele werden, eine Liebesgemeinschaft. Aber dann gehen sie hinaus, und auf den Gassen und Straßen der Städte und der Länder fallen sie wieder übereinander her und vergießen das Blut, das durch ihre Seelen strömte, bedrängen einander in Hass und Feindschaft und Zwietracht. Der eucharistische Frühling ist noch sehr weit weg, und Jesus muss noch lange warten. Es ist gar nicht abzusehen, wie lange es dauern wird.

Und es ist doch ein schmerzliches Warten. Kann man ihm nicht helfen? Kann man es nicht abkürzen? Kann man nichts beitragen, dass der eucharistische Frühling kommt? Kann ich nichts beitragen, dass das Fest der Liebe unter den Menschen näher rückt und die Einheit der Herzen, die Hochzeit Gottes mit den Menschenseelen? Ja, wir können es. Und wenn ich auch nur eine Sekunde das Warten Christi abkürzen könnte, um die Sekunde meines Opfers, meines Lebens, um die Sekunde meines Sterbens, um die Sekunde meines Leidens, um diese eine Sekunde will ich es abkürzen. Ich kann sein Warten nicht mehr mitansehen, sein jahrtausendlanges Warten. Aber eines Tages wird es zu Ende gehen, und wenn es noch so lange dauert. Als Gott aus dem Chaos der Welt den Frühling der Erde schaffen wollte, da hat es auch lange gedauert. Jahrmillionen sind vergangen, seitdem die Erde sich aus dem Urnebel absonderte wie ein glühender Kern. Die Zeit hat es gebracht. Die Jahreszeiten kommen

über die Erde gewandelt, wenn es auch noch so lange gedauert hat. So wird auch das Warten der Geisterwelt zu Ende gehen. Eines Tages wird aus dem Chaos der Menschheit ein Frühling werden, eine Ordnung, eine Einheit, ein Liebesfest. Eines Tages wird es sein. Dann ist das Warten Jesu Christi zu Ende. Wenn einmal alle Auserwählten kommuniziert haben und alle Auserwählten eingegangen sind in Gottes Liebe und in Liebe einander dienen, hört die Messe auf, hat die Wandlung ein Ende, dann gibt es kein Opfer mehr, kein Symbol des Blutvergießens, kein Symbol des Kreuzes und des Leidens mehr; sondern nur noch ewige Kommunionfeier, ewige Hochzeit Gottes mit den Menschen-seelen, ewiges Schenken und Sichbeschenkenlassen, und ein Strom von Seligkeit fließt von Gott durch das Herz Jesu und durch alle Auserwählten in alle Ewigkeit hinein, ein einziges, seliges Strömen. Dann ist es Frühling, ja Sommer geworden. So wird es einmal kommen. Das zeigt uns das tägliche eucharistische Fest, das Christus unter uns feiert. Ein Morgenrot der Ewigkeit, das auf unseren Altären steht. Es ist das Flammenzeichen des ewigen Tages, das in diese düstere Welt kommt, das in dieser dunklen Erde, in diesem zerklüfteten Abgrund der Menschenwelt aufleuchtet. Ein Zeichen ewigen Glückes, ein Morgenrot und ein Feuer, verwehter Klang aus dem Himmel. Hochgelobt und gebenedeit sei das Allerheiligste Sakrament des Altares, von nun an bis in Ewigkeit.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Herz Jesu

18.06.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Jesus ist Gottmensch. Sein Leben ist nicht nur die Offenbarung eines Gottes, sondern auch die Offenbarung eines Menschen. Was Humanität, Menschlichkeit im vollen Sinne des Wortes ist, das weiß weder der Humanismus der Renaissance noch der Humanismus der modernen Freimaurerei. Das weiß nur das Evangelium. Die Definition vom Menschen haben zwar schon die Alten gekannt: *Homo est animal sociale*. Der Mensch ist ein gesellschaftliches Lebewesen. Aber den tiefsten Sinn dieser Definition hat uns erst das Christentum enthüllt: Der Mensch ist ein Wesen, das gibt und empfängt, anzieht und angezogen wird. Der Mensch ist also ein Wesen, das ein Herz hat. Wir beweisen aus tausend Wundern, dass Jesus mehr ist als ein Mensch. Aber wir beweisen mit den gleichen Wundern auch, dass er ein Mensch ist. Wir beweisen, dass er einen Arm hat, dem nichts widersteht. Aber wir beweisen auch, dass er ein Herz hat, das bei keiner Not versagt. Das Herz hat das Unglück, dass es von wenigen verstanden wird. Die meisten, die von Liebe reden und schreiben, machen schöne Worte. Sie bleiben aber an der Oberfläche. Sie treffen nicht den Kern der Sache. Sie meinen, das Herz sei im Wesentlichen nichts als eine Zuckerfabrik, eine Lieferantin von Süßigkeiten, vor allem für den eigenen Bedarf. Wenn man von Herz spricht, meint man mehr das Gefühl. Wenn man von Liebe redet, meint man zuerst leidenschaftliche Selbstbefriedigung.

Es gibt Christen, die an Christus glauben, aber nichts von seinem Herzen wissen wollen. Sie meinen, dass die Herz-Jesu-Verehrung das Starke, Männliche, Heroische vom Christusbild verwischt hat. Diese Christen sind das Opfer eines Schlagwortes geworden. Sie reden von etwas, das sie nicht kennen. Sie wissen nicht, was das Herz ist, und sie wissen nicht, was das Herz Jesu ist. Physiologisch ist das Herz die Blutkammer im menschlichen Organismus. Das Herz versorgt den ganzen menschlichen Organismus mit allen notwendigen Aufbaukräften. Das Herz ist das Organ, das für alle anderen Organe da ist. Das Herz ist das Gebende im Menschen. Das alles Dahingebende. Und zwar nicht nur dann und wann, sondern immer. Es gibt nichts, was die gesamte Persönlichkeit Jesu bestimmter symbolisch zum Ausdruck bringt als das Herz. Wer Herz Jesu sagt, der sagt Jesus. Wer Jesus sagt, der sagt Herz Jesu. Jesus ist der – wie das Herz – sich für die anderen ganz Hingebende. Er ist das Leben. Er gibt also sein Leben, das natürliche und das göttliche Leben, auch den anderen. Er ist der Weg. Er wird also allen durch sein Vorbild der Weg zum Vater. Er ist die volle und ganze, unversehrte Wahrheit. Das ist das Neue, das bisher nicht Dagewesene. Andere haben den anderen etwas gegeben. Jesus gibt wie das Herz das Ganze. Jesus, das ist der für die anderen Daseiende. Das hat man bisher von niemandem sagen können. Es ist das für Jesus Eigenartige.

Und darum auch das für das Christentum Spezifische. Das Hauptgebot des Christentums ist ein neues. Die Caritas ist etwas anderes als Humanität. Die Humanitas mag etwas geben, die Caritas Christi gibt sich ganz. Die Humanitas gibt vielleicht in der offenen Hand eine materielle Gabe. Die Caritas gibt das Herz und mit dem Herzen das Blut. „Ich gebe euch ein neues Gebot: So wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben“ (Joh 13,34). Die Humanität ist menschlich, die Caritas

ist göttlich. Die Humanitas bleibt, was sie ist: egozentrisch. Ihr Mittelpunkt ist der Mensch. Die Caritas ist theozentrisch. Ihr Mittelpunkt ist Gott, Gott und der Mensch in Gott.

Was das Herz Jesu ist, zeigt uns der Evangelist Johannes. Das Gleichnis vom guten Hirten. Ich weiß nichts Herzlicheres als dieses Guthirtenbild, aber ich weiß auch nichts Wehrhafteres. Alle, die von der Liebe reden wollen, sollen zuerst den Evangelisten Johannes studieren. Dort hört man den richtigen Pulsschlag des göttlichen Herzens. Er hat etwas Starkes. Wer liebt, hat den Mut und den Willen, alles fernzuhalten, was dem Wohl des Geliebten nachteilig ist. Er hat nichts Weichliches und Schwächliches. Er scheut sich nicht zu warnen und zu tadeln. Er übt wo nötig auch die Zurechtweisung. Auch jene, die weh tut. Er verlangt Opfer. Vielleicht sogar einmal auch heroische Opfer. Er zeigt auf Gefahren, die drohen. Redet sogar vom ewigen, unauslöschlichen Feuer, wenn es sein muss. Jesus ist kein Süßholzraspler. Wenn man vom Herzen Jesu reden will, dann muss man das auch sagen.

Und dazu das andere haben: die ritterliche Bereitschaft zur Abwehr der Wölfe. Wer liebt, verteidigt. Wer liebt, der kämpft. Eine Liebe ohne Zorn ist eine langweilige, eintönige Liebe. Wer liebt, muss auch zürnen können. Jesus hasste die Hölle. Jesus hasste die gottwidrige Welt. Jesus hasste die Sünde. Jesus hasste den Hochmut, den Geiz, die Unbarmherzigkeit, die Falschheit, die Heiligtumsschändung. Er kämpfte gegen den Materialismus der Pharisäer und gegen den Rationalismus der Sadduzäer. Wenn man also das Herz Jesu als Inbegriff des ganzen Christentums predigen will, dann muss man das ganze und nicht bloß das halbe Herz verkünden. Das milde und das starke, das gebende und das kämpferische, die Liebe und die Wahrheit. Das schwache Geschlecht von heute will die Liebe ohne die Wahrheit. Und es mag andererseits auch nicht an solchen fehlen, die die Wahrheit allein, die harte, rücksichtslose Wahrheit, die Wahrheit ohne die Liebe wollen. Beides sind Fehler. Wir haben kein Recht, auseinanderzureißen, was in Gott zur wesenhaften Einheit verbunden ist. Gott sprach: Ich bin die Liebe. Und Gott sprach: Ich bin die Wahrheit. Wie unser Gott, so unser Christentum: Wahrheit in Liebe und Liebe in Wahrheit. Der Zweck der Wahrheit und der Liebe ist der gleiche: die Einheit. „Das alle eins seien, so wie du, Vater, in mir bist, und ich in dir bin, dass sie in uns eins seien“ (Joh 17,21). Das Zentrum aller Einheit ist das Herz. Das Herz des Gottmenschen. Und das Herz des mit dem Gottmenschen verbundenen Christen.

Es gab eine Zeit, wo katholische Gebildete es nicht über sich brachten, vom Herzen Jesu zu reden. Als ob Herz gleichbedeutend mit Sentimentalität und Weichlichkeit wäre. Es wird, so glaube ich, eine Zeit kommen, wo man gerade deswegen wieder zu Jesus zurückkommen wird, weil er inmitten einer herzlosen Zeit als der Mann mit dem Herzen erscheint. Der Menschenfreund der Lahmen, der Blinden, der Kranken, der Arbeiter, der Bauern, der Kleinen, der Einfachen. Das heißt: der Mann von 95 Prozent des Menschengeschlechtes. Einer unter ihnen, und was noch mehr ist, trotz seiner alles überragenden Größe einer von ihnen. Und sie werden hingehen und ihn zum König machen. Das ist die Thronerhebung des Herzens Jesu, auf die wir warten. Unsere Zeit ist entweder eine Geburtsstunde oder sie ist eine Sterbestunde der Menschheit. Eine Sterbestunde, wenn wir aufhören, Christen zu sein. Eine Geburtsstunde, wenn wir wieder Christen werden. Denn wer den Christen rettet, der rettet den Menschen.

Wenn der Katholizismus die Religion der Liebe ist, dann muss diese Liebe den Charakter der Sühne und Genugtuung annehmen. Es muss Menschen geben, die nicht zufrieden sind, für sich zu lieben. Es muss Menschen geben, die den Trieb und das Bedürfnis erfüllen, mehr zu lieben, weil andere weniger lieben. Sie wollen lieben für einen, für zehn, für hundert andere, die nicht lieben. Sie wollen lieben für ein ganzes Volk, das nicht liebt. Für eine ganze Welt. Für ihre Zeit. Das scheint ein geheimnisvolles Gesetz der Weltordnung zu sein. Es muss, soll die Menschheit nicht untergehen, ein gewisses Maß von Liebe in der Menschheit leben. Sonst muss die Menschheit am Erkältungstod erstarren. Wenn dieses Maß von übernatürlicher Wärme unter sein lebensnotwendiges Niveau zu sinken droht, dann erweckt die Vorsehung immer wieder Seelen, die durch die Intensität ihrer Liebe ersetzen, was in der Extensität verlorenging. Gott ruft Sühneopfer. Die Sühneopfermenschen sind die größten Wohltäter, oft geradezu die Retter ihres Volkes. Sie gehören zu den besonderen Gnaden eines Landes und einer Zeit. Wir können in dieser katastrophalen schweren Stunde nichts Besseres tun, als um solche Sühneopfermenschen beten, die, Geist vom Geist des göttlichen Sühneopfers, des Herzens

Jesu, lieben und beten und leiden für jene, die nicht mehr lieben, beten und leiden wollen. Das Herz-Jesu-Fest war unter diesem Gesichtspunkt vielleicht nie notwendiger als heute.

Heiligstes Herz Jesu, Quelle alles Guten, ich bete dich an, ich glaube an dich, ich hoffe auf dich, ich liebe dich und bereue alle meine Sünden. Dir schenke ich dieses mein armes Herz, mach es demütig, geduldig, rein und in allem deinen Wünschen entsprechend. Gib, o guter Jesus, dass ich in dir lebe und du in mir lebst. Beschütze mich in Gefahren, tröste mich in Trübsal, Angst und Not. Gewähre mir die Gesundheit des Leibes, deinen Segen für alle meine Werke und die Gnade eines seligen Todes.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (1)

Gott ist der Herr des Sollens

25.06.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir leben in einer Zeit, in der schier alles Bestehende und Feststehende sich aufgelöst hat. Wo wir keine allgültigen Gedanken, keine unbestrittenen Grundsätze, keine ewigen Normen, keine notwendigen Ziele, keine unanfechtbaren Werte mehr haben. Das ist der Umsturz der Weltordnung, der Zusammenbruch der sittlichen Ordnung. Wir sind ratlos geworden und verzagt: Was sollen wir eigentlich tun, denken und wünschen? Wofür sollen wir leben? Wir sind heute in einer Periode, wo uns ein welterschütterndes Halt zugerufen wird, weil wir dem Abgrund des Todes, dem Rande des Nichts allzu nahe gekommen sind. So kann es nicht bleiben. Unser Leben muss sich wieder sammeln um eine feste Mitte. Unsere Augen müssen wieder die Sterne suchen, die nicht auf- und untergehen. Unser Wille muss sich wieder aufrichten an einer Notwendigkeit. Wir müssen wieder erkennen: Es gibt etwas, das sein muss; etwas, das respektiert werden muss; etwas, das getan und gelebt werden muss. Der Ausdruck für dieses große Muss ist das Gesetz, das Gebot. Es geht hierbei zu allererst um etwas Ewiges, um Notwendigkeiten, die von der Wirklichkeit ausgehen und die man nicht verletzen kann, ohne mit der Wirklichkeit selbst zusammenzustoßen. Kein Gesetzgeber, kein Gewalthaber hätte je der Menschheit ein Gebot aufliegen können, wenn nicht von Uranfang an in den Seelen der Menschen ein Gebot angelegt wäre. Wenn nicht wahrhaft unbedingte Notwendigkeiten uns vorgezeichnet wären. Wir tragen wirkliche Bindungen in uns selbst. Darum erhalten auch die äußeren Vorschriften unseres Zusammenlebens einen Sinn und einen Wert und eine Kraft zur Bindung. Von diesen inneren Bindungen, von denen alles abhängt, muss vor allem die Rede sein.

Wir können drei Gruppen solcher Gesetze und Gebote unterscheiden. Es gibt Gebote des Raumes, Gebote des Lebens und Gebote des Geistes. Die Gebote des Raumes sind die Gesetze der bewegten Energie, die Gesetze des Lichtes und des Stromes, die Gesetze der Schwere und der Masse, die Gesetze der Sterne und der Atome. Wir haben diese Gesetze so weit ergründet, dass wir sie berechnen und benützen können. Naturwissenschaftliche Gesetze sind gekennzeichnet durch Allgemeinheit und Vorhersagewert. Aber auch ein Schauer der Ehrfurcht erfüllt uns immer aufs Neue vor der Majestät dieser Gesetze, an deren Bestand wir nichts ändern können. Wenn wir vor einem Gewitter oder einem Vulkan oder einem Erdbeben, vor dem Meer oder dem Hochgebirge stehen, dann erschrecken wir unwillkürlich vor dem Ernst und der Wucht, die sich da offenbaren. Denn es sind diktatorische Gesetze; wir werden nicht gefragt, ob wir sie anerkennen wollen oder nicht. Nur indem wir sie achten, bejahen und uns ihnen unterwerfen, werden sie uns willfährig und zu Dienern unseres Lebens. Aber wenn wir sie verletzen, dann fährt Feuer und Tod aus den Drähten, mit denen wir uns die Naturkräfte zu Verbündeten machen wollten. Es ist keinem Menschen je eingefallen, sich für autonom zu erklären gegenüber dem Gesetz der Schwere oder den Gesetzen der elektrischen Spannung.

Die Gesetze des Lebens sind die zweite Hauptgruppe von den Gesetzen, unter denen wir leben. Sie sind stiller, verborgener. Fast lautlos und unsichtbar ist ihr Walten in den winzigen Zellen des

organischen Lebens. Aber tatsächlich sind sie noch viel gewaltiger als die Gesetze des Raumes. Der Biologe Wolfgang Kuhn schreibt: „Schon ein schalenloser Einzeller ist unbegreiflich komplizierter konstruiert als selbst die größte moderne Fabrikanlage.“ Ein winziges Pflänzchen ist in der Art und Wert seiner Leistungen mächtiger als eine stürzende Sonne. Es macht sich die Gesetze der Atome dienstbar, verwandelt und löst sie nach seinen eigenen Zwecken. Im Lebendigen, im Keimling, der aus der Erde sprosst, im Wachsen einer Frucht ist alles siegreich. Es ist ein Sieg des Beseelten über die Materie. Auch diese Gesetze sind diktatorisch. Mit unwiderstehlicher Gewalt erzwingen sie ihre Erfüllung in jedem Lebewesen. Und wiederum ist es keinem noch so selbstherrlichen Menschen je eingefallen, die Gesetze der Geburt und des Todes, der Ernährung und des Wachstums von Lebewesen ändern oder aufheben zu wollen. Auf jeder ernststen Verletzung dieser Gesetze steht Erkrankung, ja der Tod des Lebens, des eigenen oder eines fremden.

Die Gesetze des Geistes sind die höchste Gruppe von Gesetzen. Sie bestehen und gelten in unserem menschlichen Denken und Wollen, in unserem Schaffen und Lieben. Es sind die Gesetze unseres geistigen Lebens und unserer Kultur, unserer seelischen Entwicklung und unserer Geschichte. Es sind die Gesetze der Vernunft und des Herzens, die Gebote der Wahrhaftigkeit, der Gerechtigkeit und der Liebe. Hier nun tritt etwas Neues auf. Zum Teil sind auch diese Gesetze noch diktatorisch. An den Geboten z.B. des wissenschaftlichen Erkennens können wir nichts Wesentliches ändern. Aber ein Teil der Geistesgesetze ist uns nicht als Zwang auferlegt, sondern kommt wie eine Entscheidung zu uns, die unser eigener Wille zu treffen hat. Das sind die Gesetze des sittlichen Lebens, die Gesetze des Wahrseins und des Gutseins. Diese Gesetze würden ihren Sinn und Wert verlieren, wenn sie zwangsmäßig erfüllt würden. Die Zuverlässigkeit eines Automaten hat nichts zu tun mit dem Hochstand eines treuen Menschen. Die Freiheit, mit der diese Gesetze erfüllt werden, gibt ihnen erst ihren eigentlichen Sinn.

Die Gesetze über die sittliche Welt sind darum die höchsten aller Gebote, die es überhaupt gibt. Denn sie walten über die kostbarsten Werte, die sittlichen Werte. Diese Gesetze sind ebenso notwendig, ja noch notwendiger als die Gesetze des Raumes und der Biologie. Auch auf ihrer Verletzung steht der Tod, nämlich die Verwüstung, der Absturz eines gottähnlichen Geistes. Mit dieser höchsten Notwendigkeit verbindet sich die Freiheit, die höchste, ja die einzige Freiheit, die es gibt, aus eigenem Willen und Entschluss heraus gut zu sein. Die Fähigkeit, über sich selbst hinauszuschreiten und andere zu bejahen, ist die höchste Freiheit, nämlich die Liebe, die wohlwollende, die schaffende, die schenkende Liebe. In der Liebe wird Freiheit und Gebot eins; denn Liebe ist ihr eigenes Gebot. Der Liebende kann nicht anders und ist doch frei. So kommt es, dass der Inhalt und Sinn dieser Geistesgesetze auf ihrem Höhepunkt eben die Liebe ist und die Liebe das größte aller Gebote und aller Gesetze Erfüllung, wie es in der Heiligen Schrift heißt. Der letzte Sinn aller bestehenden Gesetze ist dieser: Du sollst lieben deinen Gott, du sollst lieben deinen Nächsten, du sollst lieben den dir verbundenen Menschen. Du sollst sogar lieben alles, was von Gott ausgegangen ist.

Alle Gebote sind von dem liebenden Gott ausgegangen. Nur Gott, der große Liebende, kann Gebote ergehen lassen. Alle Gebote, die unsere Welt durchwalten, gehen auf Gott zurück, sind seine Gedanken und Befehle. Welche ungeheuerliche Anmaßung liegt darin, dass der Synodale Weg der deutschen Bischöfe mit Herrn Bätzing an der Spitze daran geht, die Gesetzgebung über Gut und Böse in die Hand der Bevölkerung, der Menschen, der Synode zu legen! Die Lebensweise der jeweiligen Zeitgenossen soll entscheiden, was gut und böse ist. Welche ungeheuerliche Verkehrung! Hier vollzieht sich, was Erzbischof Lefebvre mit den Worten beschrieben hat: Sie haben Gott entthront! Sollensgesetze stellen eine Norm für menschliches Verhalten auf, zu deren Einhaltung die Menschen verpflichtet sind. Nur der Schöpfer kann sie erlassen. Weil sie von ihm ausgehen, darum gleichen sie ihm auch: Furchtbar und lieblich wie sein Wesen sind seine Befehle. Wenn wir mit Schrecken und Grauen das zuckende Feuer sehen, das aus den Wolken fährt, flammend vom Ausgang bis zum Niedergang, dann geht uns eine Ahnung auf, was es um den Herrenwillen des Allgewaltigen ist, der gesprochen hat: Hüte dich, den Bund mit dem Herrn, deinem Gott, niemals zu vergessen! Hüte dich; denn der Herr, dein Gott, ist ein verzehrendes Feuer; ein eifernder Gott ist er. Die Gebote, die den Weltraum und den Herzensraum durchwalten, sind Offenbarungen Gottes. So ist er und so will er sein, und darum muss er wollen, dass auch seine Welt so sei, sein Gleichnis: Ein Großer und Heiliger

kann immer nur Großes und Heiliges wollen. Die Gebote, die vom Schöpfer ausgegangen sind, haben ihre letzte, innerste Notwendigkeit, ihre unverletzliche Majestät und ihr Recht zu unbedingter Erfüllung von seinem Willen. Sie sind der sichtbar und hörbar gewordene Wille Gottes. Und wenn sie auch in sich noch so nützlich und wirksam sind im Weltganzen, wenn sie auch noch so geistvoll und genial gedacht sind – das alles sind zwar Gründe genug für uns, sie zu erfüllen; aber alle diese Gründe können keinen Vergleich aushalten mit dem Grund aller Gründe, mit dem Befehl aller Befehle, der da heißt: So spricht der Herr, dein Gott: Du sollst. Das ist mein Wille, und du sollst ihn erfüllen. Darum ist die letzte Begründung aller Sittlichkeit in dem Willen Gottes gelegen. Das Gute um des Guten willen zu tun ist der Inhalt aller Sittlichkeit. Aber dass der Mensch diesen Entschluss fassen soll, das kommt von dem Willen Gottes, der gesprochen hat: Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Man könnte denken, dass wir die Gebote der Gerechtigkeit, der Barmherzigkeit, der Keuschheit bewahren und erfüllen aus Liebe zur Ordnung oder zum Fortschritt oder zur Bildung der Persönlichkeit. Das könnte man denken, vielleicht auch versuchen, aber der Versuch würde wohl bald aufgegeben. In ernster Wirklichkeit und auf eine lange Bewährungsfrist werden diese Gebote nur von den Liebenden erfüllt, die entweder direkt um Gottes willen oder um eines geliebten Menschen willen sie halten. Aber ein geliebter Mensch bleibt uns nur nahe, wenn Gott ihn immerfort uns ans Herz legt. So ergibt sich, dass aller Gebote größtes und zugleich aller Gebote erstes (und letztes) jenes eine wunderbare Gebot ist, von dem wir nur mit bebendem Herzen und zitternd vor Scham und Glück sprechen sollten, von dem Gebot: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen; aus deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften und mit deinem ganzen Gemüte sollst du ihn lieben.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (2)

Die Liebe zu Gott

02.07.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Liebe zu Gott steht im Beginn und am Ziel aller Gebote. Sie ist die Erfüllung aller Gebote. Das Gebot Gott zu lieben steht auf unseren Straßen, in unseren Werkstätten und in unseren Eisenbahnen nicht angeschrieben. Aber es steht unsichtbar hinter allen Geboten. Doch da erhebt sich die Frage, das Bedenken: Kann man die Liebe überhaupt befehlen wie ein Gebot? Liebe ist doch etwas Freiströmendes, wie eine geschenkte Gnade. Und kann man Gott überhaupt lieben, den Unendlichen, Allmächtigen, Ewigen? Ja, fürchten kann man ihn, anbeten kann man ihn, dienen kann man ihm, aber lieben? Ist er nicht zu fern, zu unerforschlich, zu rätselhaft für uns, kann man zu ihm so zutraulich werden, wie es im Wesen der Liebe liegt? Ist er nicht der Unsichtbare – wie sollen wir da lieben? Und doch können wir Gott wirklich lieben, können ihn sehr leicht lieben, müssen wir ihn lieben. Warum sollten wir gerade zu Gott keine Liebe haben können? Was ist es, das unsere Seele bewegt und erschüttert, wenn ihr Gott begegnet? Er begegnet uns in dreifacher Gestalt: als unser großes Geheimnis, als unser ewiges Licht, als unser persönliches Du.

1. Gott ist unser großes Geheimnis. Aber er ist nicht das einzige Geheimnis. Ein Geheimnis ist unser Leben, unsere Seele, unser Nächster, selbst unser liebster Mitmensch. Ein Geheimnis ist unsere Zeit, unsere Ewigkeit, unsere Vergangenheit und unsere Zukunft. Ein Geheimnis ist die ganze Welt, in der wir leben. Diese Geheimnisse sind uns unbegreiflich und unfassbar durch die Größe und den Reichtum, die in ihnen liegen. Gerade das Große in unserer Welt ist auch stets das Geheimnisvolle. Alles, was unsere Herzen höher schlagen lässt, ist um so geheimnisvoller. Alles, was uns begeistert, ist im letzten Grunde auch unbegreiflich. Alles, was uns ans Herz greift, ist geheimnisvoll wie das Auge eines Kindes. Alles, was unsere Kleinheit emporreißt und unsere Alltäglichkeit sprengt, ist geheimnisvoll wie das Schicksal. Die letzte Tiefe und der fernste Hintergrund all dieser Geheimnisse – siehe, das ist Gott. Der Inbegriff alles Entzückenden, alles Sturmgewaltigen, alles Grenzenlosen und alles Wunderbaren und darum auch alles Geheimnisvollen, das hinter unserem Weltgeheimnis steht – das ist Gott.

Wenn uns ein Geheimnis begegnet, das Geheimnis unseres Daseins, das Geheimnis unserer Sehnsucht, das Geheimnis unserer Berufung, das Geheimnis unseres nächsten Menschen, dann steht in unserer Seele die Liebe auf. Sie ist freilich ein Zittern, eine Ehrfurcht, ein Staunen, sie ist ein Nichtbegreifenkönnen, und darum ist sie schweigend und wortlos. Aber das ist das Urelement aller Liebe. Wem in seiner Liebe nicht ein Geheimnis begegnet, der hat noch keine wahre Liebe. Wem aber schon das Geheimnis aller Geheimnisse begegnet ist, der Unendliche, Unbegreifliche, Unsagbare, Gott – dem ist die Liebe selbst und an ihrer Quelle begegnet. Er kann nicht anders als auf die Knie fallen und die Arme ausstrecken in Ehrfurcht und Sehnsucht. Das ist die Liebe zu allererst: in die Knie fallen und zugleich die Arme ausbreiten. Gott ist für jeden geschaffenen Geist unbegreiflich. Der Seinsreichtum und der Lebensabgrund Gottes kann von keiner geschaffenen Erkenntniskraft erschöpfend

durchschaut werden, kann durch keinen menschlichen Begriff umgriffen werden, kann durch keine menschliche Vorstellung umspannt werden. Er ist ein undurchdringliches Mysterium. Auch wenn sich Gott dem Menschen erschließt, bleibt er der Unbegreifliche. Die Offenbarung hebt das Geheimnis nicht auf, sondern stellt es ins Licht. Der Mensch kann nicht in die Tiefe des Persongeheimnisses Gottes eindringen, weil er Gott sein Bei-sich-sein nicht entreißen kann. Um dies zu können, müsste er Gott selbst sein.

2. Gott ist unser großes Geheimnis, weil er so reich, so unerforschlich, weil er unendlich tief ist, unnahbar, weil er lauter Licht ist. Er ist das Licht einfachhin, das ewige Licht. Das ist die zweite Gestalt, in der Gott unserer Seele begegnet: Licht. Licht nennen wir alle Kraft des Erleuchtens, alles, was unser Leben hell macht, was uns hilft, zu sehen und zu verstehen, was unserem Leben und unserer Welt einen Sinn, einen Zusammenhang und also auch einen Bestand gibt. Licht ist die aufbauende Kraft, die schöpferische Kraft, das Erlösen und Befreien. All das meinen wir, wenn wir von Licht sprechen. Der Evangelist Johannes ist der Herold dieses Lichtes: Das ist die Botschaft, die wir von ihm gehört haben und euch verkündigen: Gott ist Licht, und Finsternis ist in ihm überhaupt nicht (1 Joh 1,5). Der Begriff „Licht“ steht für die Wirklichkeit Gottes, und zwar nicht im Sinne der Offenbarung, sondern der göttlichen Wesensfülle und sittlichen Heiligkeit. Die Aussage „Gott ist Licht“ gehört zu den großen Wesensaussagen über Gott neben den beiden anderen „Gott ist Geist“ (Joh 4,24) und „Gott ist Liebe“ (1 Joh 4,16). Das Licht ist Sinnbild alles Guten und Reinen. Es ist vor allem das Sinnbild sittlicher Reinheit. So will die Aussage von Gott jede Trübung ausschließen. Gott ist der vollkommen Gute (Mt 19,17); er ist unberührt vom Bösen (Joh 1,13). „Und Finsternis gibt es keine bei ihm.“ Das göttliche Wesen ist schattenlose Helligkeit. Die Fülle des göttlichen Seins duldet kein anderes, von ihm getrenntes, real existierendes Reich des Bösen.

Gott ist das ewige Licht, das Licht, das im Anfang ist und das kein Ende nimmt; das erste, was je gewesen ist, das war das Licht, und das letzte, was je einmal sein wird, ist wiederum das Licht. Das Höchste, was es gibt, und das Tiefste ist das Licht, und damit auch die Ruhe, die Sicherheit, das Wohltun, die Wärme. Im Anfang ist das Wort, und das Wort leuchtet in der Finsternis, und wenn die Finsternis es auch nicht erkennt, es ist doch da. Und wenn es auch eine Qual gibt, das Glück ist doch größer; und wenn es auch eine Sünde gibt, das Heilige ist noch mächtiger; und wenn es auch eine Hölle gibt, der Himmel ist weiter. Nicht das Leid und das Nein und die Finsternis ist das Letzte und Stärkste, sondern das Glück, das Ja, das Licht. Kann man nun etwas anderes als diesen Gott lieben, dieses unauslöschbare Licht? Kann in unseren Herzen, wenn ihnen Gott begegnet, etwas anderen aufstehen als jenes unsagbare Frohsein, das in allen lichterfüllten Geschöpfen aufsteht, wenn sie aus der Finsternis ans Licht treten? Kann etwas anderes in uns laut werden als die hinreißende Danksagung: Wir danken dir, dass du bist, Gott, unser Licht! Wir danken dir, dass du Licht bist. Wir danken dir für deine große Herrlichkeit! Das aber ist Liebe: ein Frohwerden und ein Aufatmen und ein Danksagen, wenn das geliebte Licht kommt, wenn es einfach nur da ist.

3. Endlich begegnet uns Gott als das persönliche Du. Als Persönlichkeit tritt er zu uns. Gott ist nicht eine dumpfe Kraft, nicht ein lebloses Weltgesetz. Er ist Person. Person ist die Substanz, welche die Vollkommenheit der Geistigkeit besitzt. Nach Boethius ist Person die einzeln für sich bestehende Substanz der vernünftigen Natur. Die Anwendung dieser Begriffe auf Gott kann selbstverständlich nur analogisch geschehen. Gott ist weder Natur noch Person im geschöpflichen Sinne, sondern nur im ähnlichen, aber eminenten Sinn, der alle Unvollkommenheiten ausschließt. In Gott gibt es keine Zusammensetzung von Natur und Persönlichkeit. Zwischen Gottheit und Gott besteht eine vollkommene Gleichheit. Die Gottheit ist Gott und Gott ist die Gottheit. Gott ist ein Ich. Ein Ich ist das Wunder des geistigen Fürsichseins und das Wissen um dieses Fürsichsein. Das Ich ist das Wunder, dass ein ganzes Dasein in einem einzigen Punkt zusammenströmt, der alles umschließt. Das ist auch in Gott. Das Geheimnis des Personalen, das schon unter Menschen besteht, verdichtet sich, wenn wir von dem sprechen, der die Fäden der menschlichen Geschichte knüpft und ein alles Menschenmaß überschreitendes reiches Leben lebt. Wenn wir ihn Gott heißen, so ist das nur ein Wort unserer Hilflosigkeit, auf dass wir nicht ganz von ihm schweigen müssen.

Wenn ein Ich zum anderen kommt, dann wird das Ich zum Du. Alles höhere Leben schon unter uns Menschen, alle Kultur und alles Geistesleben, aller Fortschritt und alles Wachstum der Seele ist

gegründet auf persönliche Beziehungen, auf Gemeinschaft, auf das Dusagen. So besteht auch in Gott alles göttliche Leben und Glück in einem persönlichen Zusammensein, in einem Dusagen. Auch in den möglichen Zeiträumen, in denen kein Geschöpf existiert und in denen doch Gott da ist, ist Gottes Leben und Glück ein persönliches Leben. Es findet in dem Strombett einer Zweisamkeit nicht Platz; es breitet sich aus in einem dritten Du. Gott ist ein dreifaches Ich und Drei sind in ihm, die einander Zeugnis geben, die einander ein göttliches Du sagen: der Vater, der Sohn und der Heilige Geist. Wenn dieses dreifache Du uns begegnet, wird es uns zur Erfüllung alles Dusagens, wird es uns zum Du einfachhin, zum Du, in dem alles Du und alles Ich mündet. Das Du, das wir zu Gott sprechen: Mein Gott bist du!, wird uns zum Urgebet, zum Liebeswort aller, die das Antlitz der Persönlichkeit tragen. Weil aber Gott das Licht ist, das ewige Licht, darum ist dieses göttliche Ich ein gütiges Ich, ein warmes und wohltuendes Ich. Das Du, das wir zu ihm sagen, wird zum Ausdruck allen Vertrauens. Wir können vertraulich zu ihm sein, weil wir ihm schon anvertraut sind, bevor wir um uns selbst wissen. Das aber ist Liebe. Das ist nicht bloß Urliche, sondern auch Endliche, die heimgekommene, die erwartete, die erwachsene Liebe: Vertraulichkeit ohne Vorbehalt, ein Zueinanderkommen, ohne dass etwas zurück bleibt, das ist die Liebe schlechthin, die Liebe zu Gott. Die Liebe zu Gott ist also eine Selbstverständlichkeit, weil die Liebenswürdigkeit Gottes etwas so Sieghaftes ist, das uns überwältigt. Gott kann man nur lieben, Gott darf man lieben, Gott muss man lieben. Das ist der erste und eigentliche Sinn des größten aller Gebote: Du sollst Gott lieben. Es hat zuerst den Sinn einer Erlaubnis und einer Verheißung, so wie wenn uns gesagt würde: Seid nur getrost, ihr sollt groß werden, ihr sollt glücklich sein, ihr sollt etwas Vollkommenes sein. Ihr sollt leben und überfließend leben und ewig leben, darum sollt ihr lieben.

Es ist also die Liebe zu Gott etwas Leichtes und Schweres zugleich: leicht für die Liebenden, aber schwer für den, der sie nicht hat; leicht für große Menschen, aber schwer für kleine und enge. Denn Liebe ist auch immer ein Aufstieg, also auch eine Aufgabe. Sie ist ein Nahesein, aber ein Nahesein beim Meer und beim Gebirge, ein Wohnen beim Blitz, das ist die Liebe. Darum gehört zu ihr auch ein großer Mut und eine große Tat. Sie birgt in sich auch ein Leid und ein Opfer. Blitze zucken um Sinai, den Berg der Gebote. Und aus den Blitzen heraus kommt die Stimme: Du sollst keine fremden Götter neben mir haben! Aber das erschreckt uns heute nicht. Mit strahlenden Augen schauen wir in die Blitze und antworten: Wir wollen auch keine anderen Götter neben dir haben, denn keiner ist dir gleich. Unser Gott, unseres Herzens Gott bist du und unser Anteil in Ewigkeit!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (3)

Der Name Gottes

09.07.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Dürfen wir zu Gott reden? Können wir es wagen, dem unendlichen Gott gleichsam unsere Anerkennung auszusprechen, ihn gar mit Namen anzureden? Erweisen wir ihm damit eine Ehre oder tun wir ihm eine Schmach an, wenn wir seinen Namen in den Mund nehmen, wenn wir seinen Namen über uns ausrufen? Es haben schon manche sehr aufrichtige Menschen erkannt und gesagt, dass der Mensch alles herabziehe, was in seinen Bereich tritt, dass auch die erhabensten Ideen verbogen und beinahe verlogen werden, wenn er sie in die Hand oder in den Mund nimmt. Wenn wir nun gar den Namen Gottes in den Mund nehmen! Der zweite Satz des Zehntafelgesetzes lautet: Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht vergeblich nennen. Da ist also von Gott selbst feierlich erklärt, dass der Name des Allerhöchsten in Gefahr und Verruf gebracht wird, wenn wir ihn nennen um einer eiteln und armseligen Sache willen. Aber welche Menschensache wäre groß und würdig genug, den Namen Gottes damit in Verbindung zu bringen? Es ist doch vor seiner Herrlichkeit alles Menschliche klein, vor seiner Ewigkeit alles Zeitliche gering. So kann man verstehen, dass ein ernsthafter und gewissenhafter Mensch sich überhaupt scheut, den Namen Gottes auszusprechen und nur in allerwichtigsten Dingen und aus heiliger Absicht den zu nennen wagt, für den selbst tausend Namen, die Weisheit und Liebe ersinnen können, nur ein Stammeln und Lallen sind. Dennoch berufen wir uns auf Gott, und zwar in dreifacher Weise: auf den allwissenden Gott, auf den helfenden Gott, auf den schaffenden Gott. Wir müssen uns sogar auf ihn berufen, denn es ist die einzige Berufung, die uns möglich ist. Aber dass es in einer Weise geschehe, die des großen Gottes nicht unwürdig ist, die seinen erhabenen Namen nicht herabzieht, das muss unsere Sorge sein.

1. Wir berufen uns auf den allwissenden Gott. Allbekannt ist die feierliche Zeremonie, in der ein Mensch vor der rechtmäßigen Autorität und in wichtigen Sachen sich auf den allmächtigen Gott als Zeugen beruft. „So wahr Gott mein Zeuge ist und mein Herz durchschaut. So wahr sind meine Worte.“ Eigentlich ist es etwas Furchtbares, dass die höchsten Autoritäten auf Erden in Staat und Kirche ein Recht haben, uns so zu befragen und den allwissenden Gott gleichsam als Zeugen vorzuladen. Es ist das Äußerste, was ein religiöses Gemüt ertragen kann. Vielleicht sind wir deshalb so glücklich, dass wir nie in unserem Leben in die erschreckende Notwendigkeit kommen, in ernster Stunde Gottes Namen anrufen zu müssen zur Bekräftigung unserer Aussage. Sind wir aber darum schon aller Gefahr entrückt, Gottes des Allwissenden Namen eitel zu nennen? Wir stehen doch allezeit mit unserem ganzen äußeren und inneren Leben vor seinem alles durchforschenden Auge; er weiß alles um und in uns. Ihn machen wir ununterbrochen zum Zeugen all dessen, was uns durch Kopf und Herz und Sinn geht, machen ihn zum Zeugen all des Widerspruchs, der Feigheit und Unaufrichtigkeit, all der Unzulänglichkeit und Unlauterkeit, die sich uns überall einmischt. Was muss Gott alles sehen, wenn seine Augen über die Erde hingehen! Was müssen sie sehen, wenn sie in mein eigenes Herz hineinschauen! Wir zittern vielleicht vor jener furchtbaren Stunde, wo wir dereinst vor

den Augen des ewigen Richters erscheinen werden und unser Leben vor ihm ausgebreitet sehen. Aber das geschieht doch eigentlich jeden Augenblick, immerfort ist ihm alles unterbreitet. Petrus, der Apostel, hat einst in einer sehr schweren Stunde bekannt und er hat es beinahe schluchzend getan: Herr, du weißt alles – und er konnte doch in aller Aufrichtigkeit hinzusetzen: Du weißt auch, dass ich dich liebe. Wird es uns nicht das Herz abstoßen in Scham und Schrecken, wenn wir einmal inne werden, dass wir immerfort vor dem allwissenden Gott stehen und sagen müssen: Herr, du weißt alles.

2. Wir berufen uns auf den helfenden Gott. Wir rufen ihn an als Helfer bei unseren Werken, ja wir setzen oft genug einfach voraus, dass Gott mit uns sein werde. Und hernach, wenn wir unser Werk vollendet haben, rühmen wir uns, dass Gott mit uns geschafft habe. Ja, so sollte es sein. Gott sollte mit uns sein in all unserem Tun und Lassen; wir können ja nichts Wahrhaftes und Würdiges tun ohne seine Gutheißung und seine Hilfe. Wir dürfen und sollen um seine Hilfe flehen, sollen beten: Dass du uns in deinem heiligen Dienste stärken und erhalten wollest, wir bitten dich, erhöre uns. Aber es sollte eben doch ein heiliger Dienst sein, für den wir um Gottes Hilfe rufen. Sind unsere Werke so, dass wir erwarten können, Gott werde mit uns sein? Sind sie so, dass wir dabei den Namen Gottes in den Mund nehmen, dass wir Gott in Verbindung bringen dürfen mit unseren Werken? Gott will es, sagt unser Mund, aber unser Herz oder gar unser Fleisch denkt: Ich will es. Gott will es, sagen wir, die Gerechtigkeit will es, mein Gewissen befiehlt es, meine Selbsterhaltung fordert es, meine Persönlichkeit gebietet es, meine innere Stimme, meine Freiheit verlangt es, so sagen wir. Aber in Wirklichkeit meinen wir: mein Zorn, meine Leidenschaft, meine Gekränktheit, meine Rechthaberei, meine Bequemlichkeit, meine Sinnlichkeit will es.

Wenn wir den Namen des helfenden Gottes nicht herabziehen dürfen, so können wir ihn doch über allem Großen und Schönen anrufen, das in uns ist. Und es gibt solches. Es gibt Menschen, mit denen Gott tatsächlich gewesen ist, auch heute noch. Es gibt Menschenwerke, die in Gott und mit Gott getan sind. Es gibt ein menschliches Wollen und Streben, von dem man mit Recht sagen kann: Gott will es, Gott ruft es, ja Gott braucht es. Es gibt ein Wirken und Schaffen, ein Leiden und Weinen, ein Leben und ein Sterben, an dem Gott sein Wohlgefallen hat. In unserer Welt, in unserer Zeit, in unserem Leben gibt es Werke, zu denen wir Gottes Hilfe anrufen dürfen. Ein versuchter und kämpfender Mensch darf beten: Lass mich nicht in Versuchung fallen. Jeder berufswillige Mensch darf zu seiner täglichen Arbeitsstätte gehen mit dem Morgengebet im Herzen: Lass mich dein Werk, das dir wohlgefällige Werk vollbringen. Jeder Erzieher, jeder Arzt, jeder Priester darf den Namen Gottes auf seine Lebensarbeit herabrufen: Lass mich ein Segen sein für die Menschen, die mich suchen, die auf mich vertrauen, zu denen ich gesandt bin. Alle, die in wahrhafter Liebe und gegenseitiger Sorge verbunden sind und füreinander einstehen, dürfen beten: Du bist bei uns, o Herr, und dein heiliger Name ist angerufen über uns. Verlass uns nicht, Herr, unser Gott! Endlich alle, die ihr Leben erfüllt haben, die den guten Kampf gekämpft und den Glauben bewahrt haben, dürfen sich zum Sterben rüsten mit der zuversichtlichen Bitte: Bleibe bei uns, o Herr, denn es will Abend werden. Ja, es gibt sogar Menschen, denen Gott nicht nur hilft, sondern die er geradezu braucht, die er ruft, die ihm einen Dienst leisten. Es gibt Menschen, die eine Lebensführung und eine Lebensarbeit vollbringen, die selbst in Gottes Augen nicht gleichgültig ist, denen Gott selbst einmal danken wird: Du guter und getreuer Knecht! Alles, was du getan hast, und wäre es auch für die Kleinsten und Ärmsten, das hast du mir getan!

3. Gott hat uns geschaffen. Wir sind die Gebilde seiner Hand. Wir gehören ihm, wie ein Kunstwerk dem Künstler gehört. Sein Name ist über uns angerufen, seine Banner wehen über uns. So fällt es also auch auf ihn zurück, wie wir sind und wie wir werden. Wenn man die Menschen ansieht, dann muss man sagen: Seht, so ist das Volk Gottes, so sind die Geschöpfe Gottes, so sind die Gläubigen Gottes, so sind die Erlösten Gottes. Die Schlussfolgerung könnte dann lauten: So ist also auch Gott, ihr Schöpfer und Herr, Gott, der sie in seinen Gedanken trug und der sie in die Wirklichkeit setzte. Wenn wir das hören, sollten wir da nicht schambedeckt uns auf die Erde werfen und weinen vor ihm und ausrufen: Nein! Nein! So bist du nicht, unser Herr und Erschaffer! So bist du nicht, unser Heiland und Erlöser, wie wir sind! Das darf man dir nicht nachsagen. Nicht gelästert, sondern geheiligt werde dein Name! Dies ist eine der schwersten und schrecklichsten Fragen, die es gibt: Gott hat uns zu seiner Ehre, das heißt als Ausdruck seiner göttlichen Herrlichkeit und Größe, als Ausdruck seiner Gedanken

und seiner Liebe geschaffen. Aber gereichen die Menschen auch wirklich Gott zur Ehre? Kann er Ehre mit ihnen einlegen? Muss man den Vater im Himmel preisen, wenn man seine Kinder sieht? Muss man dem Heiland danken, wenn man seine Erlösten sieht? Muss man an die Kirche glauben, wenn man die Katholiken sieht? Muss man die Religion anziehend finden, wenn man die Frommen sieht? Woher das Böse in der Welt? Und wie muss man denken, damit es nicht auf Gott zurückfällt? Das muss jeder einzelne für sich bewältigen: keinen Schatten fallen zu lassen auf seinen Gott und Herrn. Jeder strebe und Sorge dafür, so zu sein und zu werden, so zu leben in jeder Stunde, dass die Menschen, die ihn sehen, den himmlischen Vater preisen und dem Gott danken, der ihn geschaffen hat. Geschöpfe Gottes, also Knechte und Mägde Gottes sind wir. Wenn wir ihm Unehre machen, fällt sie auf Gott zurück. Kinder Gottes und das Volk Gottes sind wir. Auf unseren Vater und Herrn soll kein Schatten fallen; Gottes Name soll keinen Schimpf und keine Lästerung erfahren.

Wie ist es denn nun wirklich? Sind die Menschen zur Ehre Gottes geraten und wird sein Name um ihretwillen gebenedeit? Wie es um die große dunkle Masse der Menschheit stehen mag, das wissen wir nicht. Sie ist wohl noch im Stande der Unmündigkeit, und man muss es bebend zugeben, dass Zahllose irre werden an Gott, wenn sie die Menschenmasse betrachten, erfahren und erleben. Aber einzelne, der eine und der andere, ja Tausende sind doch schon wach, sind doch schon reif und gottähnlich geworden. An ihnen kann man sehen, nicht was die Menschheit im allgemeinen ist, sondern was ein Mensch werden und leisten kann, was in unseren Seelen steckt, was an göttlicher Größe und Schönheit in uns angelegt ist. Es hat doch Menschen gegeben, um derentwillen man sich freuen konnte, dass es einen Schöpfer gibt. Und immer wieder gibt es solche Menschen, um derentwillen wir an den Himmel glauben und den Herrgott preisen. In jedem Jahr stehen wir in den Weihnachtstagen an der Krippe des Gotteskindes. Gott selbst ist es, der ein Mensch geworden ist. Das ist viel mehr, als wir erwarten konnten. Wenn Gott es möglich und erträglich fand, ein Menschenkind zu werden, dann muss er es doch erst recht möglich und erträglich gefunden haben, Menschen zu erschaffen. Dann muss es möglich sein, aus den Menschen etwas zu machen, an die Menschen zu glauben, für die Menschen etwas zu hoffen, ja, es muss möglich sein, die Menschen zu lieben. Als Gott den Menschen erschuf, da hat er seinen Namen an ihn gehängt, und das kann nicht vergeblich gewesen sein. Es kann nicht sein, dass Gott seinen eigenen Namen vergeblich nannte, als er den Menschen erschuf.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (4)

Evolution ohne Gott?

16.07.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Theorie der Evolution behauptet die allmähliche Höherentwicklung aller Pflanzen und Tiere sowie die Abstammung heute lebender Arten von erdgeschichtlich älteren, anderen Arten. Sie wird häufig unbedenklich mit Charles Robert Darwin in Verbindung gebracht, stammt jedoch keineswegs von ihm. Bereits anderthalbtausend Jahre vor ihm verstanden Kirchenlehrer wie Chrysostomus, Basilius und Augustinus den Schöpfungsbericht des Alten Testaments (Gen 1 und 2) dahin, Gott habe der Erde, dem Wasser und der Luft den „Auftrag“ gegeben, Leben hervorzubringen: „Die Erde bringe lebende Wesen aller Art hervor: Vieh, Gewürm und Wild des Feldes, jedes nach seiner Art“ (Gen 1,24). Heute würden wir sagen: Der Schöpfer gab der Erde, der Materie die Information, nach seinem Willen und Plan mit-schöpferisch zu werden. So entfalteten und entwickelten sich seine Geschöpfe in einer fortgesetzten, immer noch fortdauernden Schöpfung. Die Bibel ist ein Lehrbuch der Heilsgeschichte, nicht der Erd- und Lebensgeschichte. Eine (mögliche) allmähliche Höherentwicklung der Pflanzen und Tiere im Verlauf der langen Erdgeschichte lässt sich problemlos mit unserem Glauben vereinbaren. Das gilt jedoch nicht für den Versuch Darwins, diese Evolution ausschließlich durch sinn- und planloses Zufallsgeschehen erklären zu wollen.

Darwins Theorie ist keineswegs ein wissenschaftlich gesichertes Ergebnis. Sie hat vielmehr erhebliche Schwächen. Bedeutende Gelehrte von Breslau bis Saarbrücken halten sie für irrig. Mit Hilfe von Computern lässt sich heute problemlos exakt ausrechnen, wie unwahrscheinlich das rein zufällige Zustandekommen auch nur eines einzigen funktionsfähigen Organs, etwa eines Auges, nach den Gesetzen der Mathematik wäre. Und der lebendige Organismus setzt sich ja jeweils aus einer Vielzahl solcher Organe zusammen. Das aber potenziert die erwähnte Unwahrscheinlichkeit abermals, so dass sich recht bald gar keine Zahlenbegriffe finden lassen, unter denen wir uns noch etwas vorstellen können. Damit hört die Wissenschaft auf und es beginnt die Phantasie. Die Darwinsche Zufallstheorie setzt weit mehr Glauben voraus als das, was gebildete Christen glauben. Darwin selbst gestand einmal, beim Anblick eines Auges überfalle ihn „geradezu ein Fieber“. Denn wie sollte all das, was unerlässlich erfüllt sein muss, damit ein zum Sehen taugliches Auge entsteht, durch planloses Zusammentreffen sinnloser Zufallsereignisse (Mutationen) erklärt werden können? Es gibt auf der ganzen, ca. zwei Quadratmeter messenden Fläche unserer Körperhaut nur zwei Stellen, an denen sie glasklar durchsichtig ist. Und diese Hornhäute sitzen ausgerechnet jeweils vor einer Pupille, dem Sehloch eines Auges. Ebenso „zufällig“ müsste hinter jeder Pupille eine Sammellinse so aufgehängt sein, dass sie sich unter dem Einfluss bestimmter Muskeln abflachen oder krümmen kann, je nachdem, ob der Gegenstand, den das Auge betrachtet, weiter entfernt oder nahe ist. Ganz „zufällig“ ist aber auch noch eine Blende (die Iris) exakt zwischen Pupille und Linse geschaltet, obwohl doch an falscher Stelle hinter der Linse im „Glaskörper“ weit mehr Platz dafür zur Verfügung stünde. Wiederum genau in der richtigen, der einzig passenden Entfernung zur Linse befindet sich „zufällig“

die Netzhaut mit den Lichtsinneszellen als Projektionsfläche für das Bild, das diese Linse entwirft. Wovon Darwin zu seiner Zeit freilich noch gar nichts wissen konnte: Die Nervenschaltungen in dieser Netzhaut sind viel komplizierter als selbst im modernsten Computer. Sie „verschlüsseln“ die Signale der Sinneszellen und leiten sie durch den Sehnerven in die entsprechenden Sehzentren des Gehirns. Allein das genügt bei weitem, um die absolute Aussichtslosigkeit einer reinen Zufallsentwicklung überzeugend aufzuzeigen. Ganz abgesehen davon, dass damit lediglich ein verschwindend geringer Teil des Gesamtkomplexes berücksichtigt wurde. Was sich alles an hochkomplizierten Reaktionen anschließend im Gehirn abspielt, ist immer noch weitgehend unbekannt. „Zufall – das ist ein Wort ohne Bedeutung“ (David Hume).

Der Versuch, die Höherentwicklung der Lebewesen aus einfacheren Formen allein durch sinnlose Zufallsmutationen und Selektion rein materialistisch erklären zu wollen, widerlegt sich selbst. Für den Evolutionismus ist es der „Kampf ums Dasein“, der angeblich die „Ordnung schaffende“ Macht darstellt; vermeintlich liest er im Chaos der sinnlosen Zufallsmutationen die „Tüchtigen“ aus und lässt sie überleben. Hier wird der Darwinismus zirkelschlüssig, d.h. er setzt das, was zu beweisen ist, voraus. Er behauptet, der Tüchtige überlebe im Daseinskampf. Dann stellt er fest, dass der Überlebende tüchtig sei. Die Selektion des Tüchtigsten und sein Überleben im Kampf ums Dasein ist also ein Zirkelschluss. Die Überlebenden sind die besser Angepassten, folglich haben die besser Angepassten überlebt.

Zweifellos unterliegt die gesamte Evolution den Naturgesetzen und wird von ihnen gesteuert. Aber eine aus der Materie hervorgehende, ihr innewohnende, von ihr geschaffene Naturgesetzlichkeit gibt es nicht. Viel mehr noch als die komplexesten Dinge und Organe verlangen allgemeine, sinnvolle Gesetzmäßigkeiten nach einer adäquaten Ursache für ihre Existenz. Die tiefgründige Intelligibilität der Natur konnte nicht durch die Evolution verursacht worden sein, weil sie jeder biologischen Evolution vorausgeht. Gesetze können nicht etwas verursachen und daher auch nicht an die Stelle Gottes treten. Gesetze sind keine Ursache. Vielmehr verfährt die Ursache nach Gesetzen. Gesetze gehen logisch dem ursächlichen Geschehen voraus.

Die materialistisch orientierte Biologie erkennt außer den bekannten Gesetzen der Physik und der Chemie, wie sie in der unbelebten Natur wirken, keine weiteren Ursachen auch für die Erscheinungen des Lebendigen (im Reich der Pflanzen und Tiere) an. Wie aber sollen sinnvolle Verhaltensweisen durch rein materielle Reaktionen erklärt werden können? Im Laufe der Evolutionsgeschichte sind Milliarden höchst sinnvoller, überaus intelligenter Problemlösungen, Neu- und Weiterentwicklungen von einzelnen Organen und kompletten neuen Lebewesen zustande gekommen. Die schlichte Behauptung, allein die Tatsache, dass etwas zweckmäßig nützlich, sinnvoll oder notwendig ist, habe sich mit Hilfe des Selektionsdrucks irgendwann auch tatsächlich ganz von selbst entwickelt, ist dem gesunden Menschenverstand nicht zu vermitteln. Ein blindes, geistloses, des Erkennens unfähiges Etwas ist metaphysisch unfähig, wahrzunehmen, ob irgendetwas – und was hier und jetzt konkret – sinnvoll, nützlich oder notwendig ist. Geschweige denn ist es in der Lage, eine vernünftige Lösung für das entsprechende Problem zu finden und dann in vielen aufeinander abgestimmten Schritten die Realisierung dieser Problemlösung zu entwickeln und zu konstruieren.

Leben ist allein aus den Gesetzen der Materie, der Physik und Chemie, nicht zu verstehen oder gar zu erklären. Neben Materie und Energie spielt ein dritter, selbständiger Faktor die entscheidende Rolle: die Information. Ohne Information (Plan) bildet sich aus Materie ausschließlich unter dem Einfluss von Energie auch nicht das einfachste Lebewesen. Diese unerlässliche Information, der genaue Plan zum Selbstaufbau eines neuen Organismus ist schon im Kern einer befruchteten Eizelle vollständig enthalten (Erbsubstanz, Genom). Aus einer Art Geheimschrift oder Code aus ganz spezifischen Folgen von chemischen „Buchstaben“, Abschnitten des langen Kettenmoleküls der Erbsubstanz DNS (Desoxiribonucleinsäure), baut sich der Organismus auf. Darwin war es, der dieses Problem scheinbar löste. Durch rein zufällig in der Erbsubstanz auftretende ungerichtete, willkürliche Veränderungen – wir nennen sie heute Mutationen – und deren Behauptung im Kampf ums Dasein, wenn sie zufällig vorteilhaft für das Überleben sein sollten, habe, so sagt Darwin, eine ganz allmähliche stete Aufwärtsentwicklung stattgefunden. Mutationen dagegen, die sich als nachteilig für die Erhaltung der Art im Kampf ums Dasein und somit schädlich erweisen, werden durch die natürliche

Auslese (Selektion) recht bald ausgemerzt. So führe die Evolution ständig weiter nach oben zu stets vollkommeneren Lebewesen und Verhaltensweisen. Diese Ausführungen haben einen entscheidenden Fehler. Komplexe Verhaltensweisen funktionieren erst, und bedingen damit möglicherweise einen Auslesevorteil, wenn sie fertig, also vollkommen sind. Sie summieren sich nach Darwin aber schrittweise über unvollkommene, also nicht funktionsfähige Vorstufen in langen Evolutionsräumen als einzelne Mutationsschritte. Die (angenommenen, vermuteten oder behaupteten) Zwischenstadien sind Wesen mit einer ständig wachsenden Last funktionsunfähiger, vollkommen unnützer Organe. Sie müssen deutliche Überlebensnachteile gehabt haben gegenüber ihren bisherigen Artgenossen. Sie mussten negativ auffallen. Nach Darwins eigener Lehre müssen daher alle unvollkommenen Vorstadien der unerbittlichen Selektion zum Opfer fallen. Sie hätten also nicht die geringste Chance sich jemals weiter, gar höher zu entwickeln. Es ist unvorstellbar, wie halfertige Entwicklungsvorstufen hätten überleben können. Die Auslese lässt es zwangsläufig gar nicht erst zu einer allmählichen Summierung günstiger Merkmale kommen.

Gänzlich versagt der Darwinismus bei seiner versuchten Erklärung der Stammesentwicklung, also des angeblichen Übergangs von Fischen zu Amphibien usw. bis zum Menschen. Er erklärt ihn durch Anpassung. Die Stammesentwicklung besteht aber gar nicht in der Ausbildung von Anpassungen, sondern in der Schaffung ganz neuer Organisationstypen. So ist schon die Grundfrage im Darwinismus falsch gestellt. Die Verschiedenheiten in der Tier- und Pflanzenwelt beruhen größtenteils überhaupt nicht auf Anpassungen. Das gilt besonders für die Unterschiede der großen Gruppen des Systems voneinander, wie der Einzeller, der Würme, der Gliedertiere, der Wirbellosen, der Wirbeltiere usw. Sie sind plötzlich da, ohne Zwischenform, und wir wissen bis heute nicht, wie die Veränderung der Formen, der Bautypen zustande gekommen ist. Und gerade diese großen Gruppen deuten uns die eigentlichen fortschreitenden Stufen der Stammesentwicklung an. (Die Bildung der einzelnen Arten und Rassen innerhalb der größeren Gruppen, die manchmal mit besonderen Anpassungen in Zusammenhang stehen kann, ist gewissermaßen nur ein leichtes Gekräusel auf dem mächtigen Wogenschlag der Stammesentwicklung.) So müssen also gerade die Hauptstufen der Phylogenese durch den Darwinismus unerklärbar bleiben. Aber auch für kleinere Umbildungsschritte versagt zum mindesten häufig sein Gedankengang, da er im Widerspruch zu den Tatsachen steht. Nach darwinistischer Anschauung war die fünfzehige Urform des Pferdes ein Tier, das in sumpfigem Gelände lebte. Beim Schwinden des Sumpfes erfolgte der Übergang zum Leben in der Steppe und in Anpassung an die Erfordernisse dieser Umgebung wurde dann die einzehige Form des Pferdes herangezüchtet. Nun hat aber die Paläontologie eindeutig nachgewiesen, dass die Entwicklung des Pferdes durchaus unabhängig von der Umwelt vor sich gegangen ist. Sie hat sich überhaupt nicht durch Übergang zum Steppenleben vollzogen, sondern war schon vollendet, als das Urpferd die Steppe zu seiner Heimat machte. Dieses Beispiel zeigt das Versagen des Darwinismus auch dort, wo Anpassung scheinbar das Ausschlaggebende ist.

Es darf bei der Beurteilung des Darwinismus nicht vergessen werden, dass es unangepasste Organismen überhaupt nicht gibt. Alle Lebewesen haben in ihrer Erbsubstanz eine angeborene Gebrauchsanweisung für ihr Leben, die sie fehlerlos lenkt. Auch besteht der Unterschied der niederen und der höheren Formen nicht darin, dass letztere besser angepasst und für den Kampf ums Dasein besser gerüstet sind als erstere. Jede Amöbe ist für die ihr zukommende Umwelt ebenso vollkommen angepasst und ausgerüstet wie das Säugetier in seiner Weise für seine Umwelt und seine Lebensweise. So kann eben auch die Auslese von „verbesserten“ Anpassungen gar nicht zur Phylogenese (Stammesgeschichte) führen.

Auch von anderen Gesichtspunkten her ist die Zuchtwahl im Kampf ums Dasein als alleiniges Mittel der Stammesentwicklung unhaltbar. Vor allem wird das, was erklärt werden soll, schon als gegeben vorausgesetzt. Die „Erklärung“ ist also nur eine Scheinerklärung. Denn nur das kann ausgelesen werden, was schon vorhanden ist. Wird also eine neue Gestaltung als vorteilhaft ausgelesen, so muss sie ja schon da sein. Das Problem besteht darin, zu wissen, wodurch und woher die Neubildung überhaupt erst einmal entsteht. Dieses eigentliche Problem lässt der Darwinismus einfach beiseite. Er verwechselt Vorkommen mit Zustandekommen.

Zweitens haben kleine Abweichungen meist gar keinen Selektionswert, d.h. sie nützen weder noch schaden sie dem behaftenden Individuum. Die natürliche Zuchtwahl erklärt nur Abwandlungen bereits bestehender Organe; ihre Entstehung erklärt sie nicht. Unerklärt bleiben alle Eigentümlichkeiten, die keinen Selektionswert haben.

Drittens fehlen die vom Darwinismus vorausgesetzten Übergänge zwischen den einzelnen phylogenetischen Stufen. Die früher beliebte Ausrede, die Kenntnis der Fossilien sei eben zu lückenhaft, ist heute nicht mehr stichhaltig. Wir kennen heute alle geologischen Schichten und Fossilien. Es wurde noch nicht eine echte Zwischenform zwischen Tierstämmen gefunden.

Viertens gibt es Eigentümlichkeiten genug, die geradezu als nachteilig angesprochen werden können und doch im Laufe der Artbildung entstanden sind. Fünftens ist es ein Umding aus der Häufung kleinster Sonderabänderungen das Entstehen eines anderen Typus mit völlig anderem Bauplan erklären zu wollen.

Alle diese Einwände (und weitere) sind überflüssig, weil der Darwinismus an dem eigentlichen phylogenetischen (stammesgeschichtlichen) Problem, dem Entstehen der Organisationstypen, einfach vorbeisieht und dafür die Frage des Erhaltenbleibens unterschiebt. Dabei schreibt er dem Zufall die Hauptrolle zu. Kein Mensch denkt daran, dass durch zufälliges Zusammenwürfeln von Eigenstücken ein Automobil entstehen könne. Aber dass ein Organismus durch zufälliges Zusammentreffen von allerlei Umständen seine spezifische Ausgestaltung (gegen die ein Auto geradezu lächerlich einfach ist) erhalten habe, scheint dem Darwinisten keine unmögliche Zumutung an das Denkvermögen zu sein.

Die Deszendenzlehre war ursprünglich der Versuch, die Evolution von Pflanzen und Tieren zu erklären. Darwin tat dies rein materialistisch. Er ersetzte die Teleologie durch Kausalität. Nicht Darwin, aber seine Anhänger haben die Entwicklungstheorie zur Weltanschauung gemacht. Sie haben sie gebraucht und missbraucht, um den Schöpfergott vermeintlich überflüssig zu machen. Vor allem der Jenaer Biologe Ernst Haeckel benutzte die darwinistische Entwicklungslehre zum Kampf gegen den Glauben an einen persönlichen Gott. Er hat zahlreiche Gefolgsleute gefunden bis zum heutigen Tag wie beispielsweise den Verhaltensforscher Konrad Lorenz und den Zoologen Ernst Mayr. Wir Gläubigen brauchen uns davon nicht beunruhigen zu lassen. Was an der Evolutionstheorie berechtigt ist, stößt sich in keiner Weise mit dem Glauben an den Schöpfergott. Unser Gott ist groß, allmächtig und allwissend. Dass er einen Prozess des Voranschreitens in seine Schöpfung eingebaut hat, wie heute allgemein angenommen wird, verrät seine unendliche Überlegenheit über alles menschliche Denken und Schaffen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (5)

Die Heiligung des Sonntags

23.07.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am Sinai gab Gott dem Volk Israel den strengen Befehl, einen bestimmten Wochentag, den siebenten, den Sabbat, heilig zu halten, ihn durch Enthaltung von werktäglicher Arbeit und durch Gebet Gott zu weihen. Dieses Gebot war zwar ein Gebot Gottes, aber in seinem Umfang und in seiner Geltung begrenzt auf das Volk Israel und auf die Dauer sowie Vorbereitung bis zur Fülle der Zeiten. Als diese Zeitenfülle gekommen war, erlosch das Sabbatgebote ohne weiteres. Aber es wurde durch ein anderes ersetzt. Die Kirche anerkannte den altchristlichen Brauch, den ersten Tag der Woche, den Sonntag, den Tag der Auferstehung des Herrn, in besonderer Weise Gott zu weihen und erhob diesen frommen Brauch zu einem allgemeinen, für alle Glieder der Kirche geltenden Gebot, dem Gebot der Sonntagsheiligung durch Enthaltung von knechtlicher Arbeit und durch Teilnahme an dem Gottesdienst des Christentums, an der eucharistischen Opferfeier. Auch dieses Gebot ist also eine zeitgeschichtliche Gesetzgebung und überdies nicht unmittelbares Gottesgebot, sondern ein Kirchengesetz.

Aber diese beiden gesetzgeberischen Akte, die Sabbathheiligung im Mosaischen Gesetz und die Sonntagsheiligung im christlichen Kirchengesetz, wären nicht in solcher Strenge möglich gewesen und wären nicht zu solcher religiösen Bedeutung gekommen, wenn ihnen nicht ein Urgebot und Naturgebot Gottes zugrundeläge. Dieses Gebot besteht schon in der Naturanlage der geistbegabten Geschöpfe. Es tut sich in der Stimme unseres natürlichen Wesens und unseres natürlichen Gewissens kund. Es ist die Notwendigkeit, dass bestimmte Zeiten in regelmäßiger Wiederkehr herausgehoben sein sollen aus dem eintönigen Ablauf unserer irdischen Tage, dass es Zeiten geben muss, in denen wir regelmäßig unseren Geist erheben zu der Wirklichkeit Gottes; in denen wir unser Herz zurückrufen zu den letzten Quellen unseres Lebens und Schaffens; in denen wir uns sammeln in die innere Welt der Selbstbesinnung und der Gottesgemeinschaft. Diese regelmäßig wiederkehrenden Zeiten der Sammlung und der Anbetung sollen festliche Zeiten sein. Das heißt: Zeiten der Erneuerung unseres ganzen Lebens, Zeiten der geistigen Kräftigung, Zeiten der Schönheit und der Freude, der Erhebung und der Gemeinschaft. Die Gemeinschaft, die Kirche, hat mit freiem, ihr von Gott verliehenen Recht den ersten Wochentag zum gesetzlichen Tag des Gottesdienstes und der Arbeitsruhe erhoben. So erfüllen wir einzelne tatsächlich den Willen Gottes, ja ein Urgebot Gottes, wenn wir diesen Tag im Sinne der Kirche begehren.

Gott hat bestimmte, regelmäßig wiederkehrende Zeiten sich vorbehalten. Diese Tatsache ist religiös von hoher Bedeutung. Wir sollen an bestimmten Tagen unsere irdischen Geschäfte liegen lassen. Wir sollen unsere Augen und Herzen zu ihm erheben in geistiger Sammlung und in liebender Gemeinschaft mit ihm. Gott und seine Welt, die Welt des Geistes und der Gnade, wollen an diesen Tagen uns näher sein als an anderen Tagen; Gott will sich treffen lassen an diesen Tagen. Der Sonntag ist ausgezeichnet durch eine Verabredung, die Gott mit uns getroffen hat. Am Sonntag sollen wir ihn leichter finden als sonst, weil er uns da entgegenkommen will, mächtiger, leuchtender, wirksamer und

lieblicher als an anderen Tagen. Die Vernachlässigung der Sonntagsheiligung ist also ein Versäumnis göttlicher Verabredung. Man versäumt die Stunden, da wir ihm begegnen könnten. So lehrt denn auch die Erfahrung, dass eine dauernde und leichtfertige Vernachlässigung des Sonntagsgebotes zu einem schnellen Sinken des religiösen Lebens überhaupt führt, dass der Mensch seinem Gott gleichsam entgleitet, dass alle höheren Stimmen in seinem Innern immer mehr zum Schweigen kommen. Gott beginnt zu verstummen vor einem Menschen, der sich am festgesetzten Tage nicht einfindet, ihn zu vernehmen. Gott wird einer Seele fremd, die nicht zur Stelle ist, wenn Gott vorbeikommt, sie zu segnen. Damit verbunden ist regelmäßig auch ein Absinken des sittlichen Niveaus. Wer Gott nicht mehr begegnet, vergisst auch seine Gebote. Ein Hofherr meinte einmal gegenüber dem französischen König Ludwig XVI., man könne am Sonntag den Besuch der Messe ruhig unterlassen, denn das Sonntagsgebot der Kirche sei nur ein Gebot von Menschen. Der König erwiderte: „Ich habe noch nie gesehen, dass einer, der sich über die Gebote der Kirche hinwegsetzte, die Gebote Gottes heiliggehalten hätte.“ Und nicht nur das! Auch die im Leben auf die Glocken der Kirche nicht gehört haben, werden die Posaunen des Gerichtes nicht überhören.

Diese Gottestat, mit der eine bestimmte Zeit herausgehoben wird, ist nur ein Fall eines allgemeinen Gesetzes. Wie es begnadete Zeiten gibt, so gibt es auch begnadete Orte, Dinge und Einrichtungen, Veranstaltungen und Verrichtungen, die Gott zu Trägern seiner besonderen Nähe und Hilfe gemacht hat. Die Kirche ist eine solche weltumspannende Einrichtung, in der Gott den Menschen näherkommt als sonstwo. Innerhalb der Kirche sind es besondere sinnenfällige Zeichen, die sieben Sakramente, die Gott herausgehoben hat aus den übrigen Geschöpfen. Auch Räume, die gottesdienstlichen Gebäude sind ausgezeichnet durch eine besondere Nähe Gottes, durch eine besondere Wirksamkeit seiner Gnade. Erst recht die Wallfahrtsorte, zu denen die Gläubigen strömen, um Gott ihre Bitten und ihren Dank darzubringen. Gott will uns nahekomen, auch in unserem irdischen Alltag, in unserem körperlichen Tun, in unserem leiblichen Leben. Gott will aufsteigen auf alle Hügel und alle Höhen, die über den Niederungen des irdischen Seins und Geschehens aufragen. Es wäre vermessenliche Eigenwilligkeit, wenn ein Mensch sagen wollte: Ich verkehre mit meinem Gott ausschließlich in der Unsichtbarkeit meines privaten Lebens, in der Stille meines Herzens. Wenn Gott uns in sichtbaren Veranstaltungen, in der Gemeinschaft vieler Menschen, in der Reihenfolge besonders ausgezeichneter Tage und in einer Ordnung sinnenfälliger sakramentaler Zeichen nahekomen will, dann können wir nichts anderes tun als unsere freudige Bereitschaft erklären und betätigen. Wir müssen hingehen, wohin zu kommen er geruht. Das ist der Sonntag: Der den Menschen über sich hinaushebt. Der ihn in das Unendliche taucht. Der ihn mit dem Göttlichen verbindet. Der das Tal dieser Welt in den Farbenglanz der Überwelt stellt. Das ist der Sonntag. Jeder Christ, ja jeder Mensch hat seine besondere Tauglichkeit und Dienstbarkeit in dem großen Prozess des Sichtbarwerdens Gottes. Von unserem ganzen Leben sollte man sagen können: Das war ein Sonntag, ein Sonntag Gottes, ein Tag des Herrn. Selbst von unserem bürgerlichen Leben und unseren Arbeitstagen sollte man sagen können: Auch das ist ein Tag, den der Herr gemacht hat.

Die Kirche hat als einen wesentlichen Bestandteil unserer Sonntagsheiligung die eucharistische Opferfeier bestimmt. Es ist ein strenges Kirchengebot, dass wir die Sonn- und Feiertage nicht nur durch Enthaltung von der Erwerbsarbeit und durch Pflege des religiösen Lebens, sondern auch durch die Beteiligung an der Kultfeier der heiligen Messe begehen. Diese Feier ist nichts anderes als die Opfertat Christi selbst, die erneute Darstellung und Vergegenwärtigung seines Lebensopfers. Die Messfeier ist die Repräsentation jener Großtat, mit der Gottes menschgewordener Sohn vor den Vater tritt und sich und die ihm verbundenen Menschen darbringt in die Hände Gottes. Diese Tat des Gehorsams und der Liebe steht im Mittelpunkt alles Weltgeschehens; sie ist die eigentliche weltgeschichtliche Tat; sie ist die Heimkehr der Welt zu Gott. Indem wir uns mit dieser Tat vereinigen, uns an diesem Weg zu Gott beteiligen, im Gefolge Jesu zum Vater gehen, gewinnen wir Anschluss an den göttlichen Grund, an die Quelle allen Heils und aller Ewigkeit. In dieser gottesdienstlichen Feierstunde wird eine Brücke gebaut, auf der Gott heraustritt in unsere irdische Nähe und auf der wir hineingehen in seine lebendigmachende Nähe. Da erfüllt sich die Sonntags-Verabredung, die Gott mit uns traf, auf die vollkommenste Weise. Er kommt zu uns in seinem menschgewordenen Sohn, der auf dem Altare gegenwärtig wird. Und wir kommen zu ihm in diesem gottgehörigen Menschen, der vom

Altare aufsteigt zum Vater und uns im Kelche seines Blutes mitnimmt, damit auch wir seien, wo er ist. So stehen die Sonn- und Feiertage in unserer Welt als leuchtende Wegzeichen. Wir erkennen die große Strömung, die aus dem Inneren Gottes kommt, uns ergreift und dann wieder zurückstürmt zu Gott, um uns mit sich hineinzutragen in das Herz Gottes. Dessen sind die Sonn- und Festtage ein Symbol und ein Gleichnis. Und wenn ein christliches Volk sie einmal abschaffen wollte, die Tage des Herrn, dann wäre das ein Zeichen kommenden Untergangs, ein Zeichen, dass es sich ausschalten will aus dem belebenden Strom göttlicher Nähe. Und wer an diesem Lebensstrom keinen Anteil mehr hat, der muss sterben. Seine Seele muss sterben, den ewigen Tod des Geistes muss sie sterben und damit auch den Tod aller Freiheit, Schönheit und Liebe.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (6)

Gott allein dienen

30.07.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wer vor Gott hintritt, Gott nahekommt, der nimmt damit das größte Schicksal auf sich, das es gibt, und die gewaltigste Verantwortung; der hat damit das Leben mit Gott und mit allen seinen Geschöpfen auf sich genommen; der ist nicht mehr allein, nicht mehr ganz eigenmächtig, nicht mehr sich selbst überlassen, der ist in eine Gemeinschaft hineingestellt. Wahres Leben, vollkommenes Leben, seliges Leben ist ein Zusammensein, ist Gemeinschaft. Eigenleben, isoliertes Leben, Ichleben ist gar kein Leben, ist Tod. Die Gemeinschaft mit Gott, ihre Formen und ihre Folgen sind angedeutet in den drei ersten Sätzen der Zehn Gebote, die im mosaischen Gesetz dem Volk Israel gegeben wurden. Vom Zusammensein mit den Menschen ist in den übrigen sieben Sätzen der beiden Tafeln die Rede. Das Zehngebotegesetz, der Dekalog, galt rein formell, als mosaisches Gesetz, nur für Israel, und gilt als solches heute unter der Herrschaft des christlichen Gesetzes überhaupt nicht mehr. Aber inhaltlich sind seine Sätze Formulierungen für jene unvergänglichen Urgebote, für die sittlichen Naturgesetze, die aus dem Zusammensein mit Gott für alle Zeiten und für alle Menschen sich ergeben. Der erste Satz des Dekalogs ist gegeben in dem einen Wort: Du sollst keine fremden Götter neben mir haben. Also keinen Götzendienst! Kann das auch noch für uns einen Sinn haben? Freilich die armseligen Versuche von kindlich gebliebenen oder schon wieder entarteten Völkern, die ein geschnitztes Bild anbeten, machen wir nicht mehr. Aber sind wir schon über die Gefahr jeder Götzendienerei hinausgewachsen und lebendig inne geworden, dass Gott nur einer ist? Und dass über den unendlichen Gott hinaus nichts mehr ist, dass gegen ihn nichts anderes gilt? Dass der heilige Gott vor nichts, vor gar nichts zurückgestellt, zurückgesetzt werden darf, auch nicht vor unseren Wünschen, Neigungen und Leidenschaften, auch nicht vor unserer eigenen Größe und nicht vor unserem Geld oder Geschäft oder Glück, ja nicht einmal vor unserem eigenen Ich? Wir heutigen Menschen könnten von der Einzigkeit und Unvergleichlichkeit Gottes mehr überzeugt sein als der arme Wüstenstamm, der am Fuße des Sinai lagerte. Heute könnte man überall, wo man den Gloriagesang der katholischen Messfeier singt, auch aus tiefster Lebenserfahrung in das Schlusswort dieses Gloria einstimmen: Du allein bist der Heilige, du allein bist der Herr, du allein bist der Höchste.

1. Du allein, o Gott, bist der Heilige. Das heißt: Du allein bist vollkommen; in dir allein ist keine Unzulänglichkeit und Schwäche; zu dir allein kann man aufblicken, ohne irre zu werden; dich allein kann man verehren, ohne getäuscht zu sein. Du allein strahlst ohne Trübung und Betrübnis. Wenn es je eine bis auf den Grund reichende allgemeine Welterkenntnis gab, dann ist es die moderne Sicht vom Unzulänglichsein aller Welt Dinge, vom Schwanken alles Bestehenden, vom Beschattetsein aller irdischen Lichter. Ein Fortschritt in der Erforschung und Kenntnis ist unzweifelhaft: Alles Menschliche ist auch irgendwo allzu menschlich, alle unsere Tugenden sind von Untugenden begleitet, getrübt, ja sogar noch getragen. Auch in unseren besten Menschen ist noch etwas zu ertragen, etwas zu verzeihen, etwas zum Erbarmen. Ja, auch im eigenen Ich gibt es das noch. Ich möchte den aufrichtigen

Menschen sehen, der in allem Ernst mit sich selbst zufrieden sein könnte. Aber irgendwo und in einem letzten Grunde muss doch das Licht rein und die Tugend wahr und die Güte vollkommen sein. Denn sonst gäbe es ja überhaupt kein Licht und keine Güte. So steigen wir über alle Engel und Heiligen hinauf zu ihm, der selbst die Güte ist, in dem nur Licht und keine Finsternis ist. Zu ihm sagen wir: Du allein bist heilig. Nichtse sind wir, wenn wir nicht mehr vor ihm auf dem Angesicht liegen. Blind sind wir, wenn wir nicht mehr zu ihm aufschauen. Taub sind wir, wenn wir nicht mehr ihn hören. Sinnlos sind wir, wenn wir ihn vergessen. Was haben wir also im Himmel und was könnten wir begehren auf Erden außer ihm, dem heiligen und heiligmachenden Gott! Im Urlaub stieß sich ein Gast daran, dass ein altes Mütterlein immer wieder den Rosenkranz betete. „Liebe Frau“, meinte er, „das können Sie sich ruhig schenken; der Herrgott braucht Ihr Beten nicht.“ „Das glaube ich wohl“, antwortete ruhig die alte Frau, „aber ich brauche Ihn.“

2. Wir beten weiter: Du allein bist der Herr. Das heißt: Dein Wille allein soll über uns stehen. Irgendein Wille muss doch in unserem Leben sein, irgend etwas müssen wir doch erstreben und erschaffen, nach irgend etwas müssen wir doch unsere Arme ausstrecken. Aber was für ein Wille soll denn über unserem Leben stehen? Was irgendein Mensch mir befiehlt oder was gar eine Masse von Menschen von mir erzwingt, was eine Laune der Zeit oder der Egoismus der Umwelt, was der Fanatismus einer Partei oder die Panik der Straße mir abnötigen will? Das ist kein Wille, dem ich sagen möchte: Du bist der Herr, oder gar: Du allein bist mein Herr. Da könnte ich doch ebenso gut oder noch besser meinen Willen über mir proklamieren. Aber was ist denn mein Wille? Weiß ich denn, was eigentlich zu wollen ist? Weiß ich selbst denn, was ich wollen muss? Und worauf es ankommt? Ein einziges Leben habe ich, ein einziges ewiges Schicksal, einen einzigen Weg – weiß ich denn diesen Weg, dieses Schicksal, weiß ich denn, worauf es ankommt bei mir, heute und in meinen guten Stunden und in meiner Todesstunde? Es steht aber schon ein Wille über uns, freilich nicht mein Wille und nicht der eurige, sondern der Wille, der die Welt lenkt mit allmächtiger Hoheit. Vor ihm ist die Menschheit nicht Herr über ihre Geschichte; selbst ihre Größten sahen die Dinge nicht so laufen, wie sie wollten. Kein einziger von uns ist alleiniger Herr über seine Geschicke. Zahllos sind die Kräfte, die unser Leben bestimmen, es lenken und vernichten, aber nicht blindlings und von ungefähr. Zuweilen wird es selbst unseren kurzsichtigen Augen sichtbar, dass jemand da ist, der etwas mit uns will, dass eine Führung und Lenkung da ist, dass ein Wille da ist, der sich durchsetzt, eine Hand, die uns ergreift. Muss also nicht schon die alltäglichste Lebenserfahrung uns bekennen lassen: Du bist der Herr, du Großer, Geheimnisvoller! Wenn es schon so ist, sollten wir nicht auch mit Vertrauen diese allmächtige Hand ergreifen können und sagen: So nimm denn meine Hand und führe mich! Wir haben doch schon erkannt und geglaubt, dass der allmächtige Wille einem gütigen Wesen gehört; dass wir vertrauen können, der geheimnisvolle Strom des Weltgeschehens sei ein Heimatstrom, und werde uns in das ewige Licht führen.

Wir können also mit ruhigem Herzen beten zu diesem über uns stehenden Herrn: Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auch auf Erden. Und wenn dieser höchste Wille uns auch einen Kelch voll bitteren Trankes reicht, auch dann können wir noch sagen: Wenn es möglich ist, lass diesen Kelch vorübergehen, aber nicht mein Wille geschehe, sondern der deine. Wir sehen: Die Gottesliebe hat ihre Konsequenzen. Wenn wir das Licht und das Geheimnis als unseren Herrn anerkennen, dann müssen wir ihm auch sagen: Wie du willst, mein Gott. Was du befiehst! Was dir gefällt. Ja, dieser Wille über uns, dieser Wille, den wir lieben, muss sogar unsere Sorge und unser Anliegen sein; dass wir diesen göttlichen Willen erkennen und nicht missverstehen, dass wir ihn sehen und nicht übersehen, dass wir stets gleich bereit sind und keinen Augenblick uns sträuben, das muss unser Anliegen sein. Wie auf Posten müssen wir stehen, um das erste Nahen dieses Willens zu erspähen; wie an der Straße müssen wir sitzen, um Gottes Willen nicht vorbeigehen zu lassen; einen Wanderstab müssen wir in Händen tragen, um auf das erste Aufgebot hin aufzubrechen. Es wäre ein fremder, also götzenhafter Wille in unserem Leben, wenn wir auch nur einmal den göttlichen Willen abschütteln oder ihm ausweichen wollten! Ja, es wäre schon ein Götzendienst jede Gleichgültigkeit, die nicht eifrig fragt: Was will mein Gott? Jedes allzu schnelle Abwerfen des göttlichen Willens, jedes Ausredesuchen, jedes Einwändemachen, jede Rechthaberei und Sophisterei, mit der wir den göttlichen Willen umdeuten wollen nach unseren Wünschen, jede knifflige Eigenwilligkeit, mit der wir unser besseres Erkennen, unser unbeug-

bares Gewissen umstimmen möchten nach unseren Begierden. All das ist schon Götzendienst. Wo und wann immer wir den unverkennbaren Schritt Gottes hören in unseren Häusern und Gassen, in unserem Leben, in unseren Herzen, ja wo auch nur ein ferner Hall, ein leises Pochen des göttlichen Schrittes an unser Ohr dringt, da sollten wir schon herausstürmen und sagen: Ich kann nicht mehr bleiben, der Ewige hat mich gerufen; ich kann nicht mehr feiern, der Herr hat mich befohlen; ich darf nicht mehr schlafen in den Kammern meines bisherigen Wollens, in den Kammern meiner nächtlichen Werke; denn das Licht ist zu mir gekommen und der Tag hat mich gerufen.

3. Du allein bist der Höchste, das heißt: Du allein bist auf dem Gipfel des Seins und des Lebens. Über dich hinaus führt kein Weg und also auch keine Sehnsucht mehr. Aus dir braucht man nicht mehr hinauszugehen, weil außer dir nichts mehr kommt. Wir gehen zu Gott und können sonst nirgends hin wollen: Herr, zu wem sollten wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens, du bist selbst das ewige Leben. Es wäre Götzendienst, dieses ewige Leben außer Gott suchen zu wollen. Der englische Freidenker Collin traf einen ihm bekannten Arbeiter, der zur Kirche ging: „Ist dein Gott groß oder klein?“, fragte er ihn. Der Arbeiter antwortete: „So groß, dass Ihr Kopf ihn nicht fassen kann, und so klein, dass er in meinem Herzen wohnen kann.“ Es ist sinnlos und darum auch aussichtslos, unser unruhiges Herz stillen zu wollen, wenn es nicht aus Gott trinkt. Es wäre Götzendienst, heimkommen zu wollen außer zu ihm, der alles Daheimsein ist. Du bist der Höchste: Das heißt, ich will nicht aufhören zu gehen, bis ich dich erreicht habe. Ich kann nichts besitzen, was ich nicht in dir angelegt habe. Ich mag nichts genießen, was nicht ein Stücklein deines Brotes, ein Tropfen deines Weines ist. Was bedeutet also der erste Satz des Dekalogs: Du sollst keine fremden Götter neben mir haben? Er bedeutet, dass wir keine Ruhe haben sollen bei Tag und Nacht, ihn anzubeten, der allein heilig ist. Dass wir keine Ruhe haben sollen, nach seinem Willen zu fragen und nach seinem Willen zu tun, der allein unser Herr sein muss. Dass wir keine Ruhe haben sollen vor dem Gedanken an ihn, vor dem Suchen nach ihm, vor dem Durst nach ihm, vor dem Kampf für ihn, vor dem Leiden um ihn, vor dem Sterben in ihm. Keine Ruhe haben sollen bei Tag und Nacht, weil dieser Gott lebt. Aber so ist es nicht bei uns, bei weitem nicht. Wir können Tage hindurch arbeiten, und es ist nicht für ihn, der aller Arbeit Sinn ist. Wir können Nächte durchwachen, und wir sind nicht in ihm, der aller Nächte Licht ist. Wir können mit Menschen reden, und wir denken und nennen nicht ihn, der in aller Menschen Mitte steht. Weinen können wir trostlos, aber nicht um ihn, der doch unser Schicksal ist. Wahrlich Götzendiener sind wir doch noch allesamt und unwissend der Herrlichkeit des lebendigen Gottes. Freilich sind auch unsere Augen noch gehalten, Wanderer in der Nacht sind wir alle, aber unsere Herzen sollten doch schon brennen, während er auf dem Wege mit uns geht. Denn er ist nicht fern von einem jeglichen aus uns.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das „Biogenetische Grundgesetz“ Ernst Haeckels

06.08.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In keiner Diskussion um das Für und Wider der Abtreibung fehlt als Argument der Befürworter der Abtreibung die Behauptung, das, was im Mutterleib vergiftet oder zerstückelt wird, sei ein noch nicht menschliches Entwicklungsvorstadium. Die befruchtete Eizelle, so meinte der Präsident des Bundesverfassungsgerichtes der Bundesrepublik Deutschland, Zeidler, sei nur ein „himbeerähnliches Gebilde“, und das, was aus ihr entsteht, nichts als „eine wuchernde Substanz der ersten Stunden“. Es ist klar, welche Absicht hinter dieser Ansicht steht: Ein im Mutterleib heranreifender Embryo oder Fötus wird zum Noch-nicht-Menschen erklärt und dadurch die schützende Schwelle der Tötungshemmung leichter zu überschreiten gemacht. Die Ansicht, der Embryo oder Fötus sei noch kein Mensch, sondern entwickle sich über tierhafte Vor- und Zwischenstadien erst allmählich zu einem Menschen, geht auf den Zoologen Ernst Haeckel zurück. Er formulierte im Jahre 1866 das sogenannte Biogenetische Grundgesetz. Es besagt: Die Entwicklung des Keimes im Mutterleib sei die Wiederholung der Stammesentwicklung der Tiere vom Einzeller bis zum Menschen. Anders ausgedrückt: Die Ontogenese rekapituliert die Phylogenese. Haeckel behauptet näherhin: Die einzelnen Stufen des Embryos entsprechen den tatsächlichen Ahnen der betreffenden Form. Jede Entwicklung eines Individuums beginnt mit dem einzelligen Uroorganismus. Die folgenden Formstufen sind die tatsächliche Wiederholung der wirklichen Ahnenformen. Der Säugetierembryo ist danach auf jener Stufe, auf der er Schlundtaschen und Kiemenbogengefäße usw. besitzt, in Wirklichkeit kein Säuger, sondern ein Fisch, und sinngemäß gilt diese Auffassung für alle anderen Stufen des Embryos. Die Abtreiber und ihre Unterstützer greifen begierig diese angeblich biologische Ansicht auf. Denn sollte sie zutreffen, dann bedeutete eine Abtreibung (zumindest in den ersten Wochen und Monaten der Schwangerschaft) nicht die Tötung eines Menschen, sondern die Tötung einer tierhaften Entwicklungsstufe ohne jede menschliche Eigenart. Von vornherein sei gesagt: Bis heute gibt es keinen wissenschaftlich exakt gesicherten Stammbaum des Menschen. Wir wissen nicht, wie die Stammesentwicklung verlaufen ist. Was die Biologen als Stammbaum aufstellen, ist Konstruktion, nicht Geschichte. Wir wissen nicht, ob und wie verschiedene Organisationstypen aus anderen entstanden sind. Die behauptete Entwicklung des Menschen vom Einzeller über Fische, Reptilien und Säugetiere ist reine Behauptung, welcher der Beweis fehlt.

Das sogenannte Biogenetische Grundgesetz ist eine der größten und folgenschwersten Irrtümer in der Geschichte der Biologie. Unglaublicherweise fristet es bis heute eine künstliche Existenz in den Schulbüchern der Biologie. Unsere Kinder werden mit ihm belehrt und erzogen. Sie wachsen mit der Meinung auf, die Tötung kleiner Menschen im Leib der Mutter sei ein harmloser und zulässiger Vorgang. Der Göttinger Embryologe Erich Blechschmidt hat die Unhaltbarkeit des Biogenetischen Grundgesetzes durch jahrzehntelange Forschungen nachgewiesen. Aber die Ergebnisse seiner Untersuchungen werden nicht zur Kenntnis genommen; denn sie sind peinlich für die Abtreiber und ihre Lobby.

Die Anhänger dieses Pseudogesetzes verweisen auf die angeblichen „Kiemenbögen“ des menschlichen Embryos; sie sollen das Durchlaufen eines „Fisch-Stadiums“ charakterisieren. Diese Erklärung ist reine Phantasie oder klarer Betrug. Es handelt sich hier um nichts anderes als gewöhnliche Beugefalten. Sie müssen unumgänglich entstehen zwischen dem schweren, sich nach vorn gegen die Brust neigenden Kopf des Embryos und dem Rumpf in der dazwischenliegenden Halsregion. Mit Kiemen, gar funktionsfähigen Wasser-Atmungsorganen haben sie nicht das mindeste zu tun. Von Kiemenbögen beim Menschenembryo zu reden ist nicht nüchterne Tatsache, sondern weltanschauliche Deutung. Beim Wirbeltier entwickelt sich zuerst die allgemeine Anlage des Wirbeltieres. Je weiter das Wachstum im Keimling fortschreitet, um so mehr spezialisiert sich alles aus. Die Entwicklung eines Organs wird nach dem Bauplan des allgemeinen Typus so weit fortgesetzt, bis die Spezialisierung zum konkreten Einzeltier etwas anderes verlangt. Die richtige Entwicklungslehre zeigt die Haltlosigkeit des Biogenetischen Grundgesetzes.

1. Schon die befruchtete menschliche Eizelle kann nicht mit einem Einzeller verglichen oder gar identifiziert werden, wie er nach den Vorstellungen der Evolutionstheorie zu Beginn der Stammesentwicklung der Tiere existierte. Im Gegensatz zu einem solchen einzelligen Lebewesen enthält der Kern der menschlichen Eizelle das gesamte Genom, also die Erbsubstanz eines Menschen, deren Potenzen sie nach und nach entfaltet und verwirklicht. Sie besitzt als Erbträger weder Einzellerchromosomen noch Fischchromosomen. Die Einzelentwicklung beginnt niemals mit dem einzelligen Urorganismus, sondern mit der artgemäßen Eizelle. Diese ist bei Säugetieren etwas wesentlich anderes als etwa bei Fischen. Denn die Keimzellen sind bereits der einzellige Formzustand der betreffenden Art. Darum ist auch der Säugerembryo auf dem Schlundtaschenstadium kein Fisch, sondern ein echtes Säugetier.

2. Jedes Lebewesen besitzt (für den Aufbau des Organismus) einen Informationsträger DNS (Desoxiribonukleinsäure). DNS-Stränge finden sich in jeder Körperzelle eines Erwachsenen. Die Keimesentwicklung eines Lebewesens erfolgt streng nach vorgegebenem ererbtem Plan. Es baut sich nach einer genauen Instruktion, einer schon im Ei-Zellkern verschlüsselt (codiert) enthaltenen Information selbst auf. Von Anbeginn der Embryonalentwicklung beeinflusst eine vollmenschliche DNS, ein spezifisches Menschengenom, den gesamten Prozess. Von irgendeiner Wiederholung stammesgeschichtlicher älterer Entwicklungsformen kann keine Rede sein. Sie wird schon dadurch widerlegt, dass viele Formzustände des Embryos lediglich entwicklungsphysiologisch bedingte Baustadien sind, die mit der Phylogenie überhaupt nichts zu tun haben.

3. Zahlreiche Differenzierungen erscheinen während der Embryonalentwicklung gerade in der umgekehrten Reihenfolge ihres Auftretens im Verlauf der Stammesentwicklung. Stammesgeschichtlich wurden echte Zähne schon sehr viel früher (Haie) ausgebildet als Zungen (Amphibien). Das ungeborene Menschenkind dagegen verfügt zwar über eine erstaunlich bewegliche, für seine Nahrungsaufnahme unerlässliche Zunge, während seine Zähne erst zu einem erheblich späteren Zeitpunkt durchbrechen. Auch echte Herzen wurden während der Stammesentwicklung erst lange nach der Bildung geschlossener Blutgefäßsysteme entwickelt. Der noch nicht zwei Millimeter große menschliche Embryo legt dagegen zuerst das Herz an. Bereits in der dritten Woche nach der Befruchtung der Eizelle beginnt es zu schlagen, und zwar bald schon als typisches Menschenherz mit Vorhöfen und Kammern. Das periphere Blutgefäßsystem hingegen entwickelt sich erst anschließend mit fortschreitender Entwicklung des Keimlings.

4. Als Hauptstück des sogenannten Biogenetischen Grundgesetzes werden die angeblichen rudimentären Organe, wie z.B. Blinddarmwurmfortsatz, angeführt. Man deutet sie als funktionslos gewordene Überbleibsel einstmals (also bei irgendwelchen stammesgeschichtlichen Vorfahren) voll funktionsfähiger Organe und damit als sichtbare Beweise für ein Durchlaufen der entsprechenden Entwicklungsstufen. Tatsächlich gibt es keinerlei atavistische Organe, die als überflüssig gewordene Reste aus stammesgeschichtlich älteren Perioden aufgefasst werden dürften. Der so häufig zitierte Blinddarmwurmfortsatz ist ein durchaus funktionsfähiges lymphatisches Organ.

Das Biogenetische Grundgesetz gibt keine Kenntnis über die Stammesgeschichte; es ist keine kurze Wiederholung der Stammesgeschichte. Der Schluss, dass der Mensch zuerst ein Fisch, dann ein Amphibium, dann ein Reptil usw. gewesen sei, ist völlig abwegig. An der „Menschlichkeit“ des Fötus besteht nicht der geringste Zweifel. Nicht nur der Kopf, die knöcherne Kapsel des Gehirns, das alle

Tiergehirne an Umfang, Masse und Strukturvielfalt weit übertrifft, zeigt unverkennbar menschliche Züge. Allein schon die hohe, gewölbte Stirn, das abgerundete Hinterhaupt und der (im Verhältnis zum Hirnschädel) auffallend kleine Kieferschädel schließen jegliche Vergleichsmöglichkeit mit Schädeln von Menschenaffen aus. Auch die Extremitäten sind bereits typisch menschlich. Weder gleichen die Hände auch nur entfernt den Hangel- oder Kletterhänden der Affen noch die Füße, die sich als typisch menschliche „Standfüße“ deutlich von den „Hinterhänden“ der Menschenaffen unterscheiden. Das spezifisch menschliche „Führungsorgan“ Gehirn beherrscht den Ablauf der vorgeburtlichen Entwicklung, die sich gerade auch dadurch wiederum als eine eigenständig menschliche erweist und nicht als das Durchlaufen irgendwelcher tierhafter Stadien. Es eilt der Leibesentwicklung voraus und übertrifft allein an Masse zeitweise den gesamten restlichen Körper.

Die führende Abtreibungsärztin in Mainz stellt mit souveräner Frechheit fest: Leben beginnt, wenn ein Kind selbst leben kann. Das ist offener Unsinn. Leben ist das Haben eines genetischen Programms, das in geeigneter Umgebung automatisch zur Ausbildung dieses Programms als lebendiger Organismus führt (E. Mayr). Das Leben als Mensch beginnt also nicht erst mit der Geburt. Auch das im Schoß der Mutter befindliche Lebewesen, der Nasciturus, hat Leben, ist voll und ganz lebendig, auch wenn er von der Mutter ernährt wird, mit anderen Worten ist ein Mensch. Dieser Grundsatz gilt für alle Entwicklungsstadien seit der Verschmelzung von Samen und Ei. Es gibt kein allmähliches Hineinwachsen in die Qualität Mensch. Ultraschallbilder zeigen die kleinen Körper als lebendig und empfindsam. Die Kleinen im Mutterleib reagieren unterschiedlich auf Gerüche und Geschmäcke. Sie zeigen damit ihre Lebendigkeit. Durch die Abtreibungspille stirbt das Kind im Mutterleib qualvoll in einem oft mehrtägigen Kampf. Die Welt betäubt ihr Gewissen durch verlogene Begriffe wie Unterbrechung, Fleischklumpen, Befreiung der Frau. Nein, bei jedem Schwangerschaftsabbruch stirbt ein kleiner Mensch. Das Haeckelsche Biogenetische Grundgesetz ist ein Pseudogesetz. Es ist irrig weltanschauliche Deutung im Gewande der Wissenschaft und darum total unbrauchbar zur Verharmlosung und vermeintlichen Rechtfertigung der Abtreibung. Europa beschwört mit der millionenfachen Tötung seiner jungen Menschen seinen Untergang herauf. Mutter Teresa sagt mit Recht: Der größte Zerstörer des Friedens ist heute der Schrei des ungeborenen Kindes. Wenn eine Mutter ihr eigenes Kind in ihrem eigenen Schoß töten kann, was für ein schlimmeres Verbrechen gibt es dann noch?

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Gebet

13.08.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Gottgläubige spricht den Namen Gottes glaubend, hoffend und liebend aus, ehrfurchtsvoll und doch auch zärtlich. Er spricht ihn betend aus. Ja, dieses Nennen des göttlichen Namens ist eben sein Gebet, ist überhaupt das Gebet. Das eigentliche Wesen und der Kern alles Betens ist das Beten im Geist und in der Wahrheit. Beten ist nichts anderes als ein Dusagen zu Gott, ein vertrautes Nennen seines Namens. Beten ist nicht etwa Willkürliches, nicht ein von außen uns aufgenötigtes Tun. Nein, beten ist etwas ganz Innerliches und Notwendiges, was aus unserem personalen Verhältnis zum Vater und Herrn ohne weiteres aufblüht. Sobald ein Mensch die Augen zu Gott erhebt und inne wird, dass Gott ein Wesen ist, das man anerkennen, ja verehren und lieben muss, dann betet er auch schon. Wenn ein Mensch Gott begegnet, und sei es auch nur in Gedanken, und Gott irgendwie anerkennt, dann betet er ohne weiteres schon. Je mehr, je wärmer, je freudiger und liebender, je inniger er Gott gelten lässt und anerkennt und aus dieser Gesinnung heraus ein Herzens-Du zu ihm sagt, um so vollkommener betet er. Gebet ist also für einen solchen Menschen etwas sehr Leichtes; es fließt aus ihm wie aus einer übervollen Schale, es strahlt aus ihm wie aus einer entzündeten Kerze. Darum ist das Beten weder nutzlos noch zeitraubend. Es ist ebensowenig nutzlos wie alle jene Zwiesprachen, die wir mit den Menschen unserer Ehrfurcht oder Liebe halten. Die Zwiesprache mit Gott ist eine Befruchtung des Geistes, ist ein Reichtum und eine Seligkeit. Freilich ist auch ein Leid und ein großer Ernst im Beten. Wir können die verschiedenen Haltungen der betenden Seele in drei Gruppen einteilen. Es gibt ein verlangendes Beten, ein empfangendes Beten und ein leidendes Beten.

Das verlangende Beten ist wie das Ausstrecken von notleidenden und hilfesuchenden Händen, ist wie der Hilferuf eines bedrängten Menschen. Und bedrängt ist doch schließlich jeder Mensch. Auch der stolze und selbstgenügsame Mensch wird bei tieferer Selbsterkenntnis und reicherer Lebenserfahrung immer mehr auch von seiner Armut und seiner Enge, von seinen Schranken und seinem Nichtkönnen und darum auch von seiner Not ergriffen und erschreckt werden. Und wenn einer für sich selbst nichts zu bitten und zu verlangen hätte, ist er nicht ständig umgeben von anderen Menschen, deren Not zum Himmel und zum Herzen jedes guten und mitfühlenden Menschen ruft und doch durch keine menschliche Anstrengung gelindert werden kann? Warum sollten wir in solcher Not nicht den Namen dessen rufen, der allmächtig und gütig zugleich ist; der alle Naturgesetze und alles Weltgeschehen in seiner Hand trägt; der unser demütiges Flehen um Hilfe für uns oder für andere schon von Ewigkeit her in den Plan seiner Vorsehung aufgenommen hat; der den Lauf der Welt schon so geordnet hat, dass die Bitten seiner Kinder darin untergebracht und berücksichtigt, ja sogar erhört sind, soweit eine buchstäbliche Erfüllung mit den Notwendigkeiten seiner göttlichen Weisheit und Güte vereinbar ist.

Verlangendes Gebet ist auch und vor allem das Rufen und Suchen nach Gott selbst. Gewiss dürfen und sollen wir auch um das tägliche Brot bitten, aber vorher kommen noch andere Bitten: Geheiligt werde dein Name! Zu uns komme dein Reich! Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden! In einem Menschen kann das ganze Tagwerk, das ganze Berufsleben, die tägliche Arbeit mit ihrer Last

und Mühsal zu einem beständigen Beten werden, weil in ihm das Verlangen lebt: Herr, dein Wille gescheh, wo ich geh und steh!; weil das Verlangen darin lebt: Dein Name werde geheiligt und gebenedeit, soweit ich dazu beitragen kann als der Bote deines Lichtes und deines Wohltuns. Dein Reich komme zu uns, das Reich deiner Gnade, Erlösung und Liebe. Es komme auch durch mich, deine Menschen sollen gerettet werden und erlöst auch durch mich. Deine Kinder, die meine Hausgenossen, meine Freunde und meine Arbeitskameraden sind, sollen durch meine Arbeit und meinen Dienst ernährt, erfreut und erhoben werden. Selbst wenn ein Mensch dieses sein inneres Verlangen niemals in einem Worte seines Mundes ausspräche, wenn es nur in ihm lebt und sich auswirkt in seinem Dienst, dann betet er, dann hat er das verlangende Beten. Gott schaut auf das Rufen, das Streben, das Werben eines solchen verlangenden Menschen. Jedes echte Verlangen eines betenden Menschen wird irgendwie erhört; je größer und reiner es ist, um so wortwörtlicher kann es erhört werden. Wenn es eine Beimischung von Kleinem und allzu Zeitlichem und Irdischem enthält, muss es freilich erst in einen großen Zusammenhang eingefügt werden und kann nur in diesem Zusammenhang Erfüllung finden, aber eine Erhörung ist immer da.

Wenn ein starkes Gebet den Himmel aufreißt, dann kommt ein neues Beten, in dem so beschenken Menschen auf: das empfangende Beten. Das ist zunächst ein Aufnehmen und eine Offenheit für alles, was Gott schickt und schenkt, ob es Fügungen und Schickungen der Vorsehung oder Zeichen und Erweise seiner Liebe und Nähe sind. Das empfangende Beten ist eine Feinhörigkeit für Gottes Einsprechungen, ein Lauschen auf die innere Stimme, ein Offenhalten der Augen für Gott in jeder Gestalt, wie er auch kommen mag: als unbegreiflicher Fremdling oder als süßer Gast der Seele. Es ist ein Bereitstehen und Warten auf alle Offenbarungen Gottes in Natur und Übernatur, im Sakrament, in der Kirche, im täglichen Leben. Dann kommt eine wunderbare Gelassenheit über den Menschen, der sich von Gott geliebt weiß und das einfach geschehen lässt. Dann kommt eine neue, unerhörte Freude in seine Seele, und sein empfangendes Beten wird zum Danken. Dieser Dank drängt sich an Gott: Ich danke dir. Was soll ich dir wieder tun für alles, was du mir getan hast? In solchem dankbaren Empfänger kommt das Gebet auf seine einfachste Form: Es wird ein Nennen des göttlichen Namens und sonst nichts. In solchen Augenblicken kann die Seele nichts anderes mehr als den Namen Gottes flüstern, aushauchen.

An dieser Stelle wird das empfangende Beten von selbst zu einem leidenden Beten. Denn alles Beten mündet irgendwo in das Meer des Leids, das alle großen Dinge in sich versammelt. Das heilige Leiden, das heiligmachende und darum auch seligmachende Leiden nimmt auch das Beten des Menschen auf, wenn es seine letzte Reife erhält. Das leidende Beten kommt zunächst aus dunkler Tiefe, aus dem Leid der Schuld und des Schuldbewusstseins; man nennt es Reue. Das leidende Beten aus der Tiefe der Schuld vermag nur ein Wort mühsam zu stammeln: Vater, ich habe gesündigt wider den Himmel und vor dir! Wenn es auch nicht immer eine Schuld ist, die einer ausdrücklichen Reue bedarf, so ist doch stets viel in uns, was uns selber widerstrebt, und so müssen wir es auch zu Gott mitnehmen. Dann wird das leidende Beten zu einem Kampf mit unserer eigenen Seele, zu einer großen Scham und Schwäche vor Gott, zu einer stummen Demut, zu einer unstillbaren Bangigkeit. Das ist dann auch leidendes Beten, wenn wir sagen: Dass du mich doch nicht verwerfen wollest, obgleich ich selber mich verwerfen muss!

Endlich gibt es noch ein leidendes Beten, das Beten des Gottverlassenen, der an einem Kreuze hängt, der von allen Geschöpfen verstoßen ist und in letzter Not auch noch vergeblich die Augen zu Gott erhebt. Das war der höchste Ausbruch des leidenden Betens, der je stattgefunden hat: Gott, mein Gott, wie hast du mich verlassen! Aber das war auch der Höhepunkt alles Betens, das je von der Erde aufstieg. Da wurde der Name Gottes in die Gottferne selbst hineingerufen, so dass selbst in der äußersten Ferne und Finsternis der Vatername Gottes erklang: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist! Da ist die letzte und endgültige Liebe gegründet worden auf das abgründigste Leid, auf das äußerste Verlassensein, auf das Leid und die Verlassenheit, die Gott selbst einem Menschenherzen bereiten kann. Da ist der furchtbare Gott besiegt worden von einem zärtlichen Kind. Da sind alle Schranken des Todes beseitigt worden von dem liebenden Lächeln eines Gekreuzigten. Seitdem weiß man, dass die Liebe nicht nur stärker ist als der Tod und die Hölle, sondern stärker ist als der allmächtige Gott. Dieses leidende Beten ist das größte aller Wunder, das es außer Gott gibt. Oder

vielmehr, es ist in Gott selbst. Diese letzten Worte eines Gekreuzigten sind es, die das Himmelstor aufstoßen und zum Herzen Gottes vordringen; da wird die Welt erlöst, im leidenden Beten. Darum hat Jesus diese letzten Worte laut gerufen, während er sein Leben lang in stillen Mitternächten einsam und allein auf Bergen gebetet hatte. Irgendeinmal muss das Beten des Menschen auch äußerlich sichtbar werden, obgleich es seine Ursprünge in der tiefsten Kammer der Einsamkeit hat. Wenn es so nach außen tritt in Wort und Gebärde, dann ist es das Schönste, was man an einem Menschen sehen kann. Aber was ist alle sichtbare Schönheit gegen die unsichtbare Kraft und Gewalt, die in seinem Rufen liegt. Er flüstert den Namen Gottes, aber siehe, sein Flüstern fliegt in die Unendlichkeit Gottes hinein, bis zu Gott, und Gott hört den betenden Menschen und antwortet ihm. Es gibt in der Tat ein Zwiegespräch zwischen Gott und dem Menschen. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, spricht Gott. Und der Mensch antwortet mit dem Namen Gottes, den er ausspricht, verlangend und empfangend oder in Liebe bebend. Wo solch ein Zwiegespräch sich begibt, das ist das zweite Gebot vom Sinai aufgehoben, weil es erfüllt ist. Da wird Gottes Name so genannt, wie Gott selbst ihn gerne hört, da wird Gottes Geist selbst betend in einem Menschenherzen und ruft mit unaussprechlichen Seufzern den Namen Gottes: Abba, Vater.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel

20.08.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das am 1. November 1950 verkündete Dogma von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel spricht zunächst aus, dass Maria voll erlöst ist. Zur vollen Erlösung gehört nicht nur die Vollendung der Seele, die wir von allen Heiligen im Himmel glauben. Zur vollen Erlösung gehört auch die Vollendung des Leibes, d.h. die Vollendung des ganzen leibhaftigen Menschen. Gott verspricht das Unglaubliche, dass der Leib, in dem wir so viel Mühsal, Kummer und Not ertragen müssen, aus seiner Kümmerlichkeit und Verfallenheit befreit und zum Leben in Kraft und Schönheit geführt werden soll. Nur eine solche Erlösungsbotschaft ist eine wahrhaft menschliche Botschaft von der Erlösung. Denn der Mensch ist eine aus Geist und Leib sich aufbauende Wirklichkeit. Das ist die höchste Macht des geschaffenen Geistes, dass er dem Stoff seine eigene Gesetzlichkeit aufzuprägen vermag. Indes leiden wir daran, dass der Stoff dem Geist zähen und mannigfachen Widerstand entgegengesetzt. Da dürfen wir die Verheißung vernehmen: Einmal wird es dem Geist gelingen, sich rein und ungebrosen im Stoff darzustellen. Das wird in jener Zukunftsstunde geschehen, in der Gott dem Geist ein zweites Mal gestatten wird, einen Leib aufzubauen und zu formen. Der neue zukünftige Leib wird vom Geist geformt werden nach dem Gesetz des Geistes. Er wird ein Transparent für die himmlische Liebe und Wahrheit, für Gott selbst sein.

Im auferstandenen Christus steht das Urbild dieses vollerlösten Menschen vor uns. Für uns ist das, was ihm zuteil wurde, die Hauptverheißung Gottes. Das Dogma der Aufnahme Mariens sagt uns nun, dass an einem aus uns das, was an Christus schon geschah, was für uns alle noch Zukunftshoffnung ist, schon verwirklicht ist. An Maria hat sich die Kraft des auferstandenen Christus schon voll ausgewirkt. An Maria hat sich die Verwandlungskraft des auferstandenen Christus schon radikal geöffnet. Im Glauben an die leibliche Aufnahme Mariens in die himmlische Existenzweise vollzieht der katholische Christ seinen Glauben an die Allgewalt des auferstandenen Christus. Er sieht in diesem Ereignis die Erfüllung dessen, was Maria in einer Stunde der Entrückung sehen durfte: „Selig werden mich preisen alle Geschlechter.“ Frei von jeder Not des irdischen leiblichen Lebens lebt sie in königlicher Erhabenheit über die Gesetze des Verwelkens und Alterns, in der Teilnahme am herrscherlichen Leben unseres Herren. Was für uns alle, was auch für die Heiligen des Himmels Zukunftshoffnung ist, das ist für Maria gegenwärtige Wirklichkeit. Dass es sich gerade an ihr erfüllt hat, hat seinen Grund in ihrer Stellung in der göttlichen Heilsökonomie. Denn sie ist der Typus des Gottesvolkes der Kirche. An ihr, der Repräsentantin aller Christusgläubigen, sollte nach Gottes Ratschluss schon innerhalb der Geschichte sich ereignen, was an denen, die durch sie repräsentiert werden, erst im Kommen ist: die durch Christi Auferstehung eingeleitete Verwandlung des menschlichen Daseins, ja der ganzen Welt zum neuen Himmel und zur neuen Erde.

Das Dogma von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel ist die Antwort des Himmels auf schwere und aufwühlende offene Fragen der Zeit. Die Fragen der Zeit umkreisen die mit dem Worte Materialismus gekennzeichneten Probleme. Hat der Materialismus recht oder nicht? Hat er nicht wenigstens halbrecht? Hängt nicht alles vom Leibe und seinen Nöten ab? Ist es nicht auch bei

uns Christen so, dass wir uns leibliche Sicherheit wünschen vor der Tugend oder der Gebetsfähigkeit, dass uns sicheres Einkommen, eine glückliche Ehe, Gesundheit und Geld vor die Gemeinschaft mit Gott gehen? Angesichts des vielen Elends sind solche Wünsche verständlich. Aber ist dabei nicht zu fürchten, dass wir uns mit ihnen nicht hinreichend von den Materialisten unterscheiden? In dem Dogma von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel spricht die Kirche ein entschiedenes Ja zum leiblichen Leben. Vollendete leibliche Existenz ist ihre letzte Hoffnung. Im blühenden leiblichen Leben vollenden sich alle Wege der göttlichen Weltplanung. In dem entschiedenen Ja klingt jedoch ein klares Nein mit, das Nein zur jetzigen Gestalt der Welt und des Leibes. Denn sie ist der Vergänglichkeit unterworfen. Wer sich an sie hingibt, als wäre sie das Letzte und Eigentliche, verliert sich an vergängliche Werte. Er hat falsche Hoffnungen und daher letztlich gar keine Hoffnung. Der Materialist ist ein Nihilist und deshalb ein Verzweifelter.

Die Gestalt der in leibhafter himmlischer Existenz vor uns stehenden Mutter des Herrn ruft uns zu: Setzt eure Hoffnung auf den Leib, der durch Tod und das Kreuz hindurch zu seiner letzten Größe verwandelt wird. Alles leibliche Mühen auf Erden ist ein Ansatz für die Vollendung des leiblichen Lebens, die Gott selbst an jedem von uns wirken wird und die er an Maria schon gewirkt hat. Der Blick in diese Zukunft gibt uns die rechten Maßstäbe für die Wertung des Leiblichen und die rechten Antriebe für das leibliche Tun. „Verherrlicht Gott in eurem Leibe“ (1 Kor 6,20). Wenn Menschen die bewegende Frage stellen: Was ist der Mensch? gibt das Dogma von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel die Antwort. Es gibt die Antwort, indem es uns das Bild des vollendeten, des durch Christi Heilswerk vollendeten, und zwar an Leib und Seele vollendeten Menschen darbietet. Der jetzige Mensch ist erst der Anfang des Menschen. Der vollkommene Mensch wird erst in der Zukunft hervorkommen, deren Stunde wir nicht kennen, die Gott aber kennt. Wie dieser zukünftige Mensch aussieht, ist am auferstandenen Christus zu sehen. Was an ihm schon geschah, wird durch ihn auch an uns geschehen. Die Auferstehung Christi ist von einer solchen Wirkgewalt, dass sie nach Gottes Heilsplan sich an einer aus unserem Kreis, an Maria, schon vor dem Weltende, also innerhalb der Geschichte, ausgewirkt hat. Dass es die Auferstehung der Toten überhaupt gibt, ist so gewaltig und umstürzend, dass die Frage nach dem Wann darüber verblasst, dass also die Zeitdifferenz nur eine Nebenrolle spielt.

Wo sind die Beweise für das Mariendogma vom 1. November 1950? Wenn es solche gibt, können sie nur dort liegen, wo die Grundlagen unseres Glaubens überhaupt liegen: in der Heiligen Schrift und in der mündlichen Überlieferung. Die Heilige Schrift ist das letztlich vom Heiligen Geist durch menschliche Werkzeuge der Kirche geschenkte Christuszeugnis. Sie gehört also der Kirche. Diese allein kann dafür bürgen, dass es hier um Gottes Wort geht und nicht um das Wort religiös ergriffener Menschen. Sie allein vermag den Sinn dessen, was in diesem Buch bezeugt ist, zu verstehen und zu deuten. Die Kirche ist die letzte Instanz für die Interpretation der Heiligen Schrift. Was das kirchliche Lehramt sagt, liegt in der Verlängerung dessen, was die Wissenschaft zu sagen vermag. Wenn die Wissenschaft das Schriftwort von der Hochbegnadeten deutet, das uns Lukas hinterlassen hat, kann sie nichts Endgültiges über das Ausmaß dieser Begnadung sagen. Das kirchliche Lehramt gibt uns die Versicherung, dass die Begnadung auch die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel in sich schließt. Wenn der katholische Christ einem solchen Zeugnis des katholischen Lehramtes vorbehaltlos Vertrauen entgegenbringt, dann liegt der Grund darin, dass er den Heiligen Geist für das Herz und die Seele der Kirche hält und ihn daher wirksam weiß, wenn das kirchliche Lehramt spricht. Der Heilige Geist vollzieht dabei jene Funktion, die Christus von ihm voraussagte, als er den Seinen verhiess, der Heilige Geist werde sie in alle Wahrheit einführen. Die durch das kirchliche Lehramt vorgenommene Deutung der Heiligen Schrift ist eine Selbstinterpretation des Heiligen Geistes.

Was die zweite Quelle, die mündliche Überlieferung betrifft, so glaubt nach dem Ausweis der liturgischen Texte die Christenheit seit dem siebenten Jahrhundert an das Dogma der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel. So stellt dieses keine neue Wahrheit dar, sondern eine alte Wahrheit in neuer Fassung. Freilich stand die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel dem Volke Gottes nicht immer so klar vor Augen wie heute. Heute gehört sie als fester Bestandteil zum Glaubensbewusstsein. Von der voll entfalteten Gestalt lässt sich leichter denken, was im Embryonalzustand schwerer zu fassen ist. Das ist ein Vorgang, der uns überall begegnet. Erst die voll entfaltete Eiche lässt die ganze

Kraft und die Wachstumsrichtung der Eichel verstehen. Man kann die Eiche nicht von der Eichel her, sondern nur die Eichel von der Eiche her, das Unentfaltete vom Entfalteten her begreifen. Der Heilige Geist hat die Kirche immer tiefer in das Geheimnis von Werk und Leben Christi eingeführt. Diese Aufgabe ist auf kein Jahr und kein Jahrhundert begrenzt. Der Heilige Geist vollzieht sie bis zum Ende der Zeiten. Was die Kirche dabei sieht und ausspricht, ist immer das alte Wahre, aber in stets lebendiger Entfaltung. Die Kirche tut nur, was ihr der Christusglaube sagt, ja, was ihr der Gehorsam gegen Jesus Christi abverlangt. So ist das Dogma von der Aufnahme Mariens in den Himmel Vollzug des Christusglaubens. Er heißt uns zu sprechen: Singet dem Herrn ein neues Lied, denn Wunderbares hat er getan.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Eltern und Kinder (1)

Unsere Eltern

27.08.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Was bedeutet uns das vierte Gebot Gottes, wenn wir an Vater und Mutter denken? Viele, vielleicht die meisten werden glückliche Erinnerungen an die Eltern haben, werden mit Heimweh und Dankbarkeit an sie denken. Es gibt aber auch solche, denen die Worte Vater und Mutter nichts sagen, für die sie niemals eine glückliche und große Bedeutung hatten, die niemals an Vaterliebe oder Mutterliebe zu glauben gelernt oder diesen Glauben wieder verloren haben. Für jeden hat das Thema Vater und Mutter eine große Bedeutung. Ob Vater oder Mutter noch leben oder ob sie auf dem Friedhof liegen, wo gestorbene Menschen oder wo gestorbene Liebe begraben liegt, immer geht uns das an: Vater und Mutter. Der Vater- und Muttername ist der Name von schenkenden Menschen. Es sind Menschen, von denen wir empfangen, und dieses Empfangen ist sogar das Allererste; bevor wir irgend etwas wiedergeben können, müssen wir von ihnen empfangen. Keinem anderen Menschen verdanken wir Ähnliches, ja in gewissem Sinne alles: leibliches Leben, seelisches Leben, Geistesleben. Von den Menschen erhalten wir das leibliche Leben und die leibliche Erhaltung. Denn das junge Menschenwesen ist das zarteste und zerbrechlichste aller Lebewesen. Der lebende Menschenkörper ist in unserer Welt das vollkommenste körperliche Gebilde. Deshalb bedarf er der meisten Hilfsmittel und der längsten und sorgsamsten Pflege, der ausdauernden und vielseitigen Hilfe. Es gibt schließlich nur einen Menschen, der am sichersten weiß, was ein bestimmtes Kind braucht und wie es behandelt werden muss, und dieser einzige Mensch ist die eigene Mutter des Kindes, wenn sie eine rechte Mutter ist.

Vater und Mutter geben dem jungen Menschen nicht nur das Dasein und die äußere Körperpflege, sondern auch die besonderen Bedingungen und Bestimmungen seines Körpers, seine Anlagen, die Grundlagen seiner körperlichen Gesundheit, ja sogar die Grundlagen seines menschlichen Charakters, soweit sie körperlicher Natur sind. Wir alle leben jahrelang von dem Geld, das unsere Eltern erspart und erdarbt haben, wir leben aber auch ein Leben lang von dem Kapital der Pflichttreue, der Willenszucht, der Charakterfestigkeit, der Selbstlosigkeit und der Dienstwilligkeit unserer Eltern. Vater und Mutter schaffen nicht nur den Körper ihres Kindes, sie beeinflussen auch das Herzens- und Gemütsleben, das Phantasie- und Gefühlsleben, das Seelenleben. Die unsterbliche Geistseele wird von Gott im Augenblick der Zeugung ins Dasein gerufen und in den Körper eingesenkt als lebendigmachende Kraft. Aber wie nun diese beiden Kräfte, Leib und Seele, miteinander wohnen und wachsen, das hängt auch von den Eltern ab, lange Jahre hindurch. Unseren Eltern verdanken wir die ganz eigene und unvergleichliche Umwelt des guten Elternhauses. Es gehören unwägbare Kräfte zur seelischen Entwicklung, jenes wunderbares Etwas, das selbst in den Wohnungen der Ärmsten vorhanden sein kann, dieses unfassbare Wunder von Wohlwollen, Aufmerksamkeit, Zuverlässigkeit, Schönheit und Zärtlichkeit, um dessentwillen man ein lebenslanges Heimweh nach dem Vaterhause trägt. Wenn ein Mensch im körperlichen Sinne keine gute Kinderstube hatte, wird er sich im Leben schwer tun. Wenn aber seine Seele keine Kinderstube hatte, wenn er nie das Glück, die Geborgenheit, den Ernst, die Innigkeit

der Vater- und Mutterliebe erfuhr, dann ist das Leben für diesen Menschen erschwert; er bleibt in vielen Fällen seelisch unterernährt und verwachsen. O, gesegnet sei uns das Andenken von Vater und Mutter, wenn sie unsere Seele nicht in dieser Weise darben ließen!

Über diesem leiblich-seelischen Unterbau erhebt sich dann ein geistiger Aufbau. Vater und Mutter sind auch die ersten und besten Gestalter unseres geistigen Lebens. Was Vater und Mutter selbst an geistigem Leben, an Innerlichkeit und Idealismus, an sittlicher Treue und charakterlicher Prägung, an religiöser Tiefe und Lebendigkeit besitzen, das kann bis zu einem gewissen Grad weitergegeben werden und wird für gewöhnlich von niemand, von keinem Lehrer, von keinem Meister, von keinem Freund so wirksam weitergegeben wie von den Eltern, die diesen Namen im geistigen Sinn verdienen. Der Aufbau des geistigen Lebens ist freilich die eigenste Sache eines jeden. Aber die Stoffe und die Formen dieser Bewegung müssen doch von außen kommen. Wieviel gaben uns die Eltern durch ihr stilles Wort, durch ihr ergreifendes Wesen! Die tiefsten Fundamente unseres Lebens haben sie in unseren Geist gelegt durch Anregung, Befruchtung und Bewahrung, durch Unterweisung und Hinweise.

Die Menschwerdung des jungen Menschen vollzieht sich eigentlich in dem Erwachen und Formen seines Willens. Vater und Mutter können ihrem willensbildenden Wort den gutgemischten Klang von Güte und Unwiderstehlichkeit zugleich geben. Sie sind die ersten und wichtigsten Träger der Autorität. Kein Mensch wird je etwas werden oder leisten, der nicht gelernt hat, sein eigenes Gelüste zu beugen vor dem, was sein muss. Wer aber sollte dem jungen Menschenkind das sagen, was sein muss, wenn nicht Vater und Mutter? So wird ihre Stimme zur Stimme der Wirklichkeit selbst, zur Stimme der realen Welt, zur Stimme Gottes, zur Autorität. Wehe dem jungen Menschen, der nicht schon im Anfang seines Lebens gelernt hat zu gehorchen, nicht erst auf eigene Untersuchung hin, nicht erst aus eigenem Gutdünken, sondern um des Befehles willen zu gehorchen. Darum heißt es in vierten Satz des Dekalogs: Du sollst Vater und Mutter ehren. Das heißt: Du sollst dich vor ihnen neigen in Ehrfurcht und Gehorsam, du sollst sie als etwas über dir Stehendes anerkennen, als Vertreter der Wirklichkeit, die du lernen musst anzuerkennen. Die Eltern sind die Menschen, an denen das Kind zum ersten und vielleicht zum entscheidenden Male lernen kann, was es heißt, nicht den eigenen Einfällen folgen, sondern dem, was sein muss, was den Namen der Pflicht führt. Von der gänzlichen Fehlerlosigkeit oder der hohen Begabung oder vom lebenswürdigen Wesen der Eltern darf der Gehorsam nicht abhängig gemacht werden.

Die elterliche Autorität ist in einem Wandel begriffen, weil die Kinder von selbst über sie hinauswachsen. Durch ihre innere Wandlung soll sie aus der beinahe physischen Gewalt über das Kleinkind im Laufe der Jahre mehr und mehr eine seelische Führung, eine helfende, schließlich eine freundschaftliche, ja kameradschaftliche Führung werden. Und das ist nicht bloß Sache der Eltern, sondern auch Sache der Kinder. Wir müssen es unseren Eltern leicht machen, aus Autoritätspersonen unsere Freunde und Kameraden zu werden. Wir müssen ihnen entgegenkommen und lernen, ihnen die Hände zu reichen. Wenn die Eltern einmal alt oder gebrechlich, leiblich oder seelisch hinfällig geworden sind, dann werden sie nach Gottes Gebot und den Gesetzen der christlichen Liebe zum Gegenstand der Fürsorge, der Betreuung für die Kinder. Und auch das ist dann Erfüllung des vierten Gebotes, ist Äußerung jener heiligen Ehrfurcht und Verehrung, mit der die Kinder von Anfang bis zum Ende aufschauen sollen zu jenen, die ihnen zum ersten Mal in ihrem Leben als Stellvertreter Gottes begegnet sind.

Nun gibt es Menschen, die in seelischem Sinne keinen Vater und keine Mutter haben, denen keine wirkliche Elternliebe zuteil wurde oder die durch den Unverstand oder die Selbstsucht ihrer Eltern eine schwere Einbuße an Lebensglück erlitten haben. Sie haben viel verloren, das ist wahr, aber nicht alles. Kein Mensch ist unersetzlich, nicht einmal Vater und Mutter. Was ein Mensch von diesen Allernächsten seiner Jugend nicht empfangt, das kann ihm von anderen Menschen auch noch im spätesten Leben zuteil werden, von einem Geschwister oder einem Freund, von einer Gattin oder einem Gatten, überhaupt von einem Menschen, der sein Mensch geworden ist. Und wenn ihm auch das versagt bleibt, dann kann das Leben und seine Schule, die Erfahrung, die besondere natürliche oder übernatürliche Begabung und Begnadung in Verbindung mit rastlos treuer Arbeit an sich selbst das Elternhaus ersetzen. Auch von Verbrechern können Heilige stammen. Die Entbehrung von Vater- und Mutterliebe allein braucht noch keinen Menschen verzweifeln zu lassen. Sie braucht ihn

also auch nicht zu verbittern und mit Hass an die Menschen denken zu lassen, die ihn ins Leben gestoßen haben. Ja gerade dann, wenn er trotz dieser harten Entbehrung des Kindheitsglückes doch noch ein reifer und starker Mensch geworden ist, dann wird er auch an seine Erzeuger und seine ersten unglücklichen Erzieher denken mit einer reifgewordenen Güte, mit dem Verstehen und Erbarmen, mit dem wir alle unfähigen und unzulänglichen Menschen ansehen sollten. Wenn es ihnen aber gelingt, auch an diese beiden Menschen mit verzeihender, verstehender und erbarmender Seele zu denken, dann sind sie auf die Höhe des vierten Gebotes gestiegen. Dann sind sie nicht bloß Martyrer des vierten Gebotes, sondern die großen und heiligen Erfüller dieses Gebotes.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Eltern und Kinder (2)

Unsere Kinder

03.09.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Welches sind die Gedanken Gottes, als er zwei Menschen ein Kind gab? Gott hat es ihnen gegeben, damit sie ihm helfen, über das langsame und mühevoll Werden der Kindheit und Jugend hinwegzukommen und leiblich und seelisch erwachsene Menschen zu werden. Die Kinder sind den Eltern als Aufgabe gegeben, nicht als Genussmittel und nicht als Spielzeug. Wir sollen Spielkameraden der Kinder sein, geduldige und ernst zu nehmende Spielkameraden, aber die Kinder sollen uns nicht selbst Spielzeug sein. Auch nicht als Eigentum sind uns die Kinder gegeben, dass wir sie unser Leben lang etwa für uns behalten können. Auch nicht als Arbeitskraft, als billige Arbeitskraft, sind uns die Kinder gegeben. Eine Aufgabe sind die Kinder, und zwar für Wohl der Kinder. Auf ihr Wohl, auf ihre Entwicklung, auf ihr zeitliches und ewiges Schicksal kommt es an. Dazu sind die Eltern da, dass es die Kinder gut bekommen, hienieden und in der Ewigkeit. Daraus ergibt sich die entscheidende Seelenhaltung zu den Kindern: die Selbstlosigkeit. Die Natur oder besser: deren Schöpfer hat der Elternliebe schon den ergreifenden Zug der Selbstlosigkeit eingeprägt. Aber dieses kostbare Naturgeschenk muss geistig geläutert und gefestigt werden. Es muss zu dem bewussten Willen werden, nur an das Wohl der Kinder zu denken. Die erleuchtete Selbstlosigkeit der Erzieher wird alles, Güte und Strenge, Gewähren und Versagen, Lob und Tadel, Mahnung und Nachsicht, Befehl und Strafe, nur von dem einen Gedanken abhängig machen: Was tut dem Kinde, seinem Leib und seiner Seele, seinem Charakter und seiner Zukunft gut? Je vollkommener es dem Erzieher gelingt, gegenüber den Kindern die eigene Person, die eigene Laune, die eigene Gereiztheit, die eigene Sehnsucht und die eigene Klage zurückzustellen, um so leichter und vollkommener wird er seine Aufgabe an ihnen lösen.

Der schwierigste Teil der Aufgabe der Eltern ist nicht das Aufziehen, sondern das Erziehen, die Bildung der Kinderseele, des kindlichen Charakters. Was heißt erziehen? Erziehen heißt, die naturgegebenen Fähigkeiten des Kindes bei ihrer natürlichen Entwicklung unterstützen und die ebenso naturhaften Mängel in seinen Anlagen nach Möglichkeit ausgleichen. Erziehung ist also eine Hilfe, zunächst im positiven Sinne: das, was im Kind schon da ist, gesund, gut und brauchbar, das gelten und bestehen lassen. Erziehung ist Hilfe für das, was schon vorhanden ist, also Anpassung an das Gegebene. Erziehung ist Hilfe zusammen mit anderen Helfern. Es wäre verwegen und geradezu gefährlich, alle anderen Einflüsse ausschalten zu wollen. Zur Erziehung des Kindes tragen auch seine Geschwister bei, ja, es kann sein, dass die Geschwister geschicktere Erzieher sind als Vater und Mutter. Das einzige Kind wird oft ein verzogenes Kind, weil ihm die geschwisterlichen Miterzieher fehlten. Zu den Erziehern gehören auch die Kameraden, die Freunde und die Spielgenossen. Eine wesentliche Hilfe bei dem Erziehungswerk sind auch die Schule und die Kirche, wenn man versteht, ihre Hilfe anzunehmen und sich ihr anzupassen. Erziehung ist sodann eine Hilfe für das Kind, um die Schwächen der natürlichen Begabung auszugleichen. Jedes Kind hat solche Schwächen, vor allem des

Willens, des Charakters. In jedem Kind sind tierische Neigungen, brutaler Egoismus, Grausamkeit, Bequemlichkeit, Launenhaftigkeit, Trägheit, Rechthaberei und Sinnlichkeit. In jedem Kind sind auch die Mängel des Gemütslebens vorhanden: Minderheitsgefühle und Angst. Keine fehlerhafte Anlage ist ein Grund zum Verzweifeln, wohl aber zum Arbeiten. Über jede angeborene Hemmung kann der Mensch mit eigener Kraft und mit Hilfe Gottes, aber auch mit Hilfe der Erzieher sich hinausheben.

Die wichtigsten Hilfen, die Eltern ihrem Kind gewähren können, sind Autorität, Beispiel, Vertrauen. Die Eltern sind dem Kind die ersten Stellvertreter der objektiven Wirklichkeit, also auch die ersten Stellvertreter Gottes. Ihre Autorität muss etwas Gottähnliches, etwas Geistiges, etwas Persönliches sein, folglich nicht bloße Gewalt. Man kann dem Kind seine Fehler nicht ausprägeln. Aber etwas anderes als physische Gewalt ist der entschiedene Wille des Erziehers; die Kraft seiner Persönlichkeit, die sich gegenüber den Fehlern und ungeordneten Trieben des Kindes durchzusetzen weiß; das ist Autorität. Erziehung ist nicht schwächliches Geschehenlassen, sondern zielbewusste Führung. Die Arbeit ist eines der wichtigsten Erziehungsmittel, ein Prinzip geistiger Gesundheit und menschlichen Fortschritts. Freilich die Arbeit, die den einzelnen Stufen der Kindheit angemessen ist, nicht die Arbeit der Erwachsenen, nicht die freudlose oder bloß erzwungene Arbeit, aber doch Arbeit. Arbeit ist zielbewusste und zweckstrebige Beschäftigung, ist durch Zwecke, also auch durch Mittel, also auch durch Aufwand von Zeit und Mühe bestimmt. Wehe dem Kind, das nicht arbeiten lernt, das nicht ein gestecktes Ziel durch geduldiges Ausharren und durch Aufwendung von Mühe erreichen lernt. Ja erreichen, nicht bloß erstreben, denn erfolglose Arbeit ist nicht erzieherisch. Gerade das Kind muss auch den angestrebten Erfolg in beglückender Weise und in lobenswerter Weise erreichen. Gib ihm keine Ziele, die nicht erreichbar sind! Aber die erreichbaren muss es auch erreichen, und der Erzieher muss seine ganze Unerbittlichkeit, ja vielleicht seine Härte einsetzen, dass das Kind nicht, von Überdruß oder Langeweile oder Laune verlockt, seine Ziele immer wieder fallen lässt.

Die dem Kind gestellten Forderungen müssen ihm als sinnvoll und wertvoll erscheinen. Das geschieht am besten, wenn die Person des Erziehers ihm sinnvoll und wertvoll erscheint. Das ist die zweite große Hilfe, die Eltern dem Kind gewähren können, das eigene persönliche Beispiel. Kinder sind scharfsinnige Beobachter. Wie die Eltern wirklich und innerlich sind, so werden sie vom Kind, früher oder später, durchschaut. So werden sie vom Kind gewertet, so werden sie vom Kind angenommen oder abgelehnt. Darum ist es der schönste Erfolg, den Vater und Mutter haben können, wenn ihre Kinder es ganz selbstverständlich finden, zu werden wie Vater und Mutter. Wenn ihnen das Ideal aufgeht am lichten Bilde von Vater und Mutter. Wenn sie sogar das Bild ihres Gottes formen nach dem Bild ihres Vaters. Wenn sie die leuchtende Vision gewinnen an dem süßen Schein, der von ihrer Mutter Antlitz ausgeht. Dann wird die elterliche Autorität nicht aufreizend und verbitternd wirken. Eltern führen dann am leichtesten und wirksamsten ihre Kinder, wenn sie ihnen um ihres persönlichen Wesens willen folgen können. Wenn sie ihnen vertrauen können, Vertrauen in ihre Ehrlichkeit, in ihre Sachlichkeit, in ihre selbstlose Liebe setzen können.

Dieses Vertrauen ist wohl das wichtigste Erziehungsmittel. Man kann es freilich nicht anbefehlen, noch weniger erzwingen, es ist eine Gabe und eine Gnade der Persönlichkeit. Aber Eltern dürfen sich des Vertrauens wenigstens nicht unwürdig machen. Auch die Strenge und selbst die notwendige Strafe darf dieses Vertrauen nicht erschüttern. Beschämung des Kindes vor anderen Menschen, ungerechte Herabsetzung seines guten Willens, Ungerechtigkeit und Parteilichkeit, leidenschaftliche Aufgeregtheit und vor allem launenhafte Willkür zerstören alles Vertrauen in den Kindern. Wenn man das Vertrauen aufwachsen sieht, wenn das Kind einem Elternteil heimlich etwas ins Ohr flüstert, muss man es so ernst nehmen, wie es gesagt wird, als ein Geheimnis, streng zu halten. Man muss es vor allem geduldig aufnehmen. Wenn das Kind etwas gesteht, darf man nicht hart, nicht hochmütig, nicht einmal erstaunt tun. Das Kind muss fühlen, dass man zwar nicht alles hingehen lassen und billigen, aber alles verstehen und auch verzeihen kann. Vertrauen gewinnt aber nur der Mensch, der auch Vertrauen schenkt. Darum muss man auch vertrauensvoll zu den Kindern sein. Dieses Vertrauen muss mit den Jahren wachsen. Der ist ein guter Erzieher, dessen Kinder selbst noch als Erwachsene ihnen am liebsten und leichtesten sagen können, was sie bewegt, bedrückt und beschämt. Der Weg mit einem Menschen, dem man wirklich zutiefst vertrauen kann, ist immer ein guter Weg. Denn es ist ein guter Mensch, mit dem man geht. Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Halte, was du hast (Apk 3,11)

01.10.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Apokalyptiker Johannes erhielt von Gott den Befehl, dem Engel der Gemeinde von Philadelphia zu schreiben: Halte, was du hast, damit niemand deine Krone nehme. Dem Empfänger der Botschaft wird also aufgetragen, sein empfangenes Gut zu bewahren. An diesem Erhalten hängt sein Heil, unter dem Bild der Krone ausgesagt. Was in der Apokalypse geschrieben steht, ist zeitlos gültig. Es hat also auch uns etwas zu sagen. Wir sind in derselben Lage wie die Empfänger der Schreiben, die der Apokalyptiker an die Gemeinden in Kleinasien richtete. Wir werden wie sie aufgefordert, das zu bewahren, was wir empfangen haben, entweder unmittelbar von Gott oder durch die Mittlerschaft seiner Kirche. Erhalten und bewahren ist heute nicht gefragt. Unsere Gegenwart ist auf weite Strecken eine Wegwerfgesellschaft. Entsorgen ist heute leicht gemacht. Die Entsorgungswagen fahren alle vierzehn Tage vor und nehmen mit, was vor die Haustür gestellt wird. Entsorgen ist nicht ohne Gefahren. Wie oft hat man etwas von äußeren Gegenständen des Bedarfs weggeworfen, was man später gut hätte verwenden können oder man dringend gebraucht hätte! Es gibt Gegenstände, für die es keinen Ersatz gibt, wenn sie einmal aufgegeben sind. Wer Briefe seiner Eltern und Großeltern in den Ofen gesteckt hat, wird niemals mehr in der Lage sein, sie zu lesen. Wer etwas aufgibt, sollte sich fragen, was er dafür eintauscht. Die Mentalität des Fortschaffens breitet sich von den materiellen Dingen auf geistige Werte aus. Regierung und Parlament machen sich daran, unbequeme Gesetze zu entsorgen. Die Tötung kleiner Kinder im Mutterlieb soll straffrei gestellt werden. Die Beihilfe zum Selbstmord soll ermöglicht werden. Die Mentalität des Wegwerfens hat sich auch in unserer Kirche verbreitet. Anstrengende, unbequeme Wahrheiten und Normen werden leichtthin fallen gelassen. Für die Preisgabe hat man schnell die Ausrede bei der Hand: Das ist überholt, das kann man heute nicht mehr sagen. Wie kann überholt sein, was der ewige unveränderliche Gott geboten hat? Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil tat ein Kollege, seines Zeichens Professor der Dogmatik, den Ausspruch: „Alle bisherigen Bücher über die Kirche sind Makulatur.“ Er verwechselte Entfaltung und Schwerpunktsetzung in der Lehre mit Abänderung und Umwandlung. Die Kirche ist nicht die Metropole des Umsturzes, sondern die Hauptstadt der Geduld. Was von Gott stammt, kann nicht veralten. Er bleibt sich selbst treu. Glaubenswahrheiten und sittliche Gebote verlieren niemals ihre Geltung, weil sie Ausfluss des ewigen Gottes sind. In der katholischen Kirche muss man festhalten, was überall, was immer, was von allen geglaubt worden ist. Denn das ist wahrhaft und eigentlich katholisch, wie schon die Bedeutung und der Sinn des Namens erklärt, welcher so viel wie „allüberall, allumfassend“ besagt (Vinzenz von Lerin).

Das größte Geschenk, das wir empfangen haben, ist die Offenbarung Gottes. Die Offenbarung ist der Inbegriff des Heilshandelns Gottes. Sie ist die übernatürliche Weise, in der es Gottes Weisheit und Güte gefallen hat, sich selbst und die ewigen Dekrete seines Willens dem Menschengeschlecht zu enthüllen. Nach verbindlicher katholischer Lehre ist die Offenbarung Gottes mit dem Tod des letzten Apostels abgeschlossen. Was folgt, ist ihre Erklärung. Die Offenbarung Gottes ist in Schrift und

Überlieferung enthalten. Eine weitere Quelle der Offenbarung existiert nicht. Die verbindliche Auslegung der Offenbarung ist dem Lehramt von Papst und Bischöfen übertragen. Die Mehrheit der deutschen Bischöfe und das Zentralkomitee der deutschen Katholiken haben sich von diesen Wahrheiten abgewandt. Der unselige Synodale Weg gibt die katholische Lehre von Offenbarung und Lehramt auf. In völliger Verkehrung der Bedeutung des sogenannten Glaubenssinnes des Volkes Gottes wird dieser als das ausgegeben, was die Menschen der jeweiligen Zeit für akzeptabel halten. Dies gilt vornehmlich von den sittlichen Geboten. Was die Menschen der jeweiligen Periode als sittlich erlaubt ansehen, sei moralisch zulässig. Der Synodale Weg, also der organisierte Verrat, konstruiert ein Lehramt der Christen und dessen Vorrang vor dem kirchlichen Lehramt von Papst und Bischöfen. Hier geschieht etwas Ungeheuerliches. Hier wird Gottes Wahrheit von Menschen zertreten. Wir rufen den am Synodalen Weg Beteiligten zu: Haltet, was ihr habt! Werft nicht weg, was Gott euch an Erkenntnissen geschenkt hat!

Die Kirche hat von Anfang an den Befehl des Herrn im Abendmahlssaal „Tut dies zu meinem Gedächtnis“ als die Bestellung der an diesem Ort befindlichen Apostel zu Priestern und Stellvertretern des Herrn verstanden und sich daran gebunden gesehen. Dementsprechend hat sie für die gesamte Zeit ihres Bestehens nur Männern die übernatürliche Gleichgestaltung mit Christus verliehen, die in der Spendung der Priesterweihe liegt. Weihen, die von abtrünnigen Gemeinden an Frauen gespendet wurden, hat die Kirche als häretisch und ungültig verurteilt. Die Aussage, dass die Kirche keine Vollmacht hat, Frauen die Priesterweihe zu spenden, ist ein katholisches Dogma, also von höchster und bleibender Verbindlichkeit. Die nie unterbrochene Praxis der Kirche, nur Männer zu Priestern zu weihen, der stetige Widerstand gegen Versuche, diese Praxis zu durchbrechen, die Verurteilung des Unternehmens, Frauen zu weihen, und seine Qualifikation als ungültig haben das Dogma begründet. Dass Papst Johannes Paul II. diese Erklärung als endgültig verkündet hat, ist nicht die Aufstellung des Dogmas, sondern seine Einschärfung. Das Dogma selbst ist so alt wie die Kirche. Dennoch wird seit Jahrzehnten an dieser Lehre gerüttelt. Zahlreiche Theologen und Bischöfe fordern die Weihe von Frauen zu Priestern. Sie haben den Boden des katholischen Glaubens verlassen. Der Synodale Weg ist ein Irrweg. Wir rufen ihnen zu: Bleibt beim Glauben der katholischen Kirche! Haltet fest am Dogma! Kehret zurück zum Glauben der Kirche!

Die katholische Kirche hat eine ausgedehnte, klare und bewährte Lehre bezüglich des Gebrauches der menschlichen Geschlechtlichkeit. Keuschheit ist das sittlich geordnete Verhalten gegenüber den Geschlechtsgütern. Die katholischen Christen wissen, wie sie nach Gottes Willen mit der Gabe der Geschlechtskraft umzugehen haben. Wenn sie sich so verhalten, bewahren sie sich den Frieden mit Gott, gehorchen den Gesetzen der Natur und erfreuen sich der inneren Ordnung ihres Lebens. Die Sünde der Unkeuschheit besteht in dem ungeordneten Streben nach Geschlechtslust. Jede außerhalb der Ehe direkt gewollte sexuelle Lust ist sündhaft. Die Kirche weiß aus ihrer Erfahrung von Jahrtausenden, welche Verwüstungen unreines Tun in den Seelen anrichtet. Die Sünde der Unkeuschheit schließt nach deutlichen Aussprüchen der Heiligen Schrift vom Himmelreich aus (1 Kor 6,9f.; Gal 5,19f.). Wie zu erwarten war, hat der Synodale Weg dem sexuellen Libertinismus einen Freibrief ausgestellt. Alle geschlechtlichen Betätigungen, sofern sie unter Erwachsenen im gegenseitigen Einvernehmen erfolgen, werden gutgeheißen. Die Sündhaftigkeit homosexueller Praktiken wird bestritten. Die ausschließliche Zweigeschlechtlichkeit in Form von Mann und Frau wird abgelehnt. Man mache sich bewusst, was hier vor sich geht. Die Lehre und die Erziehung der Kirche seit zweitausend Jahren werden verworfen. Der Synodale Weg führt die Kirche und ihre Glieder in das Heidentum zurück, aus dem sie unser Herr erlöst hat. Eine Minderheit rechtgläubiger Theologen hat den am Synodalen Weg beteiligten Bischöfen, Priestern und Laien ein Stoppschild vorgestellt: Halte, was du hast! Was ihr vorhabt, ist ein Anschlag gegen fundamentale Normen der katholischen Sittenlehre. Der Synodale Weg zeigte sich davon unbeeindruckt. Er schritt weiter auf dem Weg der Selbsterstörung. Das gläubige Volk kann den vom Glauben der Kirche abweichenden Bischöfen nicht mehr vertrauen.

Halte, was du hast! Die Mahnung des Apokalyptikers Johannes war kaum je aktueller als nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Eine regelrechte Mentalität des Abräumens, des Beseitigens, des Fortschaffens hat weite Kreise der Kirchenglieder ergriffen. Priester und Bischöfe in großer Zahl haben sie sich zu eigen gemacht. Die davon ausgelöste Bewegung hat die Kirche verarmt, verunstaltet, ja in

ihren Fundamenten erschüttert. Der bisher schlimmste Auswuchs ist der Synodale Weg. Hier wird die Axt an die Wurzel der Kirche gelegt. Wenn diesem Prozess der Selbstzerstörung nicht Einhalt geboten wird, ist, menschlich gesprochen, das Ende der katholischen Kirche gekommen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Du sollst kein falsches Zeugnis geben

08.10.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das achte Gebot lautet: „Du sollst kein falsches Zeugnis geben.“ So, wie das Gebot lautet, greift es nur einen bestimmten Fall heraus, der besonders praktisch und sozial wichtig ist, nämlich die Aussage als Zeuge vor Gericht. Aber in seinem inneren Sinn geht das Gebot auf das ganze Feld der Wahrheitsverwaltung und der Wahrheitsverwertung. Das falsche Zeugnis kann in doppelter Weise verheerend und verderblich sein, entweder weil es die Wahrheit unterdrückt oder weil es die Wahrheit missbraucht. In diesen beiden Richtungen liegen alle Möglichkeiten beschlossen, das achte Gebot zu erfüllen oder zu verletzen.

Wahrheit ist jede geistige Teilnahme an der Wirklichkeit. Wo immer ein Mensch eine Wirklichkeit geistig in sich aufnimmt und besitzt, hat er eine Wahrheit. Das kann eine ganz alltägliche und banale Tatsache sein, die er zur Kenntnis nimmt, oder es können die letzten und tiefsten Abgründe des Seins und des Lebens sein, in die er geistig hinabgestiegen ist. Von dieser Wahrheit sagt nun das Gebot des Herrn: Du sollst sie nicht unterdrücken. Es gibt ein rein äußeres Unterdrücken der Wahrheit. Unsere Welt, unser öffentliches und privates Leben, unsere Reden und Zeitungen, unsere Radiokommentare und Fernsehsendungen sind voll von diesen Unterdrückungsversuchen. Der geringste Fehltritt und jede Missetat eines Priesters werden gemeldet und der Öffentlichkeit unterbreitet. Das tagtägliche Mühen und Sorgen der Priester um die Seelen bleiben unerwähnt. So wird Feindschaft und Hass gegen die Kirche und ihre Güter erzeugt. Die Feinde der Religion, der Kirche, des Glaubens wollen verhindern, dass die Kunde des Evangeliums durch seine beauftragten Diener zu den Menschen dringt und sie aus ihrer Gottvergessenheit aufweckt. So oft wir unseren Mitmenschen an der Erkenntnis der Wirklichkeit, also an dem Erwerb der Wahrheit hindern wollen, unterdrücken wir die Wahrheit. Wir fürchten für uns selbst Nachteile, wenn er die Wirklichkeit sieht, wir fürchten seinen Wettbewerb, wir fürchten seine Tüchtigkeit, und so möchten wir ihn blind und unwissend halten, wir möchten ihn geradezu täuschen über seine wahren Interessen. Wir fürchten unseren eigenen Einfluss, unsere Vorrechte, unser Ansehen zu verlieren oder zu gefährden, wenn der Mitmensch die Wahrheit erfährt. Deshalb soll er nach unserem Willen unwissend und getäuscht bleiben. Das ist Unterdrückung der Wahrheit zugunsten unseres Privatnutzens, unserer Stellung, unserer Partei. Und selbst wenn wir zugunsten Gottes oder der Kirche oder der guten Sache die Wahrheit unterdrücken wollten – es wäre nicht nur ein schrecklicher Irrtum, sondern auch eine Missetat, eine Verletzung des achten Gebotes.

Wir unterdrücken sodann die Wahrheit, wenn wir den Mitmenschen hindern, der erkannten Wahrheit zu folgen, wenn wir ihn abwendig machen von seiner erkannten Pflicht und von seinem rechten Weg, wenn wir sein Gewissen stören oder gar vergewaltigen, wenn wir einen Zwiespalt hineinwerfen in sein eigenes Inneres. Das kann geschehen durch äußere rohe Gewalt, durch verführerische und schmeichlerische Reden, durch Einflüsterungen von falschen Propheten, die in Schafspelzen zu den Arglosen und Vertrauensseligen kommen. Sehen wir nicht, wie häufig, ja alltäglich diese Unterdrückung heute ist? Kann man nicht schier ununterbrochen auf Arbeitsplätzen und in Büros, auf gemeinsamen Fahrten und Wanderungen hören: Dies und das kann nicht Sünde sein, kann nicht

schlimm sein, alle tun es, es ist Ergebnis, ja eine Forderung der Wissenschaft, des Fortschritts und der geistigen Mündigkeit. Die Wahrheit wird unterdrückt durch den tausendfachen Schrei der Vorlauten und Selbstsüchtigen, von denen die gewissenhaften Menschen eingeschüchtert, ausgelacht oder irre gemacht werden. Die mutigen Menschen, die den Marsch für das Leben veranstalten, um die Bevölkerung aufzurütteln, die Tötung der Ungeborenen einzustellen, werden von der Partei der Abtreiber bekämpft, gestört, verunglimpft. Sie wollen die Wahrheit unterdrücken, dass das millionenfache Abschlachten der Embryos ein ungeheuerliches Verbrechen gegen Gott und gegen das Volk ist. Gleichzeitig holen sie jedes Jahr hunderttausende Fremde ins Land, um die Verluste auszugleichen, die durch Abtreibung der nachfolgenden Generation entstehen.

Eine Unterdrückung der Wahrheit nach außen in anderen Menschen gäbe es gar nicht, wenn ihr nicht die Unterdrückung der Wahrheit im eigenen Innern voranginge. Es gibt die verhängnisvolle Kunst, auch vor sich selbst, vor dem eigenen Gewissen die Wirklichkeit zu verschleiern, ja zu verfälschen und so die Wahrheit zu unterdrücken. In der Tat muss ein Mensch in ungewöhnlicher Weise wahrhaftig und ehrlich sein, wenn er niemals sich selbst etwas vormacht, wenn er niemals sich selbst die Tatsachen beweist, die er wünscht, wenn er nicht immer wieder einen Rechtfertigungs- oder Entschuldigungsgrund für sich zu gewinnen versteht. Der Mensch muss die innere Wahrhaftigkeit gegen sich selbst pflegen und aufrechterhalten. Er muss die Selbsttäuschungen abwehren, die aus sinnlicher Phantasie, aus Leidenschaft und Feigheit erwachsen.

Wenn das achte Gebot uns befiehlt, die Wahrheit nicht zu unterdrücken, sondern gelten zu lassen, dann bedeutet dieser Befehl auch, dass wir ununterbrochen und rücksichtslos uns selbst prüfen und richten müssen. Dass wir Misstrauen in unsere eigenen Einsichten setzen sollen, gerade dann, wenn diese Einsichten und Meinungen uns irdische Vorteile oder auch nur innere Befriedigung, Annehmlichkeiten und Triumphe des Rechthabens bringen. Ein heiliges Misstrauen ist uns geboten, wenn wir unsere eigenen privaten Wahrheiten zu entdecken glauben, die uns entfernen von der Gemeinschaft und von der Gelehrigkeit für das, was andere meinen und tun. Der heilige Paulus hat geboten, dass die Christen sich selbst richten sollen, bevor sie zum Mahle des Herrn hinzutreten. Dieses Richten ist ein Richterspruch der Selbstanklage und der Selbstbeschämung, der inneren Einkehr und Umkehr. In der Tat muss jeder wahrheitsliebende Mensch immer wieder in sich jenen heimlichen oder offenen Versuch entdecken, die Wahrheit zu unterdrücken, die unbequemen Erkenntnisse wegzuleugnen, die eigenen Fehler zu entschuldigen, als unerheblich hinzustellen. Er findet den furchtbaren Ausspruch des Psalmisten in sich bestätigt: Jeder Mensch ist lügenhaft. Es kommt ihm die Selbstanklage von Herzen, die ihn die Kirche beten lässt: dass ich gesündigt habe gar viel durch Gedanken, Worte und Werke, durch meine Schuld, meine gar große Schuld. Dann ist ihm das Demutswort des Hauptmanns von Kapharnaum keine leere Formalität: „Herr, ich bin nicht würdig.“ Dann ist er auch bereit, sich selbst anzuklagen vor dem Priester und in ihm vor der Kirche. Es ist eigenartig, dass wir gerade vor dem Höhepunkt des religiösen Lebens dazu erzogen werden, jeder Unterdrückung der Wahrheit in uns selbst entgegenzuarbeiten. Darin liegt ein Zeichen, dass wir erst recht in den Niederungen des Alltags allzu leicht solcher Unterdrückung schuldig werden, allzu leicht uns etwas vormachen und uns selbst ein falsches Zeugnis ausstellen.

Der zweite Teil des achten Gebotes lautet: Du sollst die Wahrheit nicht missbrauchen. Wir sind imstande unsere Seelenvorgänge, unser inneres Leben, unsere Gedanken und Bestrebungen zu verbergen. Unser inwendiges Bewusstsein ist in ein Geheimnis gehüllt, das kein anderer Mensch zu durchdringen vermag, wenn wir ihm nicht selbst Eintritt gestatten. Es ist die für unser Zusammenleben wichtigste Bedingung. Wir könnten unmöglich ein geordnetes und friedliches Zusammenleben pflegen, wenn wir nicht dieses Geheimnis besäßen. Darum ist es ein unveräußerliches Menschenrecht, dieses Geheimnis vor jedem unberechtigten Eingriff zu schützen. Und es ist oft genug nicht nur unser Recht, sondern sogar unsere Pflicht, dieses Wissen vor jedem Menschen zu verbergen als ein Berufs- oder Amtsgeheimnis, als Beichtgeheimnis, als anvertrautes Geheimnis. Das Zusammenleben der Menschen könnte nicht bestehen, wenn jeder beliebig in die Wahrheit des anderen einbrechen könnte. Denn diese Wahrheit ist ein Segen nur für den Menschen, der sie besitzt und in rechter Weise verwaltet. Darum verlangt das achte Gebot auch, dass wir nicht jedem beliebigen Menschen jede beliebige Wahrheit vor den Kopf sagen. Dass wir unsere eigenen Einsichten und erst recht unsere

eigenen Meinungen nicht wahllos in die Seele der anderen werfen. Dadurch würden wir leicht und allzu oft Mitmenschen treffen und verwunden. Wir müssen die konventionelle Höflichkeit beachten. Wir dürfen nicht jedem Menschen, der uns vorgestellt wird, sagen und zeigen, wie gleichgültig oder wie lästig oder wie widerwärtig er uns ist. Diese Formeln, die uns helfen, den Mitmenschen vor verletzenden Erkenntnissen zu bewahren, sind dann keine konventionellen Lügen, wenn sie aus der heiligen Verantwortung entspringen, die sich wohl überlegt, was und wie viel man einem Mitmenschen preisgeben darf von dem Geheimnis unseres eigenen Denkens und Urteilens.

Erst recht und mit höchster Gewissenhaftigkeit muss das Geheimnis unseres Bewusstseins verwaltet werden vor den Menschen, denen wir verantwortlich als Erzieher, als Vorgesetzte, als Freunde oder als Ehegatten gegenüberstehen. Diese Beziehungen sind zart und empfindlich, zugleich entscheidungsvoll und lebenswichtig. Sie erlegen uns das größte Maß von beherrschtem Schweigen, von liebender Überlegung, von kluger Rücksicht auf. Gerade dann, wenn Zorn und Leidenschaft, Geringschätzung oder Rechthaberei dazu drängen, dem anderen Menschen etwas an den Kopf zu werfen, das er nicht ertragen könnte, das ihn verwunden müsste, dann ist es höchste Zeit, sich des achten Gebotes zu erinnern: die Wahrheit nicht zu missbrauchen, sie nicht zum Schaden eines Mitmenschen, zum Schaden der eigenen Seele zu gebrauchen. Der Christ soll die Herrschaft der Wahrheit in der Mitwelt fördern durch Belehrung der Unwissenden und durch Verteidigung der Wahrheit. Für die Äußerung persönlicher Überzeugung muss die christliche Klugheit, Nächstenliebe und Höflichkeit im Einzelnen den rechten Ort und das rechte Maß bestimmen. Das Recht, das Bewusstseinsgeheimnis zu wahren, ist kein absolutes. Wo die Mitteilung der Wahrheit notwendig ist, da gehört zum rechten Gebrauch der Wahrheit, sie als Mittel der Verständigung und der Aussprache, in Wort und Gebärde zu benutzen. Wo die Mitteilung der Wahrheit notwendig ist, dürfen wir diese Brücke von Mensch zu Mensch nicht einreißen. Wir mindern unsere Vertrauenswürdigkeit, wenn wir aus unsachlichen Gründen dem Mitmenschen die Wahrheit vorenthalten, auf die er ein Recht hat. Jeder besitzt seine eigene Wahrheit, aber nicht für sich allein, sondern auch für andere, und darum ist er auch verantwortlicher Verwalter seiner Wahrheit. Er wird zur Rechenschaft gezogen für jedes Wort, das er seinem Bruder sagt, aber auch für das Schweigen, mit dem er sich ungerecht oder lieblos vor dem Bruder verschließt. Darin liegt die Schwierigkeit dieses Gebotes: dass wir nur mühsam den Ausgleich finden zwischen der Aufrichtigkeit und der Barmherzigkeit, zwischen der Ehrlichkeit und der Klugheit.

Nun erkennen wir auch die Schwierigkeit, über die Wahrhaftigkeit oder die Unwahrhaftigkeit eines anderen Menschen zu urteilen. Es ist möglich, dass ein Mensch, wenn er ganz schlau, gewandt und zungenfertig ist, niemals auf einer unrichtigen Aussage zu ertappen ist. Und doch können solche Menschen von einer inneren Verlogenheit sein, die den Abscheu Gottes erweckt. Andererseits sind wir leicht bei der Hand, einen Menschen einen Lügner zu schelten, weil sein Mund zuweilen unrichtig aussagt. Und er ist doch vielleicht weit entfernt von Lüge. Der wahrhaftige Mensch ist der ehrfurchtsvolle Mensch, der vor der Wirklichkeit und vor dem Mitmenschen in gleicher Weise demütig steht, beladen mit heiliger Verantwortung. Auf der Schwelle seiner Seele kniet ein Engel, immerfort betend. Jede Wahrheit, die in seine Seele tritt, begrüßt er. Und jede Wahrheit, die aus der Tür seiner Seele tritt, geleitet er betend hinaus, zitternd und kniend in heiliger Verantwortung, flehend, dass sie zu einem Boten Gottes wird, zu einem Segen für die Geschöpfe, zu denen sie kommt.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die heilige Hedwig, Patronin von Schlesien

15.10.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Hedwig war die Tochter des Grafen Berthold IV. von Meranien (1180-1204) und wurde etwa im Jahre 1174 auf Schloss Andechs in Oberbayern geboren. Mit fünf Jahren wurde sie den Benediktinerinnen in Kitzingen zur Erziehung und Bildung übergeben. Sieben Jahre lang erfuhr sie dort ihre Ausbildung. Besonders eifrig widmete sie sich dem Studium der Heiligen Schrift, wobei der Heilige Geist ihr Lehrmeister war. Dies ist die Quelle, aus der sie ein langes Leben hindurch unermüdlich heilige Kraft schöpfte. Die Eltern fanden für Hedwig einen Gemahl: Herzog Heinrich der Bärtige (1201-1238) von Schlesien. Schlesien war damals ein von Slawen besiedeltes Land. Bis 1163 hatte es vorwiegend unter polnischer Herrschaft gestanden. Allerdings bestanden vielfache familiäre und politische Beziehungen zwischen den schlesischen Piasten und deutschen Fürstenhäusern; selbst im staufischen Kaiserhaus gab es Verwandte des jungen Herzogs. Sein Vater, Boleslaus I. (1163-1201), war gewillt, das nunmehr selbständig gewordene Land eng mit dem deutschen Reich zu verbinden. Er hatte siebzehn Jahre in Deutschland in der Verbannung gelebt. Als er nach Schlesien zurückkehrte, nahm er deutsche Ritter und Geistliche, die seine Freunde geworden waren, mit in den Osten. Aber sie allein vermochten nicht, deutsche Kultur im slawischen Land heimisch zu machen. Boleslaus wird wohl aus dieser Erkenntnis heraus seinem Sohn eine deutsche Gattin gesucht haben. Hedwig ist ein Kind des sonnigen Südens. Noch nicht 15 Jahre alt, muss sie in den rauhen Norden hinaufziehen. Aus politischer Berechnung wird sie an den Fürsten von Schlesien verheiratet. Heimweh quält sie im fremden Land, dessen Sprache sie nicht versteht, dessen Gewohnheiten ihr fremd sind. Das Heimweh drängt sie näher zu Gott. So wartete neben allem fremdartig Neuen eine ungeheure Aufgabe auf die Gräfin. Wir wissen aus den ersten Jahren ihres Aufenthalts in Schlesien nur dies, dass sie ihren Gemahl als einen tugendhaften und dem Volk nützlichen Mann in Gott liebte und sieben Kinder gebar.

1201 starb Boleslaus, ihr Schwiegervater, und sein Sohn Heinrich, der Gatte Hedwigs, wurde Herzog. Er hatte heftige Kämpfe mit anderen Piasten auszutragen, deren Ergebnis die Erweiterung Schlesiens zu vorher nie erreichter Größe war. Heinrich verwaltete sein Land klug und vorsichtig. Besonnenheit gegenüber seinen Ratgebern, Milde und Gerechtigkeit gegenüber seinen Untertanen werden als seine besonderen Herrschertugenden gerühmt. Um das Land wirtschaftlich und kulturell zu heben, glaubte Heinrich nichts Besseres tun zu können, als deutsche Siedler herbeizurufen. Überall in Schlesien entstanden neue Dörfer und Städte mit deutschen Bauern und Bürgern. Sie zu betreuen, ihnen in jeder Notlage zu helfen, war die vornehmste Aufgabe der Herzogin. Auf die rein politischen Taten ihres Gatten hatte sie keinen Einfluss. Sie unterstützte ihn bei der Vertiefung des christlichen Lebens und der kulturellen Hebung des schlesischen Landes. Sie begleitete ihn auf seinen Reisen durch das Land, saß mit ihm zu Gericht. Auch der Ärmste und Verlassenste wusste, dass seine Bitten an das Ohr des Herzogs gelangten durch Hedwig. Ihre unermüdliche Güte und Hilfsbereitschaft gewannen ihr die Zuneigung auch ihrer slawischen Untertanen. In ihr erblickten sie das edelste Abbild deutschen Wesens. Zahlreiche Orden wurden in das Land gerufen: Augustiner, Dominikaner, Franziskaner, Prämonstratenser, Templer und Zisterzienser. Schon früh erkannte Hedwig, dass ihrem Land

etwas fehlte, was die Verwurzelung christlicher Lebensform in ihrer deutschen Heimat so wesentlich gefördert hatte: die Frauenklöster. So gab es für die Töchter des Adels nicht jene Stätten der Erziehung und der Möglichkeit heiliger Lebensvollendung. Sie veranlasste ihren Gatten zur Gründung des Zisterzienserinnenklosters Trebnitz (1202). Durch Hedwigs Vermittlung wurden Ordensfrauen aus Bamberg nach Schlesien entsandt, an ihrer Spitze Petrusa, die einstige Lehrmeisterin Hedwigs aus Kitzingen. Für die Herzogin wurde das Kloster Trebnitz in vielfacher Weise der Ort, wo sie wahrhaft daheim war.

Zwei Gruppen von Menschen waren es, in denen Hedwig die Gegenwart Christi besonders nahekam: die Priester und die Armen. Der Grund für ihre hohe Achtung der Priester lag wohl in ihrer Wertschätzung des heiligen Messopfers. Besonders wandte sich Hedwig den Elendesten unter den Elenden zu. In Breslau wurde auf ihre Veranlassung hin das erste Hospital in Schlesien gebaut. Ein Aussätzigenheim in Neumarkt folgte. Hedwig diente den Armen und Kranken eigenhändig. Ihre Diener beauftragte sie nur dann und dort mit guten Werken, wenn und wo sie nicht alles selbst tun konnte. Sie hatte ständig dreizehn Arme bei sich. Selbst auf ihren Reisen durch das Herzogtum mussten sie ihr nachfahren. Kam man dann in eine Burg oder in eine Herberge, so sorgte Hedwig zuerst für die Armen, und dafür nahm sie nicht selten das für sie selbst gerichtete Mahl. Unter den Hofjüngern ging deshalb das Wort: Lieber als Bettler bei der Herrin essen als vom Tisch des Herrn.

Der Heroismus, mit dem Hedwig Christus in seinen Brüdern diente, war jedoch gleichsam nur der Mantel, unter dem die eigentliche Gestalt ihrer Heiligkeit, die Verähnlichung mit Christus, sich verbarg. Mit innerer Notwendigkeit ging sie Schritt um Schritt auf dem Weg der Kreuzesnachfolge. Sie scheute sich nicht, ein Opferlamm aus inniger Liebe zu ihm zu werden, der aus überströmender Liebe für alle Menschen gekreuzigt wurde. Von hier aus wird die Härte verständlich, mit der sie gegen sich selbst vorging. Ihre Strenge in Nahrung, Kleidung und Lebensweise überschritt jedes Maß. Es ist auffallend, wie sicher Hedwig ohne jede Führung von außen und gegen sehr viele Widerstände diesen Weg ging. Auf die Vorhaltungen des Archidiakons von Breslau, dass sie zu viel faste, antwortete sie kurz: „Ich esse, was mir genügt.“ Ihr Gatte ehrte und bewunderte seine Ehefrau. Von ihr übernahm er die selbstlose Christusliebe. Beide legten nach zwanzigjähriger Ehe das Gelübde der Enthaltbarkeit ab.

Kinder werden geboren. Nun hat sie liebende Sorge und geht ganz in der Erziehung und Pflege der Kinder auf. Da nimmt ihr der Tod die Kinder. Demütig beugt sich Hedwig unter den Schlägen Gottes. „Wie Gott will!“ Das Leid macht ihre Seele reif und stark. Weitere Kinder kommen. Es folgt eine kurze Zeit des Friedens und der Freude. Aber dann hageln die Leiden auf sie nieder. Ihre Schwester Gertrud, die Königin von Ungarn, wird ermordet. Kaum ist der Schicksalsschlag verwunden, da stirbt ihre andere Schwester Agnes, die Königin von Frankreich, reuelos und in der Sünde. Das ist das Allerschrecklichste. Zu Hause ist die Burg in Flammen aufgegangen. Ihr Bruder Heinrich II. von Istrien irrt geächtet in fremden Landen umher. Das Leid verschont ihre eigene Familie nicht. Ein Sohn empört sich gegen die Eltern. Auf der Jagd bricht er sich das Genick. Ihr Mann kommt in den Kirchenbann, weil er sich gegen die Kirchengüter verfehlte, und stirbt im Kirchenbann (1238). Wie hat die tiefgläubige Gattin unter diesem Schlag gelitten! Sechs ihrer Kinder starben vor ihr. Noch einen Sohn hat sie, Heinrich. Auf ihn ist sie stolz. Er ist der Mutter nachgeschlagen. Heinrich muss in die Schlacht, um das Land gegen die wilden Mongolen zu schützen (9. April 1241), und fällt. Des Nachts geht die Mutter über das Schlachtfeld der Wahlstatt bei Liegnitz und sucht ihren Sohn unter den Toten. Verstümmelt, entstellt, blutüberströmt findet sie ihn und birgt ihn weinend auf ihrem Schoß. Die Gottesmutter auf Golgotha scheint wieder auf die Erde gekommen zu sein. Kein Vorwurf gegen Gott drängt sich über die Lippen der schmerzgebeugten Frau. Sie betet im tiefsten Leid: „Es muss uns gefallen, was Gott gefallen hat.“ Hedwig hat einen Enkel, Boleslaus II., einen rechten Taugenichts. Er wird Heinrichs Nachfolger (1241-1278). Der Enkel zerschlägt alles, was sie aufgebaut hat. Sie kann es nicht hindern. Hedwig zieht sich in das Kloster Trebnitz zurück. Dort betet, opfert, sühnt sie für andere und stirbt als Heilige unter dem Schleier einer heiligen Verwandten, ihrer Nichte, Elisabeth von Thüringen (1207-1231), am 15. Oktober 1243, fast siebzig Jahre alt.

Die sofort einsetzende Verehrung und zahlreiche wunderbare Begebenheiten an ihrem Grab führten rasch zur Einleitung des Heiligsprechungsprozesses. Er wurde 1267 durch Papst Clemens IV.

(1265-1268) mit der Aufnahme der Herzogin unter die Heiligen der Kirche beendet. Die Oration des Festes der hl. Hedwig fasst in wunderbar präziser Form Geheimnis und Botschaft ihres Lebens zusammen: O Gott, du hast die heilige Hedwig gelehrt, mit ganzem Herzen vom Prunk der Welt zur demütigen Kreuzesnachfolge überzugehen. Lehre uns durch ihr Beispiel und Verdienst, die vergänglichen Freuden der Welt mit Füßen zu treten und in der Umarmung deines Kreuzes alles, was sich wider uns erhebt, zu überwinden. Hedwig ist Patronin von Schlesien. Die Liebe der Schlesier hat sie niemals vernachlässigt oder vergessen. Viele Frauen und Mädchen aus Schlesien tragen ihren Namen. Die Verehrung der heiligen Hedwig ist nicht auf die Schlesier beschränkt. Sie sollte von allen Christen geübt werden, die um ihre Heiligkeit wissen und ihre Tugenden nachahmen wollen.

Jetzt, Christen, stimmt an, es singe, wer da kann: Schutzfrau des Schlesierlands,
Krone des Fürstenstands, o Sankt Hedwig!
O große Heilige du, dein Ruhm nimmt immer zu. Sind's gleich achthundert Jahr,
dich preist man immerdar, o Sankt Hedwig!
Wer fromm wie du gelebt, der Tugend nachgestrebt, bleibt für die Christenheit
ein Vorbild allezeit, o Sankt Hedwig!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der barmherzige Gott

22.10.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Barmherzigkeit Gottes (Jahwes) gehört zu den Urerfahrungen des Volkes Israel. Die Patriarchenerzählungen, die Sinaitradition, die Gottessprüche in den prophetischen Büchern, die Psalmen, die späteren Bücher bezeugen: Jahwe ist ein barmherziger und gnädiger Gott, langmütig und reich an Bundeshuld und Treue. Das Neue Testament knüpft nahtlos an die Lehre des Alten Testaments an. Gott ist der Vater der Erbarmungen (2 Kor 1,3), erklärt der heilige Paulus. Die in Jesus, dem Christus, geschehene Erlösung ergibt sich aus Gottes Barmherzigkeit. Gott, der reich ist im Erbarmen, hat uns mit Christus lebendig gemacht (Eph 2,4). Gott hat uns gerettet durch sein Erbarmen, durch das Bad der Wiedergeburt und durch die Erneuerung des Heiligen Geistes (Tit 3,5). Die Barmherzigkeit Gottes ist die Bereitwilligkeit Gottes, der notleidenden Kreatur aus freier Gnade zu Hilfe zu kommen. Die göttliche Barmherzigkeit ist grundsätzlich allumfassend. Auch das göttliche Strafwalten zielt zunächst auf Bekehrung als Voraussetzung neuen Erbarmens. Nur die Verstocktheit setzt ihr eine Grenze. Der Mensch darf gegen die Barmherzigkeit Gottes nicht sündigen durch Vermessenheit. Die Barmherzigkeit Gottes in der Weise und den Bedingungen ihres Erweises steht in dem souveränen Ermessen Gottes. Das Bittgebet ist die Appellation des Menschen an die Barmherzigkeit Gottes und zugleich deren Rühmung. Lukas, der Arzt, erzählt uns das ergreifende Gleichnis vom verlorenen Sohn. Der Inhalt dieses Gleichnisses drängt förmlich zum Ergriffensein: die zerlumpete Gestalt des Sohnes, sein reuiges Bekenntnis: „Vater, ich habe gesündigt“, die liebevolle Umarmung des Vaters: „Als er noch fern war, erblickte ihn sein Vater, fiel ihm um den Hals und küsste ihn.“ Kein Vorwurf, keine Beschimpfung, keine Abrechnung des Vaters mit dem heruntergekommenen Sohn. Nur Erbarmen, Freude, Wiederaufnahme. Das Erbarmen trieb Jesus dazu, auch den Zöllnern brüderlich nahe zu sein, an ihren Gastmählern teilzunehmen. Aus Barmherzigkeit hat er dabei die Gefahr hingegenommen, dass Übelwollende ihn als „Schlemmer“ und „Trinker“ einstufen. In der Bergpredigt preist unser Herr die Barmherzigen selig, „denn sie werden Barmherzigkeit erlangen“. Scharf verurteilt wird der unbarmherzige Knecht, dem sein Herr eine Riesenschuld erlassen hatte, der aber seinen Mitknecht wegen einer geringfügigen Schuld ins Gefängnis werfen ließ. Die Heiligen der Kirche haben das Hohelied der Barmherzigkeit Gottes gesungen. Thomas von Aquin schreibt: „Mag der Mensch ein noch so großer Sünder sein, er muss (!) hoffen, dass Gott ihm verzeiht, wenn er nur vollkommen bereut und sich bekehrt.“ Und Franz von Sales formuliert: „Wenn der Mensch sich rein wäscht, klagt Gott ihn an; wenn der Mensch sich anklagt, wäscht Gott ihn rein.“ Das Erbarmen Gottes rufen wir in jeder heiligen Messe an, und zwar mehrfach. Im Kyrie eleison steigt unser Flehen sogar mit dem Rest der griechischen Sprache in unserer Liturgie zum Himmel. Das Leben der Gläubigen ist erfüllt von den Machttaten der göttlichen Barmherzigkeit. Den besten Kommentar liefern Tatsachen des Lebens.

In einem schottischen Dorf lebte eine Mutter. Ihre Tochter, jung und schön, zog in die Stadt und kam bald unter die Räder. Der Mutter blieb es nicht verborgen. Sie weinte viel und betete noch mehr. Oft ganze Nächte hindurch. Mutterliebe ist so. Wenn eine Mutter selbst nicht mehr helfen kann, liegt sie so lange auf den Knien, bis Gott hilft. Wieder einmal also betet jene schottische Mutter eines

Abends lange für ihr Kind. Es geht schon auf Mitternacht zu. Das Gebet will kein Ende nehmen. Da hört die Frau plötzlich Schritte, die zur Tür hereinkommen. Sie steht auf, wendet sich um und sieht sich ihrer Tochter gegenüber. Das Kind war reuig heimgekehrt, und wie der Vater vom Evangelium den verlorenen Sohn, so nimmt in jener Nacht die Mutter die verlorene Tochter mit Freuden wieder auf. „Mutter“, fragt dann die Tochter, „wie kommt es, dass ich noch um Mitternacht die Tür offen fand?“ „Kind“, entgegnete die Mutter, „seitdem ich wusste, dass du in Not bist, habe ich die Tür weder bei Tag noch bei Nacht jemals verschlossen. Du solltest sie offen finden, wenn immer du heimkommen würdest.“ O wundergroße Mutterliebe! Unendlich größer als die Mutterliebe ist Gottes Barmherzigkeit. „Kann wohl eine Mutter ihr Kind vergessen, dass sie sich seiner nicht erbarmt? Und wenn sie es vergessen könnte, ich werde dich nicht vergessen“ (Is 49,15). Gottes Tür steht bei Tag und Nacht immer offen, monatelang, jahrelang, lebenslang. Gottes Barmherzigkeit währt bis zum letzten Atemzug eines jeden Menschen.

Gottes Barmherzigkeit geht dem Sünder, dem Gottvergessenen, dem Gottlosen nach. Der belgische kommunistische Abgeordnete Jacquemotte starb während einer Eisenbahnreise plötzlich infolge eines Schlaganfalls. Er hatte in dem Zug ein Abteil gewählt, das bald ganz überfüllt war. Als letzter Passagier war ein katholischer Priester zugestiegen, der nur noch neben dem kommunistischen Abgeordneten einen Sitzplatz finden konnte. „Sie sehen sehr bleich und krank aus, mein Herr“, sagte der Priester zu dem neben ihm sitzenden Abgeordneten, ohne ihn zu kennen. Jacquemotte bestätigte, dass er sich tatsächlich nicht wohl fühle und schon länger leidend sei. Ein Wort gab das andere, sie kamen in ein eifriges Gespräch. Wohl schon lange nicht hatte Jacquemotte so nahe neben einem Priester gesessen. Erinnerungen stiegen in ihm ab. Er erzählte dem Abbé, dass er „eigentlich“ auch Katholik sei, dass er noch gern an seine erste heilige Kommunion zurückdenke und an seine gute Mutter, die ihm eine christliche Erziehung gegeben habe. Er sprach schließlich sogar vor allen Anwesenden sein Bedauern darüber aus, dass er heute so ganz dem Kommunismus verfallen sei. Der Priester wollte ihm mit einigen aufmunternden Worten erwidern, allein es war keine Zeit mehr dazu. Die göttliche Barmherzigkeit wollte auf dieses Bekenntnis hin selbst die Antwort geben: Der Abgeordnete brach in diesem Augenblick, vom Schlag getroffen, zusammen, und der Priester fing ihn in seinen Armen auf. Tief erschüttert hörten alle Mitreisenden, wie der Priester, bis ins Innerste ergriffen, die Absolutionsworte sprach: *Ego te absolvo*. Ich spreche dich los von deinen Sünden. Weil der Priester das heilige Öl bei sich trug, spendete er dem Sterbenden noch rasch die Letzte Ölung. Jacquemotte verschied danach still und ergeben in den Armen eines der früher von ihm so sehr gehassten Priester.

Gottes Barmherzigkeit weiß auch in scheinbar hoffnungslosen Fällen zu retten. Durch die Straßen einer französischen Stadt rennt wie wahnsinnig ein Mann. Er rennt freiwillig in den Tod. Jetzt steht er auf dem Brückengeländer. Unter ihm rollen die grauen Wogen des Stromes. Ehe es jemand hindern kann, springt er in die Tiefe. Ein paar Tage später fischt man die Leiche aus dem Wasser. Es lag offenbar Selbstmord vor. Der Witwe des Selbstmörders, einer tiefreligiösen Frau, lässt es keine Ruhe. Ihr Gatte war ein herzenguter Mensch gewesen. Unbegreiflich ist es ihr, dass er sich das Leben nehmen konnte. Ob er ewig verdammt ist? Alles in ihr sträubt sich gegen diesen Gedanken. Ob seine Seele im Jenseits gut aufgenommen wurde? Die Frau wagt es nicht zu hoffen. In dieser quälenden Ungewissheit begibt sich die Frau eines Tages zum Bahnhof, setzt sich in den Zug und fährt in ein kleines Dorf im Osten Frankreichs. Dort lebte als Pfarrer von Ars Johannes Vianney, ein guter, ein heiliger Priester. Er wusste mehr als andere von dem, was zwischen Himmel und Erde unsichtbarerweise geschieht. Ihn suchte die Witwe auf, um Trost zu haben. Dichtgedrängt stehen die Menschen in der Kirche zu Ars, als die Frau eintritt. Eben hält Pfarrer Vianney Christenlehre. Plötzlich unterbricht er seinen Vortrag, macht eine Pause und sagt dann unvermittelt: „Zwischen Brückenrand und Wasserspiegel ist Raum genug für Gottes Barmherzigkeit.“ Keiner der Zuhörer weiß, was das Wort bedeuten soll. Auch diejenige weiß es nicht, die es angeht. Verwirrt steht sie in der Kirche. Doch schon hat der heilige Pfarrer seinen Platz verlassen, schreitet langsam durch das Gotteshaus, bleibt vor ihr stehen, sieht sie gütig an und sagt noch einmal: „Frau, zwischen Brückenrand und Wasserspiegel ist Raum genug für Gottes Barmherzigkeit.“ So groß ist Gottes Barmherzigkeit. Da ist ein Mensch, der seine Seele ins ewige Verderben werfen will, aber Gottes barmherzige Hand fängt sie auf und bewahrt sie vor dem Untergang. So groß ist Gottes Barmherzigkeit. Kein Sünder, auch der größte nicht, darf an

Gottes Barmherzigkeit verzweifeln. Barmherzigkeit ist eine Wesenseigenschaft Gottes. Vertrauen wir auf seine Barmherzigkeit! Aber machen wir uns auch tauglich, sie zu erfahren.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Christus der König

29.10.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Evangelium der heutigen Messe ist durch ein dramatisches Verhör bestimmt. Da steht Christus vor dem Vertreter des römischen Kaisers. Der Mensch gewordene Gottessohn muss sich vor einem menschlichen Gericht verantworten. Die Anklage gegen Jesus lautet auf Machtanmaßung. Der Evangelist Lukas gibt am ausführlichsten an, was seine Feinde gegen ihn vorbrachten: „Er wiegelt unser Volk auf und verbietet, dem Kaiser Steuern zu zahlen; auch behauptet er, er selbst sei der Messiaskönig.“ Diese Anklage musste der Prokurator ernst nehmen. Denn sie betraf die römische Herrschaft in Palästina. Aufwiegelung des Volkes und geplante Aufrichtung einer eigenen Obrigkeit waren Vorwürfe, die der Vertreter der römischen Besatzungsmacht nicht hingehen lassen konnte. Erst recht musste der Anspruch, ein König zu sein, ihn aufhorchen lassen. Ein Thronprätendent war ein Konkurrent des römischen Kaisers, dessen Repräsentant in Palästina der Prokurator war. Alle vier Evangelisten bringen in wörtlicher Übereinstimmung daher die entscheidende Frage des Pilatus in dem Verhör Jesu: „Bist du der König der Juden?“ Die Antwort Jesu darauf ist eindeutig: „Ja, ich bin es.“ Es gibt keine andere Stelle im Neuen Testament, die so einfach und fasslich das Königtum Jesu verdeutlicht wie diese. Jesus fühlt sich verpflichtet, dem Pilatus Aufschluss über sein Königtum zu geben. Der König ist normalerweise der Träger oberster staatlicher Gewalt und höchster Repräsentant in der Monarchie. Er regiert das Land, erhebt Steuern, spricht Recht und unterhält die bewaffnete Macht. Ein solches Königtum weist Jesus ab. „Mein Reich ist nicht aus dieser Welt.“ Dafür gibt es einen unwiderlegbaren Beweis. „Wäre mein Reich aus dieser Welt, dann würden wohl (bei der Gefangennahme) meine Knechte gekämpft haben, dass ich nicht den Juden überliefert worden wäre.“ Aber das ist nicht geschehen. „Nun aber ist mein Reich nicht daher.“ Jesus bestreitet nicht, dass er einen Herrschaftsbereich, ein Reich besitzt. Damit bejaht er mittelbar den Anspruch, ein König zu sein. Pilatus hat ihn recht verstanden. Darum fragt er noch einmal: „Du bist also doch ein König?“ Jesus nimmt nichts zurück. Er ist ein König. Ein König im Reich der Wahrheit. Darin liegt seine Existenzberechtigung. „Dazu bin ich geboren und dazu bin ich in die Welt gekommen, dass ich der Wahrheit Zeugnis gebe.“ Das heißt: Als der Gesandte Gottes verkündet er die göttliche Offenbarung und ruft die Welt zur Stellungnahme für oder gegen sie auf. Er ist der Lehrer der göttlichen Offenbarung, der sich alle Menschen, die seine Botschaft hören, unterwerfen müssen. Er verkündet die Gottesherrschaft, die in seinem Wirken schon Gegenwart zu werden beginnt. Er verkündet die Königsherrschaft Gottes, die mit seinem Kommen angebrochen ist. Dieses Reich hat seine Angehörigen, seine Bürger, die ihm untertan sind. Alle, die „aus der Wahrheit (oder aus Gott) sind“, d.h. sich durch Gottes Offenbarung bestimmen lassen, hören auf ihn und seine Verkündigung und erkennen ihn als den Gesandten Gottes an. Diese sind die Glieder seines Reiches. Die Antwort des Pilatus auf diese Enthüllung ist die ratlose Äußerung: „Was ist Wahrheit?“ Damit kann er nichts anfangen. Er versteht etwas von Macht und Gehorsam, aber Wahrheit ist ihm fremd. Doch Pilatus erkennt in dem Verhör Jesu, dass die gegen ihn erhobenen Anklagen haltlos sind. Er sieht in Jesus einen harmlosen Schwärmer. Der Mann ist keine Gefahr, weder für die römische Besatzungsmacht noch für das

jüdische Volk. Daher hätte er ihn freilassen müssen. Er hat es auch versucht, ihn vor der Wut seiner Ankläger zu retten. Er hat es mehrfach versucht. Doch dann knickt er ein. Aus Angst. Aus Feigheit. „Wenn du diesen freigibst, bist du kein Freund des Kaisers.“ Das Ansehen, die Karriere, die Stellung des Pilatus ist in Gefahr. Dieses Argument zählt. Pilatus will nicht verlieren seine Position, sein Renommee am Kaiserhof. So gibt er nach.

Wir Christen sind anderer Ansicht als Pilatus. Wir bekennen uns zu Christus als unserem Herrn. Ja, Christus ist unser König. Eingesetzt vom himmlischen Vater als Sohn Gottes, dem alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden. Durch den Empfang des Taufsakramentes sind wir Bürger seines Reiches geworden. Ihm sind wir zugehörig und verpflichtet. In seinem Namen und unter seinem Banner bekennen wir die Wahrheit, deren König er ist. In den letzten Jahrhunderten haben sich die Streiter für Christi Wahrheit regelmäßig ausgewiesen mit dem Ruf: Christus ist unser König. Ich erwähne zwei Länder: Mexiko und Spanien. Seit 1821 war die innere Geschichte Mexikos ein Gewirr von Kämpfen, Aufständen, Revolutionen, Bürgerkriegen und Kirchenverfolgungen. Die päpstliche Jurisdiktion wurde für aufgehoben erklärt, das Kirchengut beschlagnahmt, die staatsbürgerlichen Rechte des Klerus wurden beschränkt, die Schulen religionslos gemacht. Sakrilegische Verbrechen, Erpressungen, Misshandlungen und Morde brachten das Land zeitweise dem Untergang nahe. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts tobte eine regelrechte Christenverfolgung. Hunderte von Priestern und Tausende von Klosterfrauen wurden vertrieben. Gegen Übertretungen der ungerichten Gesetze und Maßnahmen gingen Polizei und Soldaten mit schwersten Strafen, grausamen Martern und selbst mit Tötung vor. Die Kirche Mexikos wurde zur Katakombenkirche. Heldenmütig starben Priester, Ordensleute und Laien für den Glauben, eine große Zahl nach grauenvoller Misshandlung. Die gläubigen katholischen Christen bewiesen ihre Glaubensstreue und führten ihren Kampf gegen das namenlose Unrecht im Zeichen und unter Ausrufung von Christus dem König. Sie ertrugen die ihnen zugefügten Peinigungen mit dem Bekenntnis zum König Christus. Sie starben unter den Gewehrsalven mit dem Ruf: Es lebe Christus unser König. Einige Beispiele von vielen: In der Stadt León wurde der Vorsitzende einer katholischen Arbeitergruppe festgenommen. Der General fragte ihn, ob er ein Führer der Gruppen sei, die rufen: „Es lebe Christus der König.“ Er antwortete: Ja, denn Christus ist König und herrscht. Der General versetzte ihm eine schallende Ohrfeige. Drei Tage später wurde der Arbeiter zur Hinrichtung geführt. „Es lebe Christus der König“ war sein letztes Wort. In einer anderen mexikanischen Stadt weigerte sich ein achtzehnjähriger Jüngling zu rufen: „Nieder mit Christus“. Die Soldaten ergriffen ihn, banden ihn an einen Lastwagen, fuhren los und schleiften ihn zu seinem Elternhaus. Dort forderten sie ihn erneut auf: Nieder mit Christus zu rufen. Der Jüngling rief mit dem letzten Aufgebot seiner Kraft: „Es lebe Christus, der König.“ Dann ging er ein in sein himmlisches Reich. Der Automechaniker Salvador Huerta Gutiérrez, Vater von zwölf Kindern, der täglich die heilige Messe besuchte, rief vor seiner Hinrichtung: „Es lebe Christus der König und die Jungfrau von Guadalupe. Erschießt mich, damit ich für Gott sterben kann, weil ich ihn liebe.“

Ähnlich wie in Mexiko war die Lage in Spanien. In den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts drohte das Land unter der sozialistischen und liberalistischen Regierung in Anarchie zu versinken. Enteignungen und Gewalttaten, Überfälle und Ermordungen waren an vielen Orten alltäglich. Die erbitterte Feindschaft der Regierung und ihrer Organe richtete sich gegen die katholische Kirche und den Klerus. Die Religion war in Gefahr. Kirchen und Klöster wurden in Brand gesteckt. Priester, Mönche und Klosterfrauen vertrieben, misshandelt, getötet. Die unhaltbar gewordenen Zustände gaben den Anlass zu der Erhebung des Generals Franco und seiner Verbündeten. Sein Kampf wurde unterstützt von den gläubigen Kreisen des spanischen Volkes. Arbeiter, Bauern, Akademiker eilten zu den Waffen. Jünglinge und Knaben von vierzehn Jahren erbaten sich bei ihren Eltern die Erlaubnis, für Christus und den Glauben streiten zu dürfen. Auf der Brust eine Medaille des Herzens Jesu oder der Mutter Gottes, auf den Lippen die Worte „Es lebe Christus, der König“, „Mit Gott für den heiligen Glauben und Spanien“ zogen diese blutjungen Leute in den Kampf, jede Stunde bereit, für ihre heiligsten Güter Blut und Leben zu opfern. Die spanischen Christen gründeten ihre Treue zum Glauben auf das Bekenntnis zu Christus dem König. Sie verteidigten die heilige Religion im Namen des Königs Christus. Sie lebten, litten und starben mit dem Ruf: Es lebe Christus, der König. Im Aufschauen auf diesen König und in der Kraft seiner Gnade haben sie der Wahrheit, der heiligen

Religion und ihrem Vaterland gedient. Der fromme Pfarrer Joseph Boher Foix von Pobleta de Bellveí wurde mit 49 Jahren erschossen. Kurz vor der Hinrichtung erklärte er: „Ich vergebe euch allen. Es lebe Christus der König.“ Der Jesuitenpater Tena in Villafranca sollte erschossen werden. Seine Peiniger verlangten von ihm zu rufen: „Es gibt keinen Gott.“ Der Priester lehnte ab. „Ihr könnt mir das zeitliche Leben nehmen, nicht das ewige Leben.“ Nun schritten die Feinde zur Tat. Mit gekreuzten Armen erwartete er die Kugel. Als er getroffen zusammensank, rief er mit letzter Kraft: „Es lebe Christus der König!“

Christus ist unser König. Das Mainzer Gebet- und Gesangbuch von 1952 beschrieb den Inhalt des Königsfestes Jesu mit den Worten: „Es gilt, unter der sichtbaren Leitung von Papst, Bischof und Pfarrer den Kampf zu führen gegen die allgemeine Entchristlichung. Es gilt, die Pfarrgemeinde immer enger um ihren Seelsorger zu scharen. Es gilt, dass die Gläubigen selber zu wahren Laienaposteln Christi durch Gebet und Tat werden. Wir dienen Christus, dem König der Ewigkeit, wenn wir uns in der Familie und im öffentlichen Leben zu ihm und zu seinen Grundsätzen bekennen.“ In der Zeit der Hitlerherrschaft versammelte sich die treugebliebene katholische Jugend am Dreifaltigkeitssonntag zum Bekenntnis des Gottkönigs Jesus Christus. Sie sangen das Lied: „Auf zum Schwur mit Herz und Mund, hebt die Hand zum heil'gen Bund. Was die Völker fromm gelobt, von den Feinden rings umtobt, das geloben wir aufs neue, Jesu Herz, dir ew'ge Treue. Das geloben wir aufs neue, Jesu Herz, dir ew'ge Treue!“ Lassen wir uns von dieser Jugend nicht beschämen! An uns ist es, das Königtum Christi in unseren Herzen und in unserer Kirche aufzurichten. Als mutige und getreue Gefolgsleute unseres Königs sollen wir im Leben und Kämpfen Zeugnis für ihn ablegen. Dem König aller Zeiten, dem Unsterblichen, Unsichtbaren, dem alleinigen Gott, sei Ehre und Preis in Ewigkeit.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Fest Allerheiligen

01.11.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Fest, mit dem wir alle Heiligen Gottes ehren, nahm seinen Ursprung in der gewaltigen Rotunde des römischen Pantheon. Dieser größte Tempelbau des heidnischen Rom war zu einer christlichen Kirche umgestaltet und zur Begräbnisstätte von zahllosen Überresten heiliger Bekenner und Martyrer geworden, die man aus den Katakomben dorthin übertragen hatte. Er erinnert an die Heiligen, wie sie auf Erden wandelten. Die Heiligen auf Erden. Wir meinen damit nicht nur die von der Kirche feierlich heiliggesprochenen Menschen; sondern überhaupt alle gottverbundenen und gottliebenden Menschen, die es je gab. Die Menschen der großen religiösen Kraft und der heldenmäßigen sittlichen Vollendung. Die Menschen Gottes und die Menschen der Güte. Es waren ihrer viele, eine große Schar, die niemand zählen kann, aus allen Völkern, Stämmen, Sprachen und Zeiten. Die einen lebten in versunkenen Jahrhunderten, die anderen sind noch durch unsere Städte und Dörfer gegangen. Es überfällt uns immer wieder ein frohes und zugleich wehmütiges Staunen und eine Art Heimweh, wenn wir an diese Menschen denken. Was ist denn an ihnen so merkwürdig, so außerordentlich gewesen, so ganz anders als bei der großen, dunklen Masse der Menschheit, wie wir sie nur allzu gut kennen? Diese heiligen Menschen sind die einzigen Menschen, die wahrhaft unvergesslich sind. Unvergesslich nicht durch den Bericht unserer Geschichtsbücher; denn die meisten stehen nicht in unseren Büchern, weder in den Schulbüchern noch in gelehrten Abhandlungen. Unvergesslich sind sie für unser Herz. Sie sind die Menschen, an die man nur mit Liebe denkt und mit Freude und Sehnsucht zugleich. Es sind die einzigen Menschen, denen kein Fluch in die Ewigkeit nachgerufen wurde. Acht Jahrhunderte sind es schon, seit Franz von Assisi nicht mehr auf Erden wandelt. Aber die Herzen der Menschheit schlagen in unverminderter Liebe und Dankbarkeit für ihn. Sechszehnhundert Jahre sind es, seit Augustinus starb. Die Wandalen haben in seiner Sterbestunde seine Bischofsstadt mit Brand und Mord überzogen. Die Wandalen und das Wandalische in der Menschheit sind seitdem immer wieder siegreich gewesen. Trotzdem ist der Name Augustinus und die Geistesgröße und Herzenswärme dieses Heiligen uns unvergesslich geblieben. Und zweitausend Jahre sind vergangen, seit Paulus an der Straße nach Ostia enthauptet wurde. Und heute noch kniet eine pilgernde Welt nieder an seinem Grabe und betet dort so ergriffen und dankbar, wie man nur im Namen des Geistes und der Freiheit beten und danken kann.

Warum sind die Heiligen unserem Herzen so nahe geblieben? Weil sie die einzigen wirklichen und großen Wohltäter der Menschheit waren. Von ihnen ist keine neue Mordwaffe erfunden worden, von ihnen ist kein Krieg entfesselt worden, von ihnen ist kein Hass, kein Streit ausgegangen. Im Gegenteil! Sie haben die Zwietracht zu heilen gesucht. Sie haben die harten Herzen weich gemacht. Sie haben die mutlosen Herzen höher schlagen lassen. Sie haben die Herzen der Reichen weit und die Herzen der Armen froh gemacht. Sie haben zu den Herren der Erde stolz und frei, zu den Unterdrückten aber sanft und mütterlich geredet. Sie haben die Wölfe gezähmt und die Lämmer beschirmt. Sie haben (wie es im Buche Hiob heißt) dem Blinden als Auge gedient und dem Lahmen als Fuß und waren wie ein Vater der Armen. Sie waren die Menschen, die wirklich die Erde wohnlicher und das Leben heller

gemacht haben. Nicht durch Erfindung einer besseren Beleuchtung oder einer gesunderen Wohnweise, sondern indem sie bessere Beziehungen, gute und friedvolle und einträchtige Beziehungen unter den Menschen geschaffen haben. Sie haben dazu geholfen, dass sich die Menschen besser verstehen und miteinander vertragen. Davon hängt doch schließlich zumeist alles wirkliche Glück ab, das wir hienieden besitzen können. Darum ist nicht bloß ihre Person, sondern auch ihr Werk unvergänglich und dauerhaft geworden auf Erden. Was die Heiligen geschaffen haben, das möchte niemand wieder zerstören, der es gut meint mit den Menschen. Die Reichsgründungen der großen Eroberer haben von Anfang an Feinde gehabt, die auf ihre Zerstörung ausgingen. Aber die Barmherzigen Schwestern, die Vinzenz von Paul gegründet hat, möchte niemand aus unserem Leben wegwünschen. Die Werke des Erziehers Johannes Bosco kann niemand zerstören wollen, der die Jugend liebt. Was der heilige Franz gesungen hat, was der heilige Augustinus geschrieben hat, was Fra Angelico gemalt hat, das kann niemand hassen, das kann man nur lieben und verehren.

So sind die Heiligen auch unsere Tröster. Sie geben uns immer wieder den Glauben an die Menschen und an die Menschheit, den Glauben an uns selbst, weil sie den Glauben an unsere Ideale, an das Gute und an das Licht immer wieder aufrichten. Denn sie sind Menschen gewesen, in denen der Geist und die Güte siegreich und mächtig waren. Sonst sehen wir immer die Übermacht der Finsternis auf Erden, der Gewalt und der Sünde oder wenigstens die Übermacht des Zufalls und des Schicksals. Die Menschen, sie sonst zu den Großen gerechnet werden, die großen Könige, die großen Feldherren, die großen Staatsmänner haben ihr Werk zum größten Teil der Gunst der Zeit und der Verhältnisse oder der Waffengewalt und dem Blut ihrer Völker oder der Rücksichtslosigkeit ihres Denkens und der Skrupellosigkeit ihres Wollens zu verdanken gehabt. Aber kein Heiliger hat durch solche Mittel gewirkt. In ihnen ist endlich auch einmal die Gewissenhaftigkeit, die Güte, die Sanftmut, das Erbarmen und das Mitleid, die Treue und die Liebe zu einem Erfolg, ja zu einem Siege gelangt. Nicht eine Gewohnheit, nicht eine Leidenschaft oder ein Trieb, nicht eine Naturgewalt hat gesiegt, sondern die Persönlichkeit und die Freiheit. Endlich einmal sehen wir da Bahnbrecher, die nicht mit Gewalt eine Mauer einrennen, sondern still wie ein lebendiger Keim, lautlos wie das Licht ihren Weg nehmen. Da sind endlich auch einmal Führer, die nicht durch ihre Kommandostimme, sondern durch ihr Schweigen und Leiden uns zu Führern wurden.

Ja, sind die Heiligen denn unsere Führer? Können wir ihnen folgen? Können wir sie nachahmen? Die Heiligen auf Erden waren Menschen wie wir, in einer bestimmten Zeitlage, in einer bestimmten Geistesverfassung, mit einer bestimmten größeren oder geringeren Höhe der Bildung, des Talents, der Begabung. Sie gehören somit auch ihrer Zeit an mit allem, was sie dachten und taten, sind also relativ wie alles Zeitliche. Vieles an ihnen war nur einmal möglich, nur einmal praktisch, nur einmal zulässig und klug. Es wäre sinnlos, sie in allen Einzelheiten ihres Lebens oder gar in allen Äußerlichkeiten ihres Wandels nachahmen zu wollen. Aber etwas an ihnen war doch absolut, ewig und unvergänglich, nämlich Gott. Gott in ihnen. Dass Gott in ihrer Mitte stand, in der Mitte ihres religiösen und sittlichen Lebens, in der Mitte ihres Schaffens und Liebens, das ist etwas Absolutes, was an keine Zeit gebunden ist. Denn Gott gehört jeder Zeit an; er ist der Ewige. Dass man Gott dienen kann auch in dieser Welt, dass man dieser Welt dienen kann auch im Gottsuchen, das ist das Wundervolle, das Allgemeingültige und Unvergängliche an dem Beispiel der Heiligen. Das ist ihre Tat. Es ist also nicht wahr, dass in unserer Welt, in unseren Großstädten, auf unseren Straßen, in unserem Berufsleben, in unserer Arbeit, in unseren Freuden und Leiden Gott nicht zu finden ist. Dass man ihn zurückstellen und vergessen muss in einem Leben, wie wir es führen. Es ist nicht wahr, dass der Gedanke an Gott und die Liebe zu Gott lebensfremd und unpraktisch, eine Illusion und eine Utopie ist. Dass die lebensstarken und aufgeweckten Menschen nur an die Erde denken könnten und dass alles Denken an den Himmel ein Traum und eine Betäubung sei. Denn die Heiligen haben die Erde gesehen und doch den Himmel nicht aus den Augen verloren. Sie haben die Welt geliebt und doch Gott gedient. Sie haben in ihrer Zeit gelebt und doch die Ewigkeit gewonnen. Sie haben Menschen umarmt, ohne Gott zu beleidigen. Sie haben sich zu Gott geflüchtet und doch ihre Menschen nicht vernachlässigt. Dafür sind die Heiligen das Beispiel, das uns tröstet und zugleich aufruft: Konnten es jene, warum nicht auch wir! Warum nicht wir alle! Warum sind wir nicht ebenso mutig und tapfer, nicht ebenso beständig und folgerichtig? Warum lassen wir unser Leben als Halbheit, als einen unfertigen Bau, als eine Ruine

liegen? Doch ich weiß schon, dass Beispiele nicht viel helfen unter uns Menschen. Wir folgen ja doch nicht den Größten und Besten unter uns nach, und die großen heroischen Beispiele, die je in der Geschichte vorkommen, wirken immer nur auf Menschen, die ohnehin schon groß und heldenhaft angelegt sind. Die übrigen aber müssen nicht nur eingeladen, sondern geführt, nicht bloß gelockt, sondern hingerissen werden von Menschen, die sie an der Hand nehmen, von ganz nahen und verbundenen Menschen, die stark und lebendig genug sind, auch das Leben anderer noch zu gestalten. Das sind die Menschen, die uns einfach mitnehmen zu Gott. Es gibt solche unter den Lebendigen. Und wohl dem, der je in seinem Leben einen so starken und zugleich guten und heiligen Führer fand. In jedem Falle finden wir ihn unter den Vollendeten des Himmels. Zu ihm sprechen wir: Nimm mich mit, mein heiliger Namenspatron, nimm mich mit zum Heiland der Welt! Nimm mich an der Hand und führe mich über sumpfiges Moor, über Ströme und lauernde Klippen. Du hast sie sicher durchschritten. Geleite mich über sie, damit ich dich und deinen und meinen Gott finden kann und damit ich mit dir eine Ewigkeit glücklich sei.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Heiligen, unsere Freunde

05.11.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Heiligen des Himmels leben bei Gott in ihrer Ewigkeit, in der Seligkeit und Liebe ihres Gottes, in der Vollendung ihres Lebens. Wir sehen sie als die ganz nahen und mit uns eng verbundenen Menschen. Sie sind auch jetzt noch unsere besten Freunde und stärksten Helfer. Und das ist merkwürdig. Sind die Verklärten des ewigen Lebens denn nicht hinübergegangen durch das dunkle Tor des Todes in das unerforschliche und weit entfernte Land des Jenseits? Wo alles ganz anders ist, wo Raum und Zeit ihre Bedeutung verloren haben, wo unsere Sinne und unsere Vorstellungskraft nichts mehr zu sagen wissen. Ja, im Allgemeinen ist es so: Die Gestorbenen sind für uns auch die Fernen und Ferngerückten. Wenn sie auch in diesem Leben groß waren und mächtig, nach ihrem Tode sind ihre Namen zu leeren und blassen Erinnerungen geworden. Was bedeutet uns Alexander der Große persönlich oder Napoleon oder einer der vielen, deren Grabplatten mit pompösen Inschriften in unseren Museen liegen! Aber mit den Heiligen, den Menschen, die von Gott zu Gott gegangen sind, von einem gott-erfüllten Erdenleben zu einen gottseligen Himmelsleben, mit denen ist es anders. Von ihnen wissen wir, dass sie „Liebhaber ihrer Brüder sind und viel beten für das Volk und die ganze heilige Stadt“ und sogar für die unheiligen Städte der Erde. Sie sind uns näher als selbst lebendige Menschen. Wir reden mit ihnen über Dinge, die wir keinem Lebenden anvertrauen möchten. Wir legen ihnen Leid und Freude in die Hände, die wir vielleicht den nächsten Verwandten verheimlichen möchten. Eine kleine früh verstorbene Klosterfrau, Theresia, ist jetzt erst nach ihrem Heimgang für Millionen eine liebe und gütige Freundin geworden. An einen Franziskanermönch, schon seit vielen Jahrhunderten tot, kommt jetzt täglich ein millionenfacher Ruf: Heiliger Antonius, bitte für uns! Eine Frau, die auf dem Höhepunkt ihres Lebens auf dem Hügel Golgotha stand, neben dem Kreuz ihres Sohnes, diese Frau ist nicht nur die Hochgebenedeite aller Frauen und das hinreißende Vorbild aller fraulichen Schönheit und aller mütterlichen Liebe geworden. Nein, noch viel mehr: Sie ist unsere Mutter geworden, Mutter aller Jünger Jesu, Mutter der Christenheit. Und in diesem Augenblick, da wir von ihr reden, steigt zahllose Male das Grußwort zu ihr hinauf: Gegrüßet seist du, Maria! In jedem Augenblick wird ihr der Name „Mutter“ mit einer Inbrunst, mit einem Vertrauen, mit einer Kraft zugeflüstert, wie ihn sonst keine Mutter auf Erden je zu hören bekommt.

Da ist endlich das Wunder der Gemeinschaft geschehen, das wir so heiß und sehnsuchtsvoll suchen und das wir so selten finden. Da haben wir endlich Menschen, zu denen wir wirklich aufsehen, die wir verehren, und zwar neidlos. Sie sind größer und herrlicher als wir. Wir gönnen ihnen alles, was sie besitzen, und wir vertrauen ihnen und rufen zu ihnen um Hilfe, um ihr Gebet, um ihren Beistand, um ihre Führung. Aber wir rufen nicht mit lauten Forderungen, als ob wir ein Recht hätten, sondern gar bescheiden und fast schüchtern. Die Heiligen des Himmels wissen, was uns gut tut. Im Lichte Gottes erkennen sie, wo unsere wahren Bedürfnisse liegen. Und wenn unsere Bitten nicht wortwörtlich erhört wurden, sind wir nicht böse geworden, nicht missvergnügt und misstrauisch, sondern sagten vertrauensvoll: Du mein Heiliger weißt schon, was mir gut tut. Wir wollen diese Menschen auch nicht mit Beschlag belegen für uns allein, wie wir es sonst mit Menschen machen, die uns und sonst

niemand gehören sollen. Wir wissen, dass die Liebe der Gottesmutter und aller Heiligen wie ein weiter Mantel ist, der die ganze Christenheit bedeckt. Wir wissen das und sind einverstanden. Das ist Gemeinschaft. Sie besteht auch auf Seiten der Heiligen. Denn sie sind für uns tätig vom Throne Gottes aus, sind voll Wohlwollen und voll Selbstlosigkeit für uns besorgt. Sie sind Freunde, die uns nicht ausnützen wollen. Denn worin könnten wir ihnen nützen? Wir sind für sie ganz nutzlose Geschöpfe. Und doch lieben sie uns, lieben uns mehr und ganz anders als alle die Menschen zusammen, die uns nur brauchen und verbrauchen wollen. Es gibt also doch dieses Wunder der Gemeinschaft, das Zusammensein der Heiligen untereinander und mit uns. Die Gemeinschaft der Heiligen. Gemeinschaft ist aber etwas Seltenes in unseren Häusern, in unseren Ehen und Familien, in unseren Freundschaften und in unserem Volksleben. Und nun mit Menschen, die unsere körperlichen Augen niemals sehen, ist sie auf einmal da. Wie kommt das? Vielleicht, weil der Tod sich zwischen sie und uns gestellt hat? Müssen wir wirklich auf den Tod eines Menschen warten, um in ganz selbstlose und liebevolle Beziehungen zu ihm treten zu können? Nein. Nicht weil die Heiligen im Jenseits sind, sondern weil sie in Gott sind, darum ist eine Gemeinschaft mit ihnen möglich. Weil wir sie in Gott treffen, darum sind wir wahrhaft geschwisterlich zu ihnen eingestellt. Unter allen Menschen, die in Gott sind, die also auch gut und selbstlos sind, ist eine wahrhafte Gemeinschaft möglich. Also auch unter Ehegatten, unter Eltern und Kindern, unter Geschwistern, ja unter allen Volksgenossen könnte eine Gemeinschaft sein, wenn sie alle so zueinander sprechen und voneinander denken wollten, wie wir von den Heiligen sprechen und denken: neidlos und ehrfurchtsvoll, warm und wohlwollend; wenn sie so zueinander sein wollten, wie die Heiligen zu uns sind: hilfreich, gütig, verstehend und schonend, nachsichtig und verzeihend. Ja, wenn. Wir wollen aber nicht trauern, bis dieses Wenn in Erfüllung geht. Das wird noch lange dauern. Wir wollen uns heute nur freuen, dass es doch schon solche Menschen gibt, die ganz gut sind zu uns und denen auch wir schon ganz gut sind. Es gibt doch schon einen geistigen Bau menschlicher Gemeinschaft, der auf der Erde steht und in den Himmel hineinragt. Und die darunter wohnen, sind eins geworden, ein Herz und eine Seele. „Selig, die in diesem Hause wohnen, o Herr. Es ist dein Haus, und in Ewigkeit werden sie dir danksagen.“

Wir bringen den Heiligen Verehrung entgegen. Verehrung ist tief eingesenkt in uns als ein Bedürfnis des Herzens. Wir brauchen einen Gegenstand der Verehrung, sei es eine Frau oder einen Führer oder einen Lehrer und Meister oder ein Genie oder einen Künstler. Jede solche Verehrung ist ein Aufblick zu einem hochstehenden Wesen und ein liebendes Aufblicken, eine wunderbare Mischung aus Ehrfurcht und Zärtlichkeit, aus Scheu und Vertraulichkeit. Wir müssen die Heiligen verehren, weil Gott selbst sie in seine Nähe gestellt und sie ausgezeichnet hat. Und zugleich können wir sie lieb haben, weil sie gut sind, grundgütige und herzliche Wesen, vor denen man keine Furcht zu haben braucht außer Ehrfurcht. Was eigenartig und bedeutungsvoll ist, das ist der Umstand, dass diese Verehrung zu gleicher Zeit auch Religion ist, ein frommer Akt und eine Verehrung, die wir Gott erweisen. Wenn man an die Heiligen denkt, muss man notwendig auch an Gott denken, aus dem sie hervortreten wie aus einem erhabenen Tempelraum. Wenn man ihnen dankt, muss man auch Gott danken, der diese Wesen an die Welt verschenkt hat. Wenn man sich vor ihnen neigt, dann muss man sich auch vor Gott neigen, denn sie sind heiliges Land, auf das Gott herabgestiegen ist. Da haben wir also endlich einen unzweifelhaften Fall, wo die Verehrung, die man einem Menschen schenkt, zugleich ein Dienst ist, den man Gott erweist. Das liegt ganz in der Richtung der christlichen Religion. Das wesentliche Ereignis dieser Religion ist doch die Menschwerdung Gottes, das heißt die Tatsache, dass da ein Mensch ist, der zugleich Gott ist. Dass der unsichtbare, unendliche Gott sichtbar geworden ist in einem Menschen. Dass wir also nur bis zu diesem Menschen zu gehen brauchen, um zu Gott zu kommen. Aber wem dieser Weg lang und beschwerlich vorkommt, der geht zuerst einmal zu seinen Jüngern, zu Maria, seiner Büßerin, und zu Maria, seiner Mutter, und siehe, da sind wir fast schon bei ihm angelangt. Und das ist doch ein leichter Weg. Wer könnte diese kurze Wegstrecke nicht zurücklegen zu Magdalena, die weinend seine Füße umfängt, und die kurze Wegstrecke zur Schmerzensmutter, die das Gotteskind in ihren Armen hält? Wer könnte die ganz kurze Wegstrecke zum Bruder Konrad, dem Kapuzinerpfortner von Altötting, nicht zurücklegen? Und siehe, schon ist er bei Christus, dem großen Herrn und Meister und Freund dieser Menschen, angelangt. Und schon ist er bei Gott, in der Unendlichkeit und Ewigkeit Gottes angelangt. Danken wir Gott, dass er uns die

Heiligen und ihre Verehrung geschenkt hat. Danken wir ihm für seine Apostel, für die Martyrer, die Bekenner, die Jungfrauen; für die heiligen Väter und Mütter, für die heiligen Kinder und Jugendlichen. Danken wir ihm durch unser Gebet und unser Leben, unseren Mut und unsere Treue.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Priestermangel

12.11.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der katholischen Kirche vollziehen sich empfindliche strukturelle Veränderungen. Pfarreien werden aufgehoben, in sogenannte Pastoralräume eingegliedert, priesterliche Dienste wie die tägliche heilige Messe, die Spendung des Bußsakramentes und das Geleit zum Grabe entfallen, die Präsenz des Priesters am Ort fehlt, die sakramentale Struktur der Kirche verblasst. Der Grund für diese Erscheinungen ist der Mangel an Priestern. Wie erklärt er sich? Priesterberufungen entstehen in christlichen Familien. In Familien, die den Glauben leben, das Gebet pflegen, den Gottesdienst hochschätzen, der Kirche anhängen. In Familien, die an die Bedürfnisse der Kirche denken. Der Bischof Ferdinand Piontek empfahl den Familien das kleine Gebet: „Lieber Gott, lass uns in unserer Familie so leben, dass aus ihr ein Priester hervorgehen kann!“ Familien, die so beten, sind selten geworden, falls es sie überhaupt noch gibt. Die allermeisten Familien haben aufgehört, Pflanzstätten für Priesterberufungen zu sein. Priester stammen meist oder häufig aus kinderreichen Familien. Ein paar Beispiele. Der Freiburger Priester Joseph Schumacher hatte einen Vater und eine Mutter, die beide aus einer Familie mit je elf Kindern kamen. Der geistliche Schriftsteller Peter Lippert hatte acht Geschwister. Der Dominikanerpater Gordian Landwehr wuchs unter elf Geschwistern auf. Der Kardinal Alfredo Ottaviani war Sohn eines Bäckers, das elfte von zwölf Kindern (29.10.1890). Der englische Bischof Bernhard Vaughan stammte aus einer Familie mit dreizehn Kindern. Von den sieben Söhnen wurden sechs Priester. Solche Familien gibt es heute kaum noch. Die Folge dieses Verlustes ist die Priesterlosigkeit. Vor einiger Zeit besuchte ich einen kleinen Wallfahrtsort in Niederbayern. Neben der Kirche steht ein Haus für den Priester. Ich fragte eine Frau nach dem Priester. Sie antwortete: „Hier wohnt kein Priester mehr.“ Und sie fügte hinzu: „Wie soll es denn Priester geben, wenn es keine Kinder gibt?“ Die Frau hatte die Lage erkannt. Kinderreiche Familien sind seit dem vorigen Jahrhundert immer seltener geworden. Schuld daran ist nicht zuerst Bedürftigkeit und Armut. Der Geburtenrückgang ist bei den Massen die Not, bei den Prominenten die These. Die Statistik erweist: Je mehr der Wohlstand steigt, um so mehr nimmt die Zahl der Kinder in den Familien ab. Der Berliner Großstadtapostel Carl Sonnenschein schreibt: „Die Kinderbeschränkung hat im Grunewald, nicht im Wedding begonnen. Wir sahen auf dem Müggelsee die Motorboote der Reichen. Die Frauen in ihren Korbsesseln. Sie könnten, wenn sie wollten. Denen fehlt weder physische Kraft noch geldliches Wohlbehagen. Sie wollen nicht“ (13. Mai 1928).

Priesterberufe wollen erbetet werden. Die Kirche hat den Priestersamstag eingeführt, an dem in allen Gotteshäusern Gott angefleht werden soll: „Sende Arbeiter in deine Ernte, sende würdige Priester in deine heilige Kirche. Lass alle, die du von Ewigkeit her zu deinem heiligen Dienst berufen hast, deine Stimme willig hören und von ganzem Herzen befolgen.“ Das Gebet um Priester ist selten geworden in unseren Kirchen. Der Priestersamstag ist abgeschafft worden wegen der Vorabendmesse. Der ersatzweise eingeführte Priesterdonnerstag hat sich nicht durchgesetzt. So unterbleibt das öffentliche Gebet um Priester. An manchen Orten besteht ein ausgesprochener Widerstand gegen das Gebet

um Priester. Mit dem Gebet um geistliche Berufe weicht man ihm aus. Mit Gemeindereferenten und Pastoralassistenten ist dem Priestermangel nicht abzuhelfen.

In früheren Zeiten konnten sich die Priester auf die Zuneigung, Anhänglichkeit und Sympathie der katholischen Christen verlassen. Die Priester waren gern gesehen. Die Kinder eilten zum Priester, um sich von ihm segnen zu lassen. Die Eltern lehrten ihre Kinder Ehrfurcht vor dem Priester und Vertrauen zum Priester. Das Verhältnis der Gläubigen zum Priester hat sich geändert. Achtung und Ehrfurcht, Gewogenheit und Vertrauen sind selten geworden. An ihre Stelle sind Kritik und Befremdung getreten. Die Haltung des typischen nachkonziliaren Katholiken gegenüber dem Priester ist frostig. Er meint, ihn entbehren zu können. Die hervorgehobene Stellung des Priesters als des geweihten Dieners Christi und Verwalters der Geheimnisse Gottes ist ihm zuwider. Alles soll gleich sein, der Bazillus des Demokratismus hat die Achtung, die Wertschätzung und die Ergebenheit gegenüber dem Priester zerstört.

Priester wie alle Menschen brauchen Vorbilder, an die sie sich halten, von denen sie lernen, die sie nachahmen können. Grundsätzlich sind alle Menschen, die Tugenden entwickelt haben, brauchbar zum Vorbild. Doch dem Priester unentbehrlich sind Vorbilder, die im gleichen priesterlichen Dienst stehen, also Mitbrüder aus der Nähe oder der Ferne, von denen man ablesen kann, wie ein Priester sich verhalten und wie er seinen Dienst verrichten soll. Unter den geistlichen Vorbildern kommt ein besonderer Rang den Vorgesetzten, also vornehmlich den Bischöfen zu. Sie sind gleichsam kraft Amtes verpflichtet, ihren Priestern an Tugenden, durch Sittenreinheit und beispielhaften Eifer, mit dem sie Gottes Werk betreiben, voranzuleuchten. Da stellen sich Fragen: Zu welchen Bischöfen in Deutschland können die Priester aufschauen? Wer bietet ihnen Halt? Welche Bischöfe stehen wie Säulen in den Attacken gegen den Glauben und die Kirche von liberalen Theologen und linken Journalisten? Welche Bischöfe verkündigen ungebrochen die katholische Lehre über den Umgang mit der Geschlechtlichkeit? Welche Bischöfe treten für die gottgeweihte Enthaltbarkeit der Priester ein? Die Antwort auf diese Fragen kann nur lauten: Die Priester haben an den meisten deutschen Bischöfen kein Vorbild und keinen Halt. Die Bischöfe lassen in der Regel ihre Priester in ihrer Arbeit, in ihrer Einsamkeit, mit ihren Sorgen im Stich. Sie besuchen sie nicht, richten sie nicht auf, trösten sie nicht. Die Priester sind von ihren Bischöfen zumeist verlassen. Zahlreiche Bischöfe untergraben die Stellung der Priester, indem sie für die Weihe von Frauen eintreten. Damit haben sie die Grenze zur Häresie überschritten.

Das Fundament der Kirche ist der Glaube. Die Kirche hat ihn formuliert in den Glaubensbekenntnissen und zahlreichen Glaubenserklärungen. Ein Priester lebt aus dem Glauben. Nur im Glauben an den unsichtbaren Gott vermag er seinen entsagungsreichen Dienst zu verrichten. Als der Glaube der Kirche von allen katholischen Priestern, Theologen und Bischöfen unversehrt vorgetragen wurde, hat es der Kirche an Priestern nicht gefehlt. Seit mehreren Jahrzehnten ist die Einheit und die Sicherheit der katholischen Christen im Glauben zerbrochen. Zahlreiche Theologen, also Lehrer des Glaubens, tragen abwegige, irrige Meinungen vor, zersetzen den Glauben ihrer Hörer und Leser. Die Priesterkandidaten werden mehrere Jahre zum Studium der katholischen Theologie verpflichtet. Hier sollen sie die gläubige Ausrüstung für ihren geistlichen Dienst empfangen. Doch die katholische Theologie, jedenfalls in Deutschland und den meisten angrenzenden Ländern, ist in weitem Umfang nicht mehr in Ordnung. In vielen Disziplinen werden abwegige, falsche, glaubenswidrige Ansichten vorgetragen. Hier wird der Glaube nicht aufgebaut, sondern zersetzt. Mit einem unsicher gewordenen Glauben kann niemand das Lebensopfer des Priestertums bringen. Mit einem unsicheren Glauben kann man nicht ein Leben lang im priesterlichen Dienst ausharren. Die Bischöfe, Hüter des Glaubens, sehen zu, ohne einzugreifen. Die meisten stützen sich auf Theologen, die nicht mehr voll hinter der Kirche stehen.

Die Gestalt, die das Priestertum in Lehre und Praxis der nachkonziliaren Kirche angenommen hat, wirkt nicht anziehend auf junge Männer. Das Wesen des Priesters als Diener Christi und Verwalter der Geheimnisse Gottes ist verwischt. Von seiner Verähnlichung mit dem Hohenpriester Christus ist kaum noch die Rede. Das höchste Tun des Priesters, die Gegenwärtigung des Kreuzesopfers, hat in der Meinung vieler Menschen seine Bedeutung eingebüßt. Die nachkonziliare Messfeier wird dem Rang und der Bedeutung des priesterlichen Dienstes weniger gerecht als die Feier der tridentinischen

Messe. Der Dienst des Priesters in der Vergebung der Sünden wird kaum noch begehrt. Das Bußsakrament ist zum verlorenen Sakrament geworden. Dieser Verlust schlägt auf den Priester zurück. Der Priester, der nicht regelmäßig den Dienst der Versöhnung leistet, ist gefährdet. Es gibt sogar Stimmen im katholischen Raum, die das Priestertum für entbehrlich ausgeben. In jedem Falle soll es eingeebnet werden. Immer mehr Funktionen, die früher dem Priester vorbehalten waren, sind auf Laienfunktionäre übergegangen. Der nachkonziliare Priester ist in die Fessel von Räten und Gremien gelegt. Selbstbewusste Laienfunktionäre fordern Mitsprache und Mitentscheidung bei der Leitung der Gemeinden. Ein derart geringschätzig gewordenenes Priestertum zieht nicht mehr an.

In den letzten Jahren wird in Deutschland viel von Neustrukturierung des kirchlichen Dienstes gesprochen und eine solche betrieben. Pfarreien werden aufgehoben, zusammengelegt. Gottesdienste werden reduziert, entfallen. Statt der Feier der hl. Messe werden Wortgottesdienste von Pastoralreferenten angeboten. All das sind keine Reformen, also Verbesserungen, sondern das ist Abbau, Drosselung, Schmälerung. Was hier vor sich geht, ist die Liquidation, d.h. die Abwicklung der Rechtsverhältnisse bei Auflösung der Gesellschaft, die wir katholische Kirche nennen. Was umschrieben wird als Errichtung neuer Pastoralräume, ist die Einrichtung priesterloser Gemeinden. Eine Gemeinde ohne Priester ist ein Torso, ein Fragment, eine Ruine, ein Wrack. Eine Gemeinde ohne Priester ist ein Rumpf ohne Kopf. Der heilige Pfarrer von Ars, Johannes Vianney, sagte: „Lasst eine Pfarrei zwanzig Jahre ohne Priester, und sie wird die unvernünftigen Tiere anbeten.“ Das ist die Zukunft der Kirche in Deutschland.

Christus brachte die Erlösung. Sie wird den Menschen vermittelt durch die Priester. Der Hohepriester Christus opferte sich für die Seinigen am Kreuze. Dieses Opfer vergegenwärtigt der Priester Tag für Tag auf dem Altare. Opferpriester und Opferlamm bleibt Christus. Aber er vollzieht sein Opfer durch den Priester. Christus hat dem Priester die Gewalt der Sündenvergebung übertragen. Gott vergibt die Sünden. Aber der Priester vermittelt die Vergebung. Der Priester ist Lehrer und Hirt. Dazu empfängt er Weihe und Sendung. Den Reinen ist er Führer und Weggenosse, den Gestrauchelten ist er Arzt und Retter, den Ringenden ist er Halt und Kraft, den Verbitterten ist er Licht und Sonne, den Heimatlosen ist er Heimat, den Armen Hilfe, den Kranken Trost, den Kindern Lehrer. Der Priester ist notwendig und unentbehrlich. Der Priester ist nicht zu ersetzen. Kein noch so gebildeter oder frommer Laie kann den Herrn Jesus Christus auf den Altar herabrufen. Kein demütiger und gottliebender Laie kann mit Wirkung vor Gott und den Menschen die sakramentale Sündenvergebung vermitteln. Es war in Berlin in der Bahn von Pankow nach Neukölln an einen Sonntagnachmittag. Der Wagen war leer, nur ein Betrunkener war drin. Ein Franziskaner stieg ein. Der Betrunkene fing an zu fluchen und zu lästern. Dem Schaffner wurde es zuviel. Er ging zu dem Betrunkenen und sagte ernststen Tones: „Wer weiß, ob Sie nicht einmal, in der letzten Stunde, diesen Mann notwendig haben.“ Der Spötter verstummte. Wir brauchen Priester. Eine priesterlose Kirche ist keine katholische Kirche. Die Kirche, welche die Herren Bätzing, Marx und Genossen erstreben, ist auf diesem Wege. Eine französischer Priester schreibt: Ich kenne ein Dorf, das seit zehn Jahren ohne Priester ist. Die Sakristei stürzt ein, es regnet auf die Schränke, die Ornate verschimmeln. Zwischen den Fliesen des Chores wächst Gras. Auf dem unbenutzten Friedhof spielen Kinder mit Totenköpfen Kegel. In dem Dorfe leben die Einwohner wie Tiere: Sie essen und trinken, sie arbeiten und schlafen. Sie glauben weder an Gott noch an die Seele und an ein künftiges Leben. Aber sie glauben an den Kunstdünger. Die Kinder wachsen heran ohne Kenntnis von Gut und Böse. Die Kranken sterben ohne Beistand und ohne Hoffnung. Wenn sie tot sind, scharrt man sie ein wie Tierkadaver. Kein Mensch betet für sie. Wird es bei uns bald auch so sein?

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Würdig werden der Verheißungen Christi

19.11.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am Schluss der Lauretanischen Litanei und bei anderen Gebeten sprechen wir: Bitte für uns, o heilige Gottesgebälerin, auf dass wir würdig werden der Verheißungen Christi. Hier ist von den Verheißungen die Rede, die Jesus Christus seinem Volk gegeben hat, und von dem Verlangen, ihrer Erfüllung wert zu sein. Verheißungen sind Versprechungen, Zusicherungen künftiger Wohl- und Heilstaten. Christus hat seine Taten und Geschenke abhängig gemacht von der Bitte und der Empfangsbereitschaft der Empfänger. Er hat die Erfüllung seiner Zusagen an die Erfüllung gewisser Voraussetzungen geknüpft. Die Beschenkten sollen des Einsatzes seiner Kraft und seiner Güte würdig, wert sein.

Die erste Gruppe der Verheißungen Christi betrifft seine eigene Person. Der Herr wusste von Anfang an, dass er seinen Aufenthalt auf der Erde beschließen würde mit seinem blutigen Opfer am Kreuze; er wusste aber auch, dass er nicht im Grabe verbleiben würde. Er bereitete seine Jünger auf beide Geschehnisse vor. Dreimal hat der Herr sein bevorstehendes Leiden und die nachfolgende Auferstehung vorhergesagt (Mt 16,21.23; 20,19). Wenn sie beides aufmerksam aufgenommen hätten, hätte sie das Kreuzesgeschehen nicht so maßlos niedergeworfen. Erst recht war die Zusicherung Jesu, dass er den Jüngern den Beweis seines Sieges über den Tod geben werde, eine beglückende Verheißung. Der Herr hat sie am dritten Tage nach seiner Hinrichtung eingelöst. „Das Grab ist leer, der Held erwacht. Der Heiland ist erstanden.“ Den Frauen am Grabe gibt der Auferstandene die Zusicherung, seine Jünger würden ihn in Galiläa sehen (Mt 28,10). Er nennt sie seine Brüder. Damit drückt er die innige Gemeinschaft aus, in der sie auch jetzt noch mit Jesus stehen. Und sie haben ihn gesehen. Sie haben ihn betastet. Er hat zu ihnen gesprochen. Sie haben mit ihm gegessen. Wenn Jesus etwas verspricht, löst er es auch ein.

Jesus hat nie einen Zweifel daran gelassen, dass er der von Gott bestellte Richter der Lebenden und Toten ist. Er hat sein eschatologisches Erscheinen eindeutig verheißen (Mt 24,30). „Alle Menschen werden den Menschensohn kommen sehen mit Macht und großer Herrlichkeit.“ Die Drangsal als eschatologisches Ereignis geht der Parusie, der Wiederkunft des Herrn, voraus und kündigt ihre Nähe an. Unmittelbar vor dem Kommen des Menschensohnes selbst wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen. Die griechische Kirche sieht in diesem Zeichen das Kreuz. Das passt zu dem Nazarener.

Jesus, der im Begriffe steht, die Welt zu verlassen und zum Vater zu gehen, gibt seinen Jüngern die tröstliche Versicherung, dass er sie nicht als schutzlose Waisen zurücklasse, d.h. für immer verlasse, sondern dass er wieder zu ihnen zurückkehren werde (Joh 14,18-21). Das Wiedersehen beginnt mit Ostern und hat seinen Grund in Jesu Auferstehung. Der Auferstandene teilt seinen Jüngern sein eigenes Leben mit, befähigt sie zum Innewerden seiner Gegenwart in ihnen, die als ein (geistliches) Leben betrachtet werden kann. Das Kommen, von dem Jesus hier spricht, ist als Kommen zum Zweck der dauernden Einwohnung zu verstehen. Ja, er ist gekommen und hat Wohnung in uns genommen. Wir sind Tempel des Heiligen Geistes. Der Auferstandene gibt seinen Jüngern den

Missions- und Taufbefehl (Mt 28,19). „Gehet hin und unterweist alle Völker. Taufet sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehret sie alles halten, was ich euch aufgetragen habe.“ Damit sicherte er den Bestand und die Fortführung seines erlöserischen Wirkens. Der Herr schließt seine kurze Rede mit einem Wort von tröstlichem Klang. Er verspricht den Verkündigern des Evangeliums, mit anderen Worten: der Kirche, seine beständige leitende und schützende Gnadengegenwart ohne Unterbrechung: „Ich bin bei euch bis zum Ende der Welt“ (Mt 28,20). Der Herr löst sein Versprechen ein und bleibt bei uns.

Die zweite Gruppe der Verheißungen des Herrn betrifft das Heil seiner Jünger und aller Gläubigen. In Jesus Christus ist der wahre Sohn Gottes auf der Erde erschienen. Er sagt von sich selbst: „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wandelt nicht in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben“ (Joh 8,12). Dieses Wort besagt: Der Anschluss an Jesus ist von verwandelnder Wirkung. Er bezeichnet sich als das Licht für die Gesamtheit der Menschen. Damit charakterisiert er sich als den Offenbarer Gottes und Bringer des Heils für die Welt, die vorher in der Finsternis war. Seine Verheißung hat sich erfüllt. „Ihr seid das Licht der Welt“ (Mt 5,14). Der Erlöser zündet ein Licht nicht an, um es unter den Scheffel zu stellen. Er hat es auf den Leuchter gestellt. Der Inbegriff des Heils Gottes wird ausgedrückt mit dem Begriff Reich Gottes, Herrschaft Gottes. In Jesus und mit Jesus ist das Reich Gottes anfanghaft auf die Erde gekommen (Lk 11,20). „Wenn ich die bösen Geister durch den Finger Gottes austreibe, dann ist wahrhaftig das Reich Gottes zu euch gekommen.“ Die Machttaten Jesu waren eine unerhörte Neuheit für das palästinische Volk. In atemlosen Stauen sprachen sie: „So etwas haben wir noch nie gesehen“ (Mk 2,12). Jesus macht keine leeren Versprechungen. Er beweist, was er sagt. Der Anschluss an Jesus ist unwiderruflich. An ihm ist unter allen Umständen festzuhalten. Diese verlangte Treue kann die Preisgabe des irdischen Lebens fordern. Wer sein leibliches Leben „gefunden“, d.h. gerettet zu haben meint, dadurch nämlich, dass er Jesus verleugnet, wird dafür das eigentliche Leben verlieren (Mt 10,39). Wer dagegen für das Bekenntnis zu Jesus den Tod auf sich nimmt, gewinnt das Leben, das Heil. Bei Jesus gibt es nur das Entweder-Oder, nicht das Ja und Nein.

Eine weitere Gruppe von Verheißungen des Herrn betrifft den Heiligen Geist. Das Wirken Jesu ist ohne den Zusammenhang mit dem Heiligen Geist undenkbar. Bei der Taufe, die der Herr im Jordan von Johannes dem Täufer empfing, kam der Geist Gottes wie eine Taube über ihn. Eine Himmelsstimme bezeugte ihm Gottes Wohlgefallen (Mk 1,11). Der Geist blieb bei ihm, ob er ihn in die Wüste trieb (Mk 1,12) oder ob er in ihm die Dämonen verjagte (Mk 1,27). Jesus beansprucht den Geist nicht nur für sich selbst. Der Heilige Geist ist die kostbarste Verheißung für die Jünger des Herrn. Am Tage der Auferstehung sprach Jesus zu den versammelten Aposteln: „Siehe, ich sende die Verheißung meines Vaters auf euch herab“ (Lk 24,29), „die Kraft von oben“. Der Geist kam im Brausen, mit Macht, unwiderstehlich. Die Jünger Jesu waren voller Besorgnis, wie ihr Beruf und ihre Sendung nach der Himmelfahrt des Herrn weitergehen solle. Der Herr beruhigte sie. Der verherrlichte, d.h. der vom Tode erweckte und zum Vater zurückgekehrte Christus wird seinen Gläubigen den Geist senden (Joh 7,39). Jesus verheißt den Jüngern, dass er den Vater bitten werde, ihnen (als Ersatz für seine eigene leiblich-sichtbare Gegenwart) einen anderen Beistand zu senden und ihn immer bei ihnen zu belassen. Der Geist ist der Heilige Geist, der Geist der Wahrheit, der die Jünger alle Wahrheit lehrt (Joh 14,16). Der Geist ist gekommen und geblieben. Jesus war sich gewiss, dass seinen Jüngern und allen seinen Anhängern schwere Nachstellungen bevorstehen. Die hier angekündigten Verfolgungen durch jüdische und heidnische Behörden treffen nicht bloß die Zwölf, sondern die Jünger Jesu im weitesten Sinne, d.h. die Christen insgesamt. Diesen gilt darum auch die Verheißung des Geistes, der sie in der Stunde ihrer Verantwortung vor Gericht das rechte Wort finden lassen wird. „Wenn sie euch überliefern, habt keine Sorge, wie oder was ihr sprechen sollt. Denn in jener Stunde wird euch verliehen werden, was ihr sprechen sollt. Denn nicht ihr seid es, die dann sprechen, sondern der Geist eures Vaters, der in euch spricht“ (Mt 10,19f.). Die Vorhersage hat sich erfüllt, von Felicitas und Perpetua bis zu Alfred Delp und Bernhard Lichtenberg. Nicht menschliche Überzeugung, ja nicht einmal menschlicher Glaubenseifer macht Martyrer, sondern Jesus selbst ist es, der zum Martyrium beruft und dieses damit zu einer besonderen Gnade macht. Aus diesem Grund sind die Worte, die der Martyrer vor den Organen der staatlichen Obrigkeit spricht, nicht menschliche Worte, nicht bloßes

Bekenntnis menschlicher Überzeugung, sondern Worte, die der Heilige Geist durch die Bekenner Jesu Christi spricht.

Die Jünger waren in Sorge, wie die Verkündigung Jesu nach seinem Weggang weitergehen könne. Der Herr gibt den Jüngern die tröstliche Zusicherung, dass sein Offenbarungswirken in der Tätigkeit des Heiligen Geistes seine Fortsetzung finden wird (Joh 14,26), den der Vater in seinem Namen (d.h. nach seinem Willen und als seinen Stellvertreter) und auf seine Bitte hin (Joh 14,16) senden wird. Der Paraklet ist Lehrer, er lehrt und erinnert. Unter dem Lehren ist die umfassende Unterweisung der Jünger zu verstehen. Sie erstreckt sich auf alles, was für sie zur Fortführung des Werkes Jesu notwendig ist. Der Paraklet wird sie (Joh 16,13) zur vollen und ganzen Wahrheit führen. Unter dem Erinnern ist die Sorge des Parakleten zu verstehen, dass das von Jesus selbst gesprochene Wort in der Kirche nie verlorengelht, sondern immer unverändert und unvermischt in ihr weiterüberliefert und -verkündet wird. Der Glaube steht und wird stehen, auch wenn das Geschwätz der Frankfurter Plauderer längst vergessen ist. Der Verkündigung Jesu ist Unvergänglichkeit verheißt. Der Herr erklärt in seinen Abschiedsreden: „Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen“ (Mt 24,35).

Die letzte Gruppe der Verheißungen des Herrn gilt der Kirche und ihrem zentralen Geschehen, dem eucharistischen Opfersakrament. Jesus begründete mit seiner Jüngerschaft eine religiöse Gemeinschaft, das neue Volk Gottes, welches das alte ablöste. Es sollte Bestand haben für die gesamte Zeit des Weltenlaufs. Jesus gibt seiner Kirche die Verheißung, dass die Pforten der Unterwelt sie niemals überwältigen werden (Mt 16,18). Die Unterwelt ist die stärkste Verkörperung der Macht des Todes. Der Sinn des Bildwortes ist der, dass die Kirche, die Jesus auf Petrus als Fundament bauen wird, niemals der Macht des Todes erliegen wird. D.h.: Der Kirche wird unvergängliche Dauer, solange diese Weltzeit besteht, verheißt. Die Systemveränderer unserer Tage geben sich alle Mühe, die Kirche zu zerstören. Sie fügen ihr großen Schaden zu. Sie treiben die Menschen aus der Arche des Heiles. Aber die Kirche wird Bestand haben, wenn sie längst vergessen sind. Der Herr traf auch einzelne Vorkehrungen für den Bau seiner Kirche. In Cäsarea Philippi kündigte er eine fundamentale Entscheidung an. Hier erfolgt die Verheißung an Simon-Petrus. „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.“ Ein Einzelner soll Grundstein der Kirche sein (Mt 16,18). Er wird dies vermögen, weil er von Christus entsprechend ausgestattet werden wird. „Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben“ (Mt 16,19). Petrus wird die Vollmacht empfangen, den Zutritt zum Gottesreich zu gewähren oder davon auszuschließen. Er wird die Gewalt empfangen, so zu binden und zu lösen, dass, was er tut, auch im Himmel, d.h. bei Gott, Geltung hat (Mt 16,19). Das war die Primatverheißung. Sie wurde erfüllt mit den schlichten Worten des auferstandenen Herrn: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe“ (Joh 21,15-17). Unter dem Hirtendienst, der Petrus übertragen wird, ist die Führung und Leitung der christlichen Kirche zu verstehen. Petrus ist für dieses Amt geeignet, weil er den Herrn liebt. Der Papst mag so schwach und unzulänglich sein, wie er will, er bleibt der Nachfolger Petri, solange er nicht vom Glauben abfällt.

Als Zentrum des Gottesdienstes der Kirche setzte Jesus das eucharistische Opfersakrament ein. Hier vollzieht sich das Gedächtnis und die Repräsentation des Kreuzesopfers. Hier gibt der verklärte Herr den Seinen sein Fleisch und sein Blut zur Speise und zum Trank. Die Einsetzung der Eucharistie erfolgte beim Letzten Abendmahl am Abend vor der Festnahme des Herrn (Mt 26,17-29). Während des Mahles nahm Jesus Brot, brach es und gab es den Jüngern mit den Worten: „Esset, das ist mein Leib.“ Dann nahm er den Kelch und reichte ihn den Jüngern mit den Worten. „Das ist mein Bundesblut, das für viele vergossen wird“ (Mt 14,22-24). Diese Worte des Herrn sind so zu verstehen und von der Kirche der zwei Jahrtausende auch so verstanden worden, wie sie lauten, also realistisch, nicht bildlich. Es handelt sich hier nicht um „das letzte Gleichnis Jesu“, sondern um das unerhörte Geschenk der leibhaftigen Gegenwart des verklärten Herrn. Der Einsetzung der eucharistischen Feier ging die Verheißung voraus, die der Evangelist Johannes aufbewahrt hat. „Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herabgekommen ist. Wenn einer von diesem Brot isst, wird er leben in Ewigkeit. Das Brot aber, das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt.“ Damit kein Zweifel an der Realität der eucharistischen Gaben aufkommen kann, erklärt der Herr in drastischer Weise deren Inhalt. „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, hat ewiges Leben und ich werde ihn auferwecken

am Jüngsten Tage“ (6,54). „Wer dieses Brot isst, wird ewig leben“ (6,58). Mehr konnte er nicht geben, mehr hatte er nicht zu geben. Gott, der Ewige und Unermessliche, dessen Allmacht ohne Grenze und dessen Liebe über alle Begriffe ist, tut große und unerforschliche Wunder im Himmel und auf Erden. Seine Werke vermag kein forschender Verstand zu ergründen. Wären die Werke Gottes nur so groß, dass sie von der Vernunft des Menschen leicht begriffen werden könnten, so wären sie eben darum nicht wunderbar, nicht unaussprechlich zu nennen.

Die Verheißungen des Herrn stehen. Dafür, dass sie erfüllt werden, bürgen reine Wahrhaftigkeit und Treue. Er hat in seinem Lebenswandel, in seinem Wort und in seinen Taten bewiesen, dass auf ihn Verlass ist. Schon zu seinen Lebzeiten sind seine Vorhersagen eingetroffen. Denken wir an die Verheißung seiner Auferstehung. Erinnern wir uns an die Zeugenschaft der Jünger „bis an die Grenzen der Erde“ (Apg 1,8). Auch die Verheißungen, deren Erfüllung noch aussteht, werden sich erfüllen. Jetzt sind wir gefragt. Dass wir die Verheißungen des Herrn ernst nehmen. Dass wir unsere Hoffnung und unsere Zuversicht auf sie setzen. Dass wir selbst brauchbar, tauglich, würdig werden der Verheißungen Christi, d.h. geeignet, ihre Erfüllung zu erleben. In der Oration der heiligen Messe vom 12. Sonntag nach Pfingsten fleht die Kirche zu Gott: Verleihe uns, dass wir unaufhaltsam deinen Verheißungen entgegenzueilen. Tun wir es.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Gott lässt seiner nicht spotten

26.11.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In seinem Schreiben an die Christen in Galatien weist der Apostel Paulus auf den Zusammenhang von Arbeit und Lohn, von Tun und Rechenschaft, von Säen und Ernten hin. Was der Mensch sät, das wird er ernten. Wer auf das Fleisch sät, wird vom Fleisch Verderben ernten. Wer aber auf den Geist sät, wird vom Geist ewiges Leben ernten. Daran knüpft er die Warnung: Gott lässt seiner nicht spotten. Er will damit sagen: Gott ist gerecht und allmächtig. Er sieht alles, er beurteilt alles, er belohnt und bestraft alles nach seiner Gerechtigkeit. Wer meint, Gott sei ohnmächtig, täuscht sich.

Gott sieht die Gottesleugung. Gottesleugnung ist die Verneinung des Daseins Gottes als eines von der Welt verschiedenen absoluten Wesens, die bewusste Ablehnung von Religion und Gottesglaube. Die Gottesleugnung ist die Signatur der heutigen Zeit im individuellen, im sozialen und im politischen Leben. Die Kultur der einst christlichen Länder bekommt immer stärker ein gottloses Gepräge. Wenn Politiker in der Gegenwart von den westlichen „Werten“ sprechen, lassen sie zumeist den Gottesglauben aus. Die Hauptstützen der Gottesleugnung sind der monistische Materialismus und der Pantheismus. Die Glaubenssätze des Materialismus lauten: a) die Materie ist ewig wie die Kraft; b) alles ist nur Verwandlung von Energien; c) die Naturgesetze besitzen eine absolute Notwendigkeit, die durch nichts aufgehoben und durchbrochen werden kann. Der Pantheismus behauptet im Wesentlichen nichts anderes als der Materialismus. Nicht wirklich und nicht möglich ist die Gottesleugnung in dem Sinne, dass man für die Nichtexistenz Gottes positive Gründe beibringen könnte. Ebenso ist die religiöse (und sittliche) Anlage des Menschen nicht völlig zu zerstören. Der Apostel Paulus hat die Leugnung der Existenz Gottes als unentschuldig bezeichnet. „Denn was man von Gott erkennen kann, das hat Gott ihnen bekannt gemacht. Seine ewige Macht und Göttlichkeit wird seit Schöpfung der Welt an seinen Werken deutlich erschaut“ (Röm 1,19f.).

Für die Gottesleugner ist der Satz geschrieben: Gott lässt seiner nicht spotten. Die Wirkungen der Gottesleugnung fallen zuerst auf den einzelnen Menschen zurück. Friedrich Nietzsche hat sie beim Namen genannt. „Du wirst niemals beten, niemals anbeten, niemals in unendlichem Vertrauen ausruhen? Du versagst es dir, vor einer letzten Weisheit, letzten Güte, letzten Macht stehen zu bleiben und deine Gedanken abzuschirren? Du hast keinen Wächter, keinen Freund für deine sieben Einsamkeiten, du lebst ohne den Anblick auf ein Gebirge, das Schnee auf dem Haupt und Gluten in seinem Herzen trägt? Deinem Herzen steht keine Ruhestatt offen, wo es nur zu finden und nicht mehr zu suchen hat? Du wehrest dich gegen einen letzten Frieden? Mensch der Entsagung, in alledem willst du entsagen? Wer gibt dir die Kraft dazu? Noch fand niemand diese Kraft.“ Die Wirkungen der Gottesleugnung treffen aber nicht bloß den Einzelnen, sondern die ganze Menschheit; sie zeigen, dass Gott seiner nicht spotten lässt. Die Gottesleugnung vermag nichts aufzubauen, nur zu zerstören; sie löst nicht ein einziges Problem der Wissenschaft; sie erklärt kein einziges Rätsel der Natur; sie bietet keine Stütze, weder dem öffentlichen noch dem privaten Leben; sie bietet keinen Ansporn für irgend eine Kunst, keinen Antrieb für irgend eine Tugend; dagegen zerstört sie die Basis der Gerechtigkeit, das Gefühl der Verantwortlichkeit und der Pflicht; nimmt den Leidenschaften jeden Zaum, dem Leiden

jeden Trost; zersetzt die Fundamente der Familie und des sozialen Lebens; lässt den Menschen ohne Wahrheit im Denken, ohne Ziel im Wollen, ohne Richtschnur im Leben. Das alles erleben wir heute in Deutschland. Die Gottesleugnung zerstört schließlich die Eintracht und das friedliche Zusammenleben der Völker. Sie zieht das gottentstammende Naturrecht und das Völkerrecht in den Abgrund. Die Leugner der göttlichen Majestätsrechte waren immer auch die Totengräber der Menschenrechte. Wahrhaftig, es trifft zu, was Paulus den Bewohnern der Stadt Kolossä im Tal des Lykus vorhersagte: Der Zorn Gottes kommt über die Kinder des Unglaubens (Kol 3,6). Gott lässt seiner nicht spotten.

Gottesleugnung ist häufig begleitet von Gotteslästerung. Gotteslästerung ist die Beschimpfung Gottes, wodurch ihm Ungebührliches zugeschrieben oder Gebührendes verweigert bzw. abgesprochen wird. Gotteslästerung erscheint auch als Verbrechen gegen die christliche Gesellschaft, da sie das religiöse Empfinden anderer schwer kränkt und die Achtung der Religion, der Grundlage der Sittlichkeit, herabsetzt. Gott hört die Tiraden und sieht die Untaten der Lästerer. Gotteslästerung wird von Gott nicht ganz selten schon auf dieser Erde gestraft. In einer kleinen Ortschaft im Sudetenland hatte eine ruchlose Hand der auf öffentlichem Wege aufgestellten Statue des gekreuzigten Heilandes beide Füße abgeschlagen. Der Täter war nicht zu ermitteln. Der betreffende junge Mann musste zum Militär einrücken, als der Krieg kam. Eine Kanonenkugel riss ihm beide Füße weg. Da bekannte er sein erschreckendes Sakrileg. In der großen Schiffswerft von Belfast in Irland lag der neue Ozeanriese auf Stapel, dem man den stolzen Namen Titanic gab. Man war überzeugt, dieses majestätische Schiff werde wie ein stolzer König seinen Weg über das Meer ziehen. In meterhohen Lettern trug das Schiff die Aufschrift: *No God – no Pope*. Wir brauchen keinen Herrgott und keinen Papst. Die Titanic hat Amerika nicht erreicht. Sie stieß in der Nacht vom 14. zum 15. April 1912 mitten auf dem Ozean mit einem Eisberg zusammen. Bald darauf verschlangen die Wogen den Koloss. Von 1800 Passagieren kamen 1100 ums Leben.

Gott vernimmt den verbalen Spott, mit dem er überschüttet wird. Spott kommentiert Personen sowie Eigenheiten und Äußerungen anderer in abwertender Weise. Er zielt auf die Schädigung des Ansehens anderer. Spott ist gemein und tut weh. Er wird zur Gotteslästerung, wenn er sich gegen den Dreifaltigen Gott wendet. Unser Herr und Heiland hat ihn schon zu seinen Lebzeiten erfahren. Die Soldaten des Prokurators Pontius Pilatus verspotteten den Messias Jesus Christus. Sie legten ihm einen roten Mantel um und flochten eine Krone aus Dornen, beugten das Knie vor ihm und sprachen: Sei begrüßt, du König der Juden! Der König Herodes Antipas trieb ebenfalls seinen Spott mit unserem Herrn und Heiland. Er ließ ihm ein Prunkkleid anziehen und schickte ihn so zu Pilatus zurück. Der Spott gegen Christentum und Religion hat heute eine andere Dimension angenommen. Er wird ungezügelt betrieben und bleibt ungeahndet. Kein Staatsgesetz schützt das Heilige. Wer versucht, den Schutz des Strafrechts zu erlangen, wird in aller Regel abgewiesen. Im Namen von Freiheit der Meinung und Freiheit der Kunst bleiben Anzeigen ohne Wirkung. Die Gottessohnschaft Jesu, das Weihnachtsgeheimnis, die Wundertätigkeit Jesu und seine Auferstehung werden geschmäht. Die Gottesmutter Maria wird verhöhnt. Hätte Maria abgetrieben, wäre uns viel erspart geblieben. In der Satirezeitschrift „Titanic“ steckten dessen Zeichner Papst Franziskus ein Kreuz in den Hintern und ließen ihn Mon Dieu ausrufen. Ein entblößter Gottessohn steht daneben und ruft zornig: „Denkst du wieder an ihn?“

Gott lässt vielen Spott über sich ergehen. Er gewährt meistens dem Spötter Zeit, sich zu besinnen und zu bekehren. Gelegentlich freilich zeigt er, dass er mächtig ist, sich des Spottes zu erwehren. Es war 1915 an der russischen Front bei einem oberösterreichischen Truppenteil. Ein Religionspötker war während der Feldmesse zur Kommunionbank getreten, nahm unbemerkt nach der hl. Kommunion die Hostie aus dem Mund und steckte sie in die Tasche. Später im Schützengraben nahm er zum Schrecken seiner Kameraden die Hostie aus der Tasche und befestigte sie hohnlachend mit einem Reißnagel an einem Pfosten. Ehe seine Kameraden noch einschreiten konnten, geschah etwas Furchtbares: Der Frevler sank plötzlich gurgelnd zu Boden und war eine Leiche. Als man ihn eine Viertelstunde später wegtrug, war er ganz schwarz geworden. Mit tiefer Erschütterung erzählten Augenzeugen noch Jahre danach von diesem Vorkommnis.

Manche Menschen reiben sich an der Unsichtbarkeit Gottes. In der Tat: Gott ist ein verborgener Gott. Kein Mensch hat ihn jemals gesehen, keiner vermag ihn zu sehen. Gott ist verhüllt. Er wohnt in

unzugänglichem Licht. „Ihn (Gott), den Künstler, wird man nicht gewahr, bescheiden verhüllt er sich in ewige Gesetze“ (Don Carlos), heißt es bei Schiller. Kein Geschöpf kann mit seinem umflorten Auge das klare Licht Gottes schauen. Dazu ist es zu schwach. Die Verborgenheit Gottes wird für viele Menschen zum Anlass, nicht mit ihm zu rechnen. Was sie nicht sehen und greifen können, existiert nicht für sie. Die Verborgenheit Gottes ist für manche Menschen sogar der Anlass, seine Wirklichkeit und seine Allmacht zu leugnen. Aber Gott lässt sich nicht unbezeugt. Er spricht im Leben des Einzelnen. Das recht gebildete Gewissen ist die Stimme Gottes. Der Heide Seneca hat geschrieben: „Nahe ist dir Gott, er ist bei dir, er ist in dir. Ja, ein heiliger Geist wohnt in uns und wacht über das Gute und Böse in uns.“ Gott tritt gelegentlich aus seiner Verborgenheit heraus. Chaumette, einer der wildesten Hetzer in der Französischen Revolution, hielt am Fest der Vernunft die Festrede und schrie zum Himmel: „Herrgott, wenn du existierst, dann erschlag mich mit deinem Blitz!“ Der Blitzstrahl blieb aus, aber wenige Tage später (24.3.1794) fiel sein Haupt unter dem Fallbeil. Mächtiger als im Leben des Einzelnen spricht Gott in den Erscheinungen der Natur. Ein Gewitter, ein Orkan, ein Vulkanausbruch, ein Erdbeben: Siehe, das ist Gottes Sprache, denn er ist der Herr der Natur. Wenn in stiller, klarer Sternennacht die Luft über die Sandwüste der Sahara streicht und die Sandkörner sich aneinander reiben, hört es sich an wie das Wimmern eines tödlich verwundeten Riesentieres. „Hört ihr?“, sagte der arabische Führer der Karawane, „die Wüste weint. Sie klagt, dass sie zur unfruchtbaren Dürre geworden ist; sie beweint die blühenden Gärten, die wogenden Kornfelder, die lachenden Früchte, die sie einst trug, bevor sie zur ausgebrannten, trockenen Öde wurde.“ In Messina hatte man über 120 Jahre kein Erdbeben mehr gespürt. Da erlaubte sich Weihnachten 1908 ein marxistisches Blatt den Frevel, in einem Spottartikel zu höhnen: „Geh, Christkind, schick uns doch wieder mal ein Erdbeben, wenn du kommst!“ Das war am 24. Dezember. Am 28. Dezember kam das furchtbare Erdbeben von Messina. Binnen weniger Minuten war die Mehrheit der Bevölkerung tot, durch den nachfolgenden Brand fast die ganze Stadt zerstört: 84.000 Tote von 120.000 Einwohnern. Gott lässt seiner nicht spotten. Gott ist allmächtig im Trösten, aber auch im Züchtigen (Aug.).

Zahlreiche Menschen sind der Meinung: Ich habe gesündigt, und was ist mir Übles widerfahren? Nichts. Sie täuschen sich. Schon in der Sünde liegt die Strafe. Womit einer sündigt, damit wird er gestraft. Die Sünde stört den inneren Frieden im Menschen. Sie macht ihm ein schlechtes Gewissen. Er weiß um seine Schuld, und er leidet unter der Schuld. Sie raubt ihm die Freude an Gott und am Dienste Gottes. Der Sünder ist versucht, von Gott zu fliehen, der um seine Schuld weiß. Die Sünde schwächt die sittliche Kraft des Sünders. Sie entzieht ihm den Abscheu vor dem Bösen und mindert die Neigung zum Guten. Die Sünde beeinträchtigt sein Verhältnis zu den anderen Menschen. Der Sünder büßt ein Stück der Nächstenliebe ein. Sein Wille, dem Bruder oder der Schwester beizustehen, sie zu schützen und zu trösten, wird geschwächt.

Gott lässt seiner nicht spotten. Sprich nicht: Ich habe gesündigt, und was ist mir Übles geschehen? Denn der Allerhöchste ist ein langmütiger Vergelter (Sir 5,4). Langmütig ist der Herr und groß an Geduld (Nah 1,3). Langmut Gottes ist der Wille Gottes, den Vollzug seines Strafurteils gegenüber dem sündig gewordenen Geschöpf hintanzuhalten. Die Beweggründe für das Zuwarten Gottes sind seine unendliche Liebe und Güte, die Schwäche und Hinfälligkeit seiner Geschöpfe und der Wille zur Umkehr des Sünders. In Amsterdam saßen drei Herren nach der Aufführung eines Oratoriums im Gastzimmer, als tief in der Nacht der Komponist Max Reger den Raum betrat. Er fragte den einen, ob er katholischer Priester sei, und auf dessen Ja bittet er ihn um eine Unterredung unter vier Augen. An einem Nebentisch enthüllt er ihm die Todesahnungen, die mit furchtbarer Wucht auf ihm lägen; er müsse noch in dieser Nacht mit dem Himmel abrechnen und bitte darum, eine Lebensbeicht ablegen zu dürfen. „Ich fühle den Tod in meinen Adern und will mich mit meinem Schöpfer aussöhnen, noch jetzt, auf der Stelle.“ Er möge ihm helfen, er habe seit seiner Jugend nicht mehr gebeichtet. Es geschah, und Reger machte seine Rechnung mit Gott. Das geschah am 23. März 1916. Am 11. Mai war er tot. Max Reger hatte mit seiner Bekehrung lange gewartet, aber, dank Gottes Erbarmen, nicht zu lange.

Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben; danach aber folgt das Gericht (Hebr 9,27). Das persönliche Gericht über den Einzelnen. Das Gericht erfasst eine jede Missetat. Keine Kränkung, keine Beleidigung Gottes, keine Verspottung Gottes wird vergessen. Es ist schrecklich, dem lebendi-

gen Gott in die Hände zu fallen (Hebr 10,31). Gott hat eine Waage. Sie wägt jedes gute Werk, aber auch jede schlechte Tat. Auf dieser Waage werden die Handlungen nicht nach ihrer Menge, sondern nach dem Maß der Gesinnung gewogen. Gott schaut dem Menschen ins Herz; dort wägt und prüft er. Gott vergilt einem jeden nach seinen Werken. Bei ihm gibt es kein Ansehen der Person. Er zieht alles Verborgene vor sein Gericht. Er lässt keine Entschuldigung gelten. Er wird durch kein Geschenk besänftigt. Gottes Urteil ist endgültig. Es wird weder zurückgenommen noch geändert. Von ihm gibt es keine Berufung.

Die Kirche hat sich niemals dazu bewegen lassen, von Gericht und Verwerfung zu schweigen. Die Gerichtspredigt der Kirche war nie beliebt. Die meisten Menschen meinten, sie würden dem verurteilenden Spruch des Richters entgehen. Manche wähten, sich durch Spott und Hohn über Gottes Gerechtigkeit und sein Gericht Erleichterung und Entlastung von der Furcht um ihr ewiges Schicksal verschaffen zu können. Der französische Spötter Voltaire war Gast König Friedrichs II. im Schloss zu Cleve. Bei dieser Gelegenheit erklärte er: „Was mich angeht, so verkaufe ich meinen Platz im Himmel um einen Taler.“ Da erhob sich der Bürgermeister von Cleve und rief ihm zu: „Herr Voltaire, wir sind hier in Preußen, und da kauft niemand etwas, ohne vorher zu prüfen, ob der Verkäufer auch Eigentümer und Besitzer des Gegenstandes ist. Können Sie uns den Nachweis erbringen, dass Sie den Platz im Himmel rechtmäßig besitzen, dann kaufe ich Ihnen den Platz für 10.000 Taler ab.“

Das persönliche Gericht ist der Vorläufer des allgemeinen Gerichts am Ende der Weltzeit. Da wird nichts geändert oder revidiert. Da werden vielmehr die Urteile des persönlichen Gerichts bestätigt. Da werden sie allen in der Öffentlichkeit kundgemacht.

Gott lässt seiner nicht spotten. Er sieht lange zu, wie die Menschen sich gegen ihn empören. Er registriert die staatlichen Gesetze, die Ehe und Familie zerstören. Er beobachtet die Eingriffe gegen das Leben der Ungeborenen und die Begünstigung der Selbsttötung. Er kennt die falsche Sexualerziehung in den Schulen. Er vernimmt, dass die Parlamente 15-jährige Jungen ermächtigen, sich als Mädchen auszugeben, und Mädchen gestatten, zu einem Jungen zu werden. Frau von der Leyen und Frau Baerbock sprechen von westlichen Werten, die angeblich von der Europäischen Union verteidigt werden. Ich frage: Sind die westlichen Werte die Freigabe von Drogen? Oder die staatliche Anerkennung der Homosexualität? Oder die Umkleidung gleichgeschlechtlicher Verbindungen mit dem heiligen Namen der Ehe? Gott ist kein Schattenkönig. Der heilige und gerechte Gott ist Gesetzgeber mit dem bestimmten „Du sollst, Du sollst nicht“ und zugleich Richter seiner Gebote. Er ist der Herr, sein Wille ist Gesetz, und wir stehen in seinem Dienst. Babylon endete bei einem Gastmahl, Rom ging in rauschenden Festlichkeiten unter. So sterben solche Reiche, den Becher in der Hand und die Gotteslästerung auf den Lippen. Wir wissen nicht, wann das Strafgericht Gottes über uns hereinbrechen wird. Aber eines wissen wir: dass es die Menschheit, vor allem in Europa, verdient hat. Einmal geht aller Spott zu Ende. Den Spöttern wird Gott selbst zum Spötter werden (Spr 3,34). Dann zeigt es sich: Ohne Gott, alles Spott.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Tempel zerstört

03.12.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Apostel sind im Gefolge ihres Meisters die breiten Tempelstufen hinabgestiegen und in der Lichtfülle dieses palästinensischen Tages auf der Höhe des Berges Sion vor der majestätischen Fassade stillgestanden. Der Tempel ist ihnen ein Gegenstand der Bewunderung geworden. Nie schienen ihnen die Säulen wuchtiger, die Dächer glühender, die Massen gehaltener und ewiger als heute. Da begab sich etwas. Über ihre galiläischen Lippen floss das überschwängliche Lob des Tempels. Es war ihnen alles „unerhört“, „fabelhaft“, „unbeschreiblich“. Die Pracht des von Herodes dem Großen in jahrzehntelanger Arbeit geschaffenen Neubaus des Tempels war sprichwörtlich. Der Meister sagte zuerst nichts; dann holte er tief Atem, schloss die Augen und presste die schmalen Lippen sichtbar aufeinander, wie wenn er noch ein letztes Mal dieses Wort und dieses Urteil zurückstellen und einfangen wollte. Aber die Stunde war gekommen. Er öffnete seine Mund und sagte mit fester Betonung: „Kein Stein dieses Riesenbaues wird auf dem anderen bleiben.“ Wie er sich dann mit ihnen zur Stadt wandte, schwiegen sie alle; keiner wagte zu fragen, bis der Abend kam und sie sich an die Halde des Ölberges setzten und zu ihren Füßen die unbeschreiblich schöne Stadt Jerusalem lag. Diese Stadt sollte sterben? Dieser Bau, auf den Fundamenten Sions aufgerichtet, sollte zerstört werden? Kein Marmorblock auf dem anderen bleiben? Das war in ihren jüdischen Köpfen gleich Weltuntergang. Der Tod Jerusalems bedeutete den Tod der Welt! Nun werden sie ihn fragen. Einer wagt sich vor. Dann wird der zweite fragen. Diesen ganzen Abend füllt das ängstliche Gespräch über die letzten Dinge. So bietet der Lukastext des ersten Adventssonntages wie der Matthäustext des letzten Kirchenjahrsonntages dieselbe Aufeinanderfolge von Äußerungen zum Untergang der Welt und zum Untergang der Stadt. Christus malt die Weltkatastrophe in den riesenhaften Bildern der Literatur seiner Zeit. Zeichen an der Sonne, am Mond, an den Sternen! Bedrängnis auf Erden. Das Meer wirft seine Fluten über die Ufer. Den Menschen geht der Atem aus. Die Kräfte des Himmels werden erschüttert. Damit ist der grandiose Gedanke der Uroffenbarung vom Ende der ganzen Welt gemalt. Es ist das kein dramatisches Naturtheater, wie es die Stunden des Christustodes auf dem Kalvarienberg umspielt, sondern es ist der wirkliche Weltenbrand, in dem der Kosmos zusammenbricht.

Auf dem Hintergrund solch apokalyptischen Dunkels malt Christus seine Parusie, die Wiederkunft des Herrn. Feuer bricht aus den Himmelstoren und flutet um den Weg, über den der Nazarener zur Erde steigt. Auf einem Wolkenwagen sprengt er in die Welt hinein. In der Sprache der jüdischen Bücher war die Wolke stets Nähe Gottes. Damit steigt das Selbstzeugnis Christi von sich selber untrüglich zur Höhe der Proklamation seiner Gottgleichheit. Er nennt sich den mit Macht und Herrlichkeit ausgestatteten „Menschensohn“. Dieses Wort ist zur klassischen Bezeichnung des Herrn geworden. Er hat dieses Wort offenbar für geeigneter gehalten, die Intelligenz seines Volkes zum Verständnis seines Leidens und seines Todes zu führen, als irgendeine andere Bezeichnung. Das Wort „Gottessohn“, dessen Inhalt er unerbittlich forderte, blockierte den Gedanken des Gekreuzigten. Das antike Denken hat keinen Platz für den gekreuzigten Gott gehabt. Auch das Wort „Davidssohn“, auf das er als der Träger der israelitischen Messiasidee Gewicht legte, scheint ihm zur Einführung in das

Mysterium seiner Passion ungeeignet. Das kleine Volk im syrischen Winkel des Mittelmeeres sträubte sich, dem Streit gegen die Gewaltherrscher seiner Geschichte die blassen Züge des dornengekrönten Galiläers zu geben. So traf das Wort „Menschensohn“ wirklich das Dogma, um dessen Einprägung der Nazarener vor allem in der letzten Zeit seines öffentlichen Wirkens unausgesetzt kämpfte. Auf dieses Bild folgt, mit bewusster Abbiegung der Schreckenswirkung, das große Wort der vollendeten Seelenruhe. Für alle, die in der Reinheit ihres Gewissens bewusst oder unbewusst Christen sind, für alle, die nicht die Schiebung, nicht die Lüsterheit, nicht den Egoismus, sondern wirklich den Nazarener bejahen, ist seine Parusie keine kriminalistische Angelegenheit. Sie dürfen ihre Häupter erheben, denn ihnen ist er die „Erlösung“.

Aber kaum hat der Herr den universalen Ausklang seiner Vorhersage gegeben, da wendet sich ein anderer Apostel an ihn. Er ist über das Wort dieses Morgens noch nicht hinweggekommen. Seine Augen haften trunken an den Säulen, an den Dächern, an den Massen des Tempels, der jenseits des Cedron über das Tal hinweg am Hügel liegt. Er will wissen, wann das Furchtbare kommt und ob man die Katastrophe der Zerstörung Jerusalems ein paar Monate vorauswissen kann. Die Katastrophe fällt in das Jahr 70 nach Christus. Wir kennen die Kaiser, die den Feldzug leiteten, Vespasian und Titus, Vater und Sohn, und die palästinensische Revolution, die ihnen Anlass dazu gab. Jerusalem wurde belagert, ausgehungert, erstürmt. Das römische Heer bestand aus der 5., 10., 12. und 15. Legion. In erbitterten Kämpfen drangen sie in die Stadt ein und eroberten die Burg Antonia. Dann erfolgte der Angriff auf den Tempel. Die Römer hatten beschlossen, ihn zu erhalten. Doch ein römischer Soldat schleuderte durch ein Fenster an der Nordseite des Tempels einen Feuerbrand in das Tempelhaus. Der Feldherr Titus befahl zu löschen, aber die wie rasend gewordenen Soldaten warfen von neuem Feuer in den Tempel und metzelten alles nieder, was ihnen in den Weg kam. Als das Feuer immer mehr um sich griff, betrat Titus mit seinen Offizieren das Allerheiligste, das noch nicht vom Feuer ergriffen war, und gab noch einmal Befehl zu löschen. Aber die Erbitterung gegen die Juden war stärker als sein Befehl. Am 6. August des Jahres 70 ging der Tempel in Flammen auf. Danach ließ Titus den letzten Rest der Stadt zerstören. Im folgenden Jahr feierte er mit seinem Vater Vespasian und seinem Bruder Domitian einen Triumph in Rom, wo man auch die Prachtstücke des Tempels mitrug. Wir kennen die Skulpturen des Titusbogens am römischen Forum, die uns den Wegtransport des siebenarmigen Leuchters und die Gefangennahme der zu Sklaven degradierten jüdischen Empörer gemeißelt schildern.

Der Apostel, der den Herrn fragte, wann sich seine Vorhersage erfüllen werde, steht noch Jahrzehnte vor der schrecklichen Katastrophe. Man ist am Anfang der dreißiger Jahre. Kann man irgendwie wissen, wann das Schreckliche eintritt? Da fasst ihn der Herr bei der Hand und belehrt ihn mit einem Beispiel aus der Landwirtschaft. Der Apostel wird sich vom See Genesareth her der Feigenbäume erinnern, und er wird wissen, dass dieses trockene Holz im Frühjahr, wenn die Säfte steigen, weich wird und anschwillt. Die Knospen, die ansetzen und auftreiben, könnte man dann, wäre man selbst blind und wäre man geruchlos und hätte man das Gefühl für die Temperatur verloren und spürte die syrische Sonne nicht, die über den steinigten Feldern bei Bethsaida liegt, diese Knospen könnte man mit der Hand abtasten. Zwischen ihnen und dem beginnenden Sommer bestehen innere Zusammenhänge. Ohne Bild gesprochen: Ja, man wird aus der Entwicklung des gesamten Lebens des israelitischen Volkes wissen können, ob und wie lange das noch dauert. Wenn es so weitergeht drüben in Jerusalem, wenn die offizielle Religionsgemeinschaft so tot bleibt, wenn die führenden Schichten des Volkes den großen Sinn ihrer Geschichte so wenig begreifen; wenn im Lande nur noch ein paar stille Menschen wahrhaftig fromm sind und den großen Gott in ihrer Seele tragen; wenn bis in den Tempel hinein die Anarchie tobt und wenn sie aus dem Gotteshaus ein Warenhaus machen; wenn die Geldkurse und Steigen und Fallen des Denars sie mehr interessiert als die Beobachtung des Gesetzes Gottes in stillen Nächten des Gebetes und in heiliger Arbeit des Tages, wenn die Veräußerlichung sie zu Schminke und Lustbarkeit treibt und darüber verdorren die werdenden Kindern und verwildern Zucht, Ehrlichkeit und Opfersinn des heimischen Herdes, dann ist die Katastrophe nicht mehr zurückzuhalten; dann ist das Feuer dieser Opferstätte ausgelöscht. Auch dieses gigantische Bild schließt mit einem starken Appell an die christlichen Menschen: Wenn das geschieht, sollt ihr wissen, dass das „Reich Gottes“ nahe ist. Auch Markus kennt dieses Wort. Matthäus, der stärker als die

beiden anderen Synoptiker im Jüdischen wurzelt, scheut sich, den heiligen Gottesnamen hüllenlos auszusprechen. So nennt er die neue Zeit das „Himmelreich“. Ihnen allen aber ist klar, dass mit Christus eine neue Epoche beginnt, an deren Schwelle das rein völkische und rein politische Jerusalem versagt hat. Es reicht nicht aus, das blaue Blut der Patriarchen und Könige in den Adern zu führen. Das neue Reich spannt seine Gezelte und seine Gesichte weiter. Die nämlichen Ereignisse, welche die Menschen in Bestürzung und Schrecken versetzen, sollen den niedergedrückten Christen die Anzeichen sein, dass die Stunde ihrer Erlösung nahe ist. In dem Augenblick, da auf Erden die Menschen von Entsetzen erfüllt sein werden über die ungeheuren Ereignisse, deren Zeugen sie sein sollen, wird der Menschensohn, von einer Wolke getragen, aus der himmlischen Welt erscheinen.

Die Kirche kommt zu Beginn des Kirchenjahres auf die Lehre vom Ende zurück, um die Gläubigen zu einer richtigen Auffassung des Lebens zu erziehen. Zwei Grundhaltungen sind vor allem für Christen verpflichtend: Wachsamkeit und Hoffnung. 1. Wachsamkeit: Die Parusie wird nicht mehr als nahe bevorstehend betrachtet; vielmehr muss mit einer noch unbestimmt langen Dauer der Geschichte gerechnet werden. Darum die Mahnung zur Wachsamkeit (Luk 21,34-36). Was jeden Tag eintreten kann, ist immer nahe. Man muss nur bereit sein. Ein Christ darf nicht aufgehen im einstweiligen Leben und so tun, als komme nichts mehr nach. Das gilt vom Genuss, von der Sünde, aber auch von der Sorge des Alltags, also von seinen Plänen und Aktivitäten. Es genügt auch nicht die Bereitschaft, am Schluss des Lebens noch alles in Ordnung zu bringen. Es wäre zu riskant, und das Evangelium warnt ausdrücklich vor dieser Haltung. 2. Wachsamkeit allein genügt nicht. Darum besteht das Evangelium auf der Hoffnung als christlicher Grundhaltung. Wer wachsam ist, darf hoffnungsvoll an das Ende denken; denn es bedeutet Erlösung, nicht einfach nur Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen. Erlösung ist mehr. Die Erlösung bedeutet das Ende aller Drangsale und Verfolgungen der Christen. Denn der Tag der Parusie bringt wohl den Heiden das Gericht und damit das Verderben, ihnen aber Befreiung. Der ringende Mensch darf hoffen, dass der Kampf nicht immer dauert. Der reuige Sünder darf hoffen, dass seine Schuld verziehen wird. Der armselige Mensch braucht nicht zu verzweifeln, weil Erlösung die endgültige Gabe des wiederkommenden Christus sein wird.

Jesus hat das Geschick des Tempels Jahrzehnte vorher gewusst und ausgesagt. Er kennt das Schicksal der Menschen und der Institutionen. Ihm ist nichts verborgen. Und was er vorausgesehen und vorhergesagt hat, das trifft unaufhaltsam ein. Wahrhaftig: „Himmel und Erde werden vergehen, aber eine Worte werden nicht vergehen.“ Seine Worte sind absolute Wahrheit und haben darum ewige Geltung, wie sie nur Gottes Wort haben kann.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Johannes der Täufer (1)

Die Frage des Täufers

10.12.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Jesus hat seine messianische Tätigkeit in Galiläa erst begonnen, als sein Vorläufer von Herodes eingekerkert worden war. Das Gefängnis lag an der Ostseite des Jordans, an dessen schmalen Ufern, zwischen Schilf und Geröll, der große Prophet predigte. Wie alle Großen der jüdischen Geschichte hatte auch er erst in der Einsamkeit der Wüste seine Berufung erlauscht und sein Wirken vorbereitet. Dort hatte Jahwe zu ihm gesprochen; aus seinem Atem wagte er den Weg über die Furten des silbernen Stromes. Nun hatte er zwei Jahre die Herzen erschüttert und vor aller Welt die Wahrheit gesagt. Er fürchtete auch die Fürsten nicht, bis Herodes, der Beherrscher der Nordprovinz, den lästigen Mahner festnehmen ließ. Man bezeichnet den Aufenthalt des Johannes in Machärus wohl am besten als „Festungshaft“; er hatte günstige Haftbedingungen. So blieb er mit dem diesseitigen Palästina in Verbindung. Seine Jünger und Freunde durften kommen und gehen. Er las die Gazetten Jerusalems und Jerichos. Er erhielt Besuch aus dem In- und Ausland. Vor allem blieb er auf dem laufenden über das Wirken des Nazareners selbst. Matthäus nennt das „die Werke“. Er meint damit seine Gesamthaltung, seine Art, seine Worte, seine Taten, seinen Gestus. Das ging so einige Monate fort. Was mochten diese Nachrichten an Melancholie über den Jordan tragen? Jede neue Nachricht stimmte nachdenklicher. Das Bild des Messias, das vor seiner Seele stand und das er an wolken-dunklen Tagen und in blutroten Nächten zwischen Schilf und Geröll des Jordans gezeichnet hatte, das endgeschichtliche Bild des Richters, der im Posaunenstoß vor die Welt tritt, der die Tenne fegt und den Sturm des Weltenbrandes über die Fluren Israels jagt, duckte sich immer scheuer und verblasste immer mehr vor dem neuen Messiasbild, das drüben an den Hügeln Galiläas aufleuchtete. Monatlang durch Tage und Nächte spaltete sich die Seele des Täufers und rang sein Geist zwischen diesen beiden Bildern. Er begann an sich selber und an seiner Predigt zu zweifeln, ob er den Messias, dessen Wegbereiter er war, wesentlich verstanden und richtig ausgerufen, oder ob er einen „Anderen“ verkündigt habe, der dem Gegenwärtigen nicht gleiche. Johannes ist gläubig genug, diesen Konflikt vor den Nazarener zu tragen. Er sendet zwei seiner Jünger zu ihm. Jesus nimmt sie freundlich auf. Er bittet die Abgesandten voraussetzungslos Menschen und Dinge persönlich zu prüfen. Sie sollen sein Verhalten ganz in der Nähe erleben, er will sie in ihrem Urteil nicht beeinflussen. So sind sie Zeugen seiner Werke, Zeugen der Wunder, Zeugen der Krankenheilungen, Zeugen seines Verkehrs mit Personen aller Stände und seiner Güte vor allem gegen Menschen, die im Schatten des Lebens stehen.

Nach ein paar Tagen fragt der Herr die Johannesjünger, ob sie nun genug gesehen haben, ob man ihnen alle Türen geöffnet und ob man ihnen ungeschminkt alle Fragen beantwortet hat. Die Jünger des Täufers bejahen, und er entlässt sie mit einem Stichwort, das sie dem Johannes mitteilen sollen, und dieses Stichwort reiche aus. Sie sollen ihm sagen, das Bild des Nazareners, das sie nun erlebt hatten, entspreche den Farben des Propheten Isaias, der den Messias male als den, durch den Blinde

sehen, Lahme gehen, Aussätzige rein werden, Taube hören, Tote aufstehen und (was für die jüdische, für die römische, für die griechische Oberschicht unfasslich war) der die Armen um seine Kanzel schare. Jesus antwortet also auf die klar formulierte Frage des Täufers ebensowenig mit einem runden Ja, wie er dem Volk gegenüber je in aller Form erklärt hat: Ich bin der Messias. Das Messiasgeheimnis bleibt selbst dem Täufer gegenüber gewahrt. Der Täufer wird auf den gleichen Weg zur gläubigen Erkenntnis der Messiaswürde Jesu verwiesen, den auch die Jünger gehen mussten und den das Volk gehen sollte: er soll aus den Taten Jesu und der Erkenntnis ihres messianischen Charakters Jesu Messianität erkennen. In seinen Wundern an Kranken und Toten und der Verkündigung des Evangeliums an die „Armen“ erklärt Jesus die Weissagung des Isaias erfüllt. Damit ist klar, dass die Worte „blind, lahm, taub, tot“ im eigentlichen Sinne und nicht übertragen zu verstehen sind. Jesus verweist den Täufer lediglich auf seine Werke, die dieser bereits kannte und die gerade die Anfrage veranlassten. Indem Jesus aber diesen Hinweis auf seine Werke deutlich in Worte des Isaias kleidet, gibt er dem Täufer eine Andeutung für ihr rechtes Verständnis. Die Seligpreisung, mit der die Antwort Jesu schließt, ist an den Täufer selbst gerichtet. Der verdient selig gepriesen zu werden, der sich im Glauben an Jesus nicht irre machen lässt, auch wenn die Art von dessen Wirksamkeit seiner persönlichen Vorstellung vom Messias nicht entspricht. Darin liegt ein in schonender Form ausgesprochener Tadel, eine Warnung an jeden, der anders denkt. Es wird nicht erzählt, wie sich der Täufer zu dieser Antwort Jesu gestellt hat.

Diese Szene entbehrt nicht der Tragik. Johannes erfährt nur mehr vom Kerker aus vom Auftreten des Messias, auf dessen nahes Kommen hinzuweisen er gesandt war. Er erlebt daher selbst eine Krise seines Glaubens an den, dem er Israel – wie der Brautführer die Braut – zuführen sollte; die geschichtliche Wirklichkeit des Wirkens Jesu entsprach nicht seinem eigenen Bild vom „Stärkeren“. Er stand noch auf der Ansicht des Alten Testaments, das nicht das erste Kommen des Messias vom zweiten unterschied. Er beurteilte darum folgerichtig Jesus nach dem fertigen Bild, das er selbst vom Kommenden hatte, und darum geriet er in Zweifel, ob Jesus diesem Bild entsprach. Er vermisse an der Person und Wirksamkeit Jesu gerade jenen Zug, den er am stärksten betont hatte, die Feuertaufe des strafenden Richters. Er vermisse an ihm aber auch den durchschlagenden Erfolg beim Volk und das klare und offene Bekenntnis, dass er wirklich der Messias sei. Der Jesus von seinem Vater bestimmte Weg war auch für Johannes ein Ärgernis. Wie die Botschaft der Jünger in Machärus aufgenommen wurde, wissen wir nicht. Aber aus dem Zusammenhang ergibt sich, dass der große Schüler des großen Meisters die Korrektur hinnahm und in die letzten Tage seines Lebensabends den milden Glanz der neuen Messiasvision einbettete.

Der Meister selbst ließ ihn nicht fallen. Er umriss das geschichtliche Bild des Vorläufers. Zu den Aposteln, zu den Pharisäern, zu Gläubigen und Ungläubigen gewandt, fragte er: Erinnerst du dich recht? Auch ihr wart im vorigen Herbst draußen an den Gestaden des Jordans, seine Predigten zu hören. Das war damals die große Mode in Israel. Was seid ihr gegangen, am Wüstenrand zu schauen? Das war keine Vergnügungsreise, denn die Landschaft am Jordan ist monoton und ladet nicht zum Wochenende wie die Riviera drüben am blauen Mittelmeer. Ihr seid also um dieses Johannes willen dahin gepilgert. Was lockte euch an ihm? Die beiden ersten rhetorischen Fragen Jesu haben einen stark ironischen Klang. Sie nennen den stärksten Gegensatz zu dem, was der Täufer wirklich war. Er war weder ein biege- und schmiegsamer Hof-Beichtvater noch ein Genussmensch, wie man sie vor allem in den Palästen der Könige antrifft. Der Täufer war ein furchtlos-unbeugsamer Mahner auch einem Herodes Antipas gegenüber und ein strenger Asket. Er ist wahrhaftig kein Weltmann. Ein richtiges Gefühl hat euch gesagt, dass da draußen zwischen Schilf und Geröll ein ganz Großer steht, zu dem es lohnt, hinauszupilgern. Ihr nennt ihn einen Propheten. Ja, das ist kein Duodezprophet. Er ist ein Planet, der um die Sonne geht, aber ein Prophet mit eigenem Mond; denn ein früherer Prophet hat ihn vorhergesagt. Darin gibt Jesus dem Urteil des Volkes recht, dass Johannes wirklich ein Prophet ist; aber noch mehr, nämlich der von Malachias vorausverkündete unmittelbare Wegbereiter des Messias. Bei Malachias steht das Wort, das sich auf Johannes bezieht: Ich sende vor deinem Angesicht, o Messias, meinen Boten voraus, dass er dir den Weg bereite. Er nimmt infolgedessen eine einzigartige heilsgeschichtliche Stellung ein, und diese gibt ihm eine einmalige Größe. Unter den

bisher in der Geschichte aufgetretenen Menschen ist Johannes der Größte. Jesus legt Zeugnis ab über seinen Vorläufer und offenbart dem Volke seine persönliche und heilsgeschichtliche Größe.

Dieses große Wort über den Täufer aus dem Munde Jesu erfährt nun sogleich eine wichtige Einschränkung. Inzwischen ist eine neue Heilsordnung angebrochen, welcher der Täufer nicht mehr angehört. Es ist die Heilsordnung des Reiches Gottes. Das Reich Gottes ist seinem Wesen nach eschatologisch, endzeitlich, doch es reicht mit seinen Kräften und Wirkungen schon in den gegenwärtigen Äon herein. Der Täufer gehört dieser mit dem Auftreten Jesu gekommenen Zeit nicht mehr an; er bleibt, obgleich er ihr unmittelbarer Herold ist, im Vorhof, im Bereich der alten Ordnung. Darum steht er trotz seiner überragenden heilsgeschichtlichen Stellung selbst hinter dem Geringsten, welcher der neuen Ordnung angehört, zurück. Der Evangelist Matthäus schließt an das eben angedeutete Wort Jesu ein anderes Wort des Herrn an, das ebenfalls von dem Platz spricht, den der Täufer in der Heilsgeschichte einnimmt. „Von den Tagen Johannes des Täufers an bis heute bricht das Himmelreich mit Gewalt sich Bahn, und Gewalttäter reißen es an sich.“ Seit den Tagen des Täufers ist eine neue Epoche der Heilsgeschichte angebrochen. Mit dem Täufer schließen „Gesetz und Propheten“. Das heißt: der Alte Bund geht zu Ende. Nach dem Propheten Malachias muss der wiederkommende Elias dem Messias als Vorläufer vorangehen. Wenn Jesus der Messias ist, dann muss auch Elias bereits gekommen sein. Dass dies wirklich geschehen ist, hat Jesus eindeutig ausgesprochen. Der Täufer ist der wiedergekommene Elias. Er war nicht in der Person des Elias, sondern in der Rolle, in der Funktion.

Was sich zwischen Jesus und dem Täufer zutrug, ist beispielhaft für die Gegenwart. Die gläubige Christenheit hofft mit dem Apostel Paulus, dass das jüdische Volk noch zur Erkenntnis kommen wird, dass sein Messias nicht mehr zu erwarten ist, sondern dass er bereits erschienen ist. Sie hofft auf Gottes Erbarmen über das einstens auserwählte Volk. Das heutige Judentum muss auf dieselbe Weise in Jesus von Nazareth den Messias entdecken wie dessen Zeitgenossen und auch der Täufer. Das geschichtliche Wirken Jesu, seine Worte und seine Taten, ist auch heute noch der Weg, auf dem das jüdische Volk seinen Messias finden soll, freilich verstärkt durch die geschichtliche Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn, und das als Erfüllung der Verheißungen des Propheten Isaias. Heil dem, der sich an ihm nicht ärgert!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Johannes der Täufer (2)

Die Befragung des Täufers

17.12.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wie die drei älteren Evangelisten, so eröffnet auch der vierte, Johannes, seine Darstellung des öffentlichen Wirkens Jesu mit einem Bericht über den Täufer. Aber sein Bericht unterscheidet sich stark von dem der drei Synoptiker. Diese sehen die Aufgabe des Täufers vornehmlich in der Zubereitung der Herzen des Volkes für die Aufnahme der Predigt des Messias vom Anbruch des Gottesreiches. Für Johannes ist der Täufer einfach und schlechthin der Zeuge für Jesus als den von Gott gesandten Offenbarer. Diesmal ist es nicht der Täufer, der Gesandte schickt, sondern die hohe religiöse Behörde der theokratischen Hauptstadt Jerusalem. Schon seit Wochen ist der Plan gereift. In mehrfachen eingehenden Beratungen hat die höchste Stelle des Judentums den Beschluss gefasst, eine offizielle Abordnung zu dem seltsamen Prediger an die Ufer des Jordans zu schicken, die, mit der vollen Autorität des Hohenpriesters in Schrift und Siegel ausgerüstet, von ihm Auskunft heischen soll. Die religiöse Situation im Land ist bedrohlich und erscheint unhaltbar. Die sechzig Synagogen der Hauptstadt veröden zusehends. Die Masse der Bevölkerung zieht in Strömen zum Jordan, nicht nur die kleinen Leute und der trostbedürftige fünfte Stand. Nein, auch die Oberschicht, Menschen von Rang und Intelligenz und Welt stehen am Jordan zwischen den Zöllnern, den Samaritern, den Landarbeitern, den Arabern, den Zigeunern, und sie sind sichtlich von den Worten und dem Lebensbeispiel des seltsamen Propheten berührt und hingerissen. An den Furten des dunklen Flusses steht wirkliches religiöses Erlebnis auf. Doch niemand erinnert sich, den Täufer je in den Vorlesungen und Übungen der theologischen Hochschule zu Jerusalem gesehen zu haben. Er hat nicht attestiert. Er hat keine Fleißzeugnisse erworben. Er hat keine Reifeprüfung abgelegt. Wer weiß, ob er richtig schreiben kann? Er hat sich nie um die Tempelbehörde bekümmert und offenbar nie um die Erlaubnis nachgesucht, draußen im Lande zu predigen und religiöse Versammlungen abzuhalten, geschweige denn in diesen Versammlungen liturgische Handlungen zu vollziehen wie die Taufe, der sich unglaublicher Weise fast alle unterziehen, die zu ihm ins Tal wandern, selbst die ganz gescheiterten und gebildeten Menschen, die in Jerusalem als freisinnig gelten. Das kann nicht so weitergehen, in diesen Dingen muss Ordnung sein. So machen sich die gelehrten Theologen und Juristen auf und fordern Johannes vor ihr Tribunal. Dass die Gesandtschaft an den Täufer aus Priestern und Leviten besteht, hat darin seinen Grund, dass diese der römischerfreundlichen Priesteraristokratie nahestanden, die alle neuen religiösen Bewegungen mit Misstrauen beobachtete; denn sie fürchtete, dass sich in ihnen politisch-messianische Aspirationen verbargen. Man fragte sich im Volke ernstlich, ob nicht Johannes der erwartete Messias sei (Lk 3,15). In Jerusalem will man Klarheit darüber gewinnen, ob die vom Täufer entfachte Bewegung messianischen Charakter trägt.

Die Veranlasser der Gesandtschaft sind die Juden von Jerusalem, worunter der Hohe Rat, das Synedrium, gemeint ist. Charakteristisch für den Evangelisten Johannes ist, dass er die Bezeichnung

„die Juden“ in der Regel nicht für das ganze Volk, sondern nur für einen Teil derselben, die Hohenpriester und die Pharisäer, die erbitterten Feinde Jesu, gebraucht. In dieser eigentümlichen Verwendung des Ausdrucks „die Juden“ kommt zum Ausdruck, dass Johannes das Volk nicht von den eigentlich Schuldigen, seinen Führern, unterscheidet. Da die große Masse des Volkes sich nicht zu einer anderen Stellung zu Jesus hat bewegen lassen, hat es teil an ihrer Schuld. Der Abstand, der im Evangelium zwischen dem Gottgesandten und dem ihn verwerfenden jüdischen Volk besteht, offenbart sich darin am schärfsten, dass Jesus zu den Juden wie zu Fremden redet. In diesem Sprachgebrauch des Evangelisten spiegelt sich eine Zeit wider, in der die völlige Verwerfung Jesu durch das jüdische Volk als Ganzes und die endgültige Scheidung zwischen diesem und der urchristlichen Kirche eine vollendete geschichtliche Tatsache geworden ist.

Die erste und entscheidende Frage an den Täufer lautet: „Wer bist du?“ Der Täufer weiß, worauf sie hinauswollen: Sie wollen wissen, ob er für sich die Messianität beansprucht. Damit sie es sofort wissen und beruhigt sein können: der Messias, der Heilige, der unsterblich Große, der heiß Ersehnte, ist er nicht. Das betonte „ich“ bin es nicht deutet an, dass ein anderes es ist. „Wer denn? Bist du Elias?“ Nach der jüdischen Zukunftserwartung, die sich auf Mal 4,4f. stützt, soll der Prophet Elias dem Messias als sein unmittelbarer Vorläufer vorausgehen, um das Gottesvolk für die Heilszeit zuzurüsten. Jesus sieht im Täufer den wiedergekommenen Elias. Der Täufer lehnt diese Gleichsetzung ab. „Ich bin es nicht.“ Das ist jedoch nur scheinbar ein Widerspruch. Jesus will ja bloß sagen, dass in dem Wirken des Täufers die Weissagung des Malachias ihre Erfüllung gefunden hat. Johannes verneint die Frage, ob er Elias sei, nur in dem Sinne der Fragesteller, ob er der in Person wiedergekehrte Elias sei. Jesus und das Urchristentum aber haben in ihm den wiedergekommenen Elias gesehen. Er ist in die Rolle und in die Funktion des Elias eingetreten. In diesem Sinne ist der Täufer Elias. Die Fragesteller bohren weiter in den Täufer. „Bist du der Prophet?“ Ist er der sagemumspinnene Prophet? Damit ist der für den Anbruch der Heilszeit erwartete Prophet gemeint. Die Frage setzt eine Zukunftserwartung voraus, die neben dem Messias und dem Elias noch eine dritte Größe, „den Propheten“, kennt. Diese dritte Gestalt stammt aus Deut 18,15, wo Moses verheißt: „Einen Propheten wie mich wird Jahwe, dein Gott, aus der Mitte deiner Volksgenossen erstehen lassen.“ Dazu wird im Ersten Buch der Makkabäer (Makk 14,41) berichtet, die Juden ihrer Zeit hätten beschlossen, der Makkabäer Simon solle ihr Fürst und Hohepriester sein, „bis ein glaubwürdiger Prophet erstünde“. Ist der Wüstenprediger vielleicht diese Gestalt? Der Täufer antwortet mit einem klaren Nein: „Ich bin es nicht.“ Er ist keine dieser drei Figuren.

Die Mitglieder der Jerusalemer Kommission werden ungeduldig. Sie bedeuten dem Täufer, man dürfe mit einer amtlichen Kommission, die im höchsten Auftrag handle, so nicht spielen. Er müsse mit dem Bekenntnis herausrücken; er solle endlich positiv sagen, was er zu seiner Rechtfertigung zu sagen habe. Ihre Auftraggeber wollen genaue Angaben. „Was sagst du von dir selbst?“ Der Täufer antwortet: „Ich bin die Stimme eines Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, wie der Prophet Isaias gesagt hat.“

„Die Abgesandten aber waren Pharisäer.“, daher nicht zufrieden mit der tiefen, wunderbaren Antwort des Täufers. Die Pharisäer, die einen großen Einfluss im Hohen Räte hatten, waren die geistigen Urheber der Kommission. Sie verfolgten ja argwöhnisch alle religiösen Strömungen und Bewegungen im Judentum, die nicht mit ihren Anschauungen übereinstimmten. Sie sahen einen Zusammenhang zwischen der von Johannes entfachten Taufbewegung und der messianischen Zeit. Johannes verkündete ja eine Taufe zur Vergebung der Sünden. Er kann mit seiner Taufe nur die große Reinigung des Volkes vollziehen wollen, welche die Propheten für die Endzeit geweissagt haben. Die Juden glaubten, dass in der messianischen Zeit eine geistig-religiöse Erneuerung des Volkes durch eine Taufe erfolgen werde. Darum fragen nun die Abgesandten den Täufer: „Warum taufst du denn, wenn du nicht der Messias bist, und nicht Elias, und auch nicht der Prophet?“ Die Taufstätigkeit des Johannes beunruhigt die Kommission. Sie ist misstrauisch. Der Ausspruch des Täufers, der Rufer in der Wüste zu sein, ist in den Augen der Frager keine genügende Legitimation seiner Taufstätigkeit. Johannes gibt keine direkte Antwort, sondern umschreibt einfach den Charakter seiner Taufe. „Ich taufe mit Wasser.“ Da er nur mit Wasser tauft, unterscheidet sich seine Taufe wesentlich von der Taufe, die der Messias spenden wird (Geisttaufe V. 33), und ist also kein Übergriff in dessen

Vorrechte und Befugnisse. Dazu braucht er keine andere Legitimation als die Betrauung mit der Aufgabe des Rufers in der Wüste. Aber der Täufer bittet um Abschluss der Debatte. „Eure Sorgen und eure Fragen lohnen nicht die Zeit, die ihr daran setzt. Warum geht ihr dem Wesentlichen aus dem Wege, dem Einzigem, dem Überragenden, das sich in diesen Stunden vollzieht?“ Dann holt er aus zum Bekenntnis des Messias. Die Zeit für die Erfüllung jenes Prophetenwortes ist nun gekommen, denn der Erwartete ist schon unter ihnen gegenwärtig. Sie kennen ihn nicht, aber er kennt ihn. Und nun beschreibt der Täufer sein Verhältnis zu ihm. „In eurer Mitte steht der Riese, der Göttliche, wie ein schneebedecktes Hochgebirge, und eure Blicke kriechen durch die Schatten der Täler. Erhebet eure Häupter zu den Firnen und sehet ihn! Ich bin ein paar Monate früher als er geboren, und doch ist er der Ältere, der vor mir Lebende, der ewige Seiende, an den niemand von uns heranreicht. Wir sind kleiner vor ihm als der ägyptische Sklave und die syrische Dienerin, die den persischen Fürsten die Sandalen knüpfen und lösen dürfen. Des geringsten Knechtsdienstes an ihm sind wir unwürdig; denn er ragt über allem Menschenantlitz. Seit er unter uns steht, ist jede andere Rede leer und widersinnig. Nur ein Gespräch hat Wort und Inhalt: die Ehrfurcht vor ihm.“ Damit ist die Begegnung zu Ende. Der Evangelist berichtete nichts über den Eindruck, den die Antwort des Täufers auf die Abgesandten und ihre Auftraggeber gemacht hat. Ihm kommt es einzig auf das Zeugnis des Johannes an. Die Zweifel des Täufers an der Messianität Jesu sind überwunden. Er tritt wieder in seine Funktion als Vorläufer ein. Er erfüllt die Verheißung, die der Engel Zacharias gemacht hatte: Er wird vor Gott in Geist und Kraft des Elias hergehen. Er wird die Herzen der Väter den Kindern zuwenden und die Ungehorsamen zur Einsicht der Gerechten bringen und so dem Herrn ein vorbereitetes Volk schaffen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Johannes der Täufer (3)

Bereitet den Weg des Herrn

24.12.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Lukas reiht durch eine sechsfache Zeitbestimmung das Auftreten des Täufers als die Einleitung zum Kommen des Messias selbst in den Lauf der Weltgeschichte ein. Dadurch hebt er die Bedeutung dieser Stunde deutlich hervor. Die Weltgeschichte steht an einem ihrer großen Wendepunkte. Der von den Propheten vorausgesagte und vom Judentum mit brennender Sehnsucht erwartete Augenblick ist da, wo das Gottesreich anbricht, der Messias vor der Tür steht. Das gab nicht bloß dem Täufer für seine Person die tiefe Erschütterung und Leidenschaft, mit der er seine Botschaft verkündete. Das macht auch den aufrüttelnden Eindruck seiner Predigt auf das Volk begreiflich. Der Zweck der sechsfachen Angabe ist, die politische Lage in Palästina kurz zu beschreiben. Wir erinnern uns: Auch an einer anderen Stelle findet sich eine genau umrissene Zeitbestimmung. Es ist der gleiche Evangelist, der das Geburtsjahr des Messias fixiert. Er spricht vom Kaiser Augustus und vom Statthalter Quirinius. Dieses Ereignis liegt dreißig Jahre vor dem Evangelium von heute. Es ist in beiden Fällen Lukas, der die geschichtliche Feststellung macht. Hier spricht er vom fünfzehnten Jahr der Regierung des Kaisers Tiberius (14-37), der von Augustus adoptiert wurde. Das vornehmste und auch einzig genaue Datum der ganzen Reihe stellt Lukas an die Spitze. Dieses Jahr fällt zwischen den 19. August 28 und den 18. August 29 n. Chr. Nach der syrischen Zählung reichte das 15. Jahr des Tiberius vom 1. Oktober 27 bis zum 13. September 28.

An zweiter Stelle nennt Lukas den Statthalter des Kaisers. Das jüdische Reich des Königs Herodes des Großen ist längst zertrümmert; auf seine Herrschaft folgt die Buntheit der Landkarte. Der Ethnarch Archelaus wurde im Jahre 6 nach Christus abgesetzt. Sein Gebiet, das Judäa und Samaria umfasste, wurde von den Römern bis zum Jahre 41 n. Chr. unter ihre unmittelbare Verwaltung gestellt und zu der prokuratorischen Provinz Judäa gemacht. Der Prokurator residierte gewöhnlich in Cäsarea am Meer. Nur bei großen Festen der Juden kam er wegen der Befürchtung nationaler Erhebungen nach Jerusalem. Pontius Pilatus war der fünfte Inhaber dieses Amtes und hatte es von 26 bis 36 inne. Er war wohl der schlimmste von den römischen Prokuratoren Judäas.

Nun folgen die drei Landesfürsten der übrigen Teile Palästinas. Ihr offizieller Name war Tetrarch, Vierfürst; ihre Herrschaft übten sie von Roms Gnaden aus. Nur die beiden ersten sind Söhne Herodes des Großen. Der als erster genannte Herodes Antipas, der von 4 vor Chr. bis zu seiner Absetzung 39 nach Chr. regierte, war der Herrscher von Galiläa und damit der Landesherr Jesu. Unser Herr bezeichnete ihn als einen Fuchs, womit er wohl seine Gerissenheit und Verschlagenheit andeuten wollte. Dass er häufig seinen Landaufenthalt mit der eleganten Hauptstadt Jerusalem vertauscht, wissen wir gleichfalls. Auch er taucht in der großen Nacht zum Karfreitag auf. Dann gibt es noch einen Philippus, der über ein paar Nester am Rande Galiläas regiert. Philippus war der Stiefbruder des Antipas. Er war der tüchtigste von den Söhnen Herodes des Großen. Er regierte von 4 v. Chr. bis 37 n. Chr. Und

schließlich war da noch der unbedeutende Lysanias von Abilene. Er gehörte nicht zu der Familie des Herodes.

Ebenso verworren ist das Bild der religiösen Organisation. Von den Hohenpriestern weiß man, dass sie verschwägert sind, und dass heute der eine, morgen der andere, gelegentlich beide die führende Stelle im religiösen Israel einnehmen. Wirklicher Hoherpriester war (von 18-36 n. Chr.) Joseph Kaiphas. Annas war sein Schwiegervater, der von 6-15 n. Chr. amtierender Hoherpriester war, aber auch nach seiner Absetzung seinen Titel und seinen Einfluss behielt; fünf seiner Söhne und sein Schwiegersohn waren Hohepriester. Nachdem die Dinge so kompliziert und bitter geworden sind, ist die Stunde für den Täufer gekommen.

„Da ergeht das Wort des Herrn an den Sohn des Zacharias.“ Es ist selbstverständlich, dass er aus der Wüste kommt, aus deren Einsamkeit immer die großen Männer in den Stunden der Not kamen. Sie wuchsen nicht aus der forensischen Beredsamkeit der Rechtsanwälte, noch aus der gesetzgeberischen Routine des Parlaments, sondern aus der gottnahen Einsamkeit der transjordanischen Felsen und aus dem Fasten und der Selbstdisziplin des farblosen asketischen Landes. Von dort wandte sich Johannes, innerer Visionen voll, dem Lande seiner Väter zu, gefestigt in der großen Aufgabe, dem blasierten nachherodianischen Volk die Perspektive seines eigentlichen Berufes wieder zu eröffnen. Er schlägt seinen Katheder überall dort am Jordan auf, wo die breite Furt dem Beduinen der Landschaft und dem Kaufmann des Hinterlandes den Durchmarsch gestattet. Wenn die Nächte über Palästina sinken, flammen dort die Lagerfeuer. Bis zum frühen Morgen raunen durch die Gezelte der Ausziehenden und der Heimkehrenden erregtes Gespräch und heftige Auseinandersetzung. In diese Symphonie wirft Johannes einen neuen Ton, in diese erdgewachsenen Interessen einen idealistischen Feuerbrand, indem er die Einkehr zum Tiefsten, die Gestaltung des Charakters und die Geheimnisse der Schrift predigt. Sie sollen die Urgründe des Menschlichen nicht vergessen und die große Erbschaft des frommen Israel wieder in sich erwecken. Sie sollen den Ewigen droben, im Ufersande des Flusses, um Vergebung ihrer Sünden anrufen und nicht im Gewirr des kleinen Handels und der schäbigen Geschäfte untergehen. Zum Zeichen dieser inneren Reinigung richtet er die äußere Taufe auf und gießt die Schalen leuchtenden Jordanwassers über die braunen Stirnen der aus dem Wasser hochgereckten Gestalten. Was ist das für eine Rede? Habt ihr seit Elias solches gehört? Spricht in Kapharnaum, in Jericho, in Jerusalem selbst ein Gottesgelehrter in solcher Form? Es lohnt sich, zu ihm hinauszugehen und ein paar Tage demütiger Schüler zu sein und aufzuhorchen, auch wenn man selbst Theologie studiert hat. Es lohnt sich, aufzumerken, denn dieser hat Prophetenformat, dieser spricht wie Elias oder Isaias. Ob er sie je gelesen hat, die alten Propheten? Oder kennt er sie nur aus den langen Traditionen des priesterlichen Elternhauses? Oder aus den dunklen Gebeten jüdischer Erwartungsnächte, die das vergräunte Haupt zum schmalen Streifen der Morgenröte drüben am östlichen Horizont erhoben? So lasst uns ihn einmal nach Isaias fragen. Ja, er kennt ihn. Er zitiert die eine Stelle aus dem vierzigsten Kapitel wörtlich. Das ist die „Stimme des Rufenden“. Das israelitische Volk wurde nach der Zerstörung Jerusalems und der Deportation seiner Könige nach Babylon verschleppt 597 vor Christus. König Kyros II. der Große erlaubte im Jahre 538 vor Christus die Rückkehr in ihre Heimat. So zieht das palästinensische Volk aus der Gefangenschaft Babylons nach Sion heimwärts, durch öde Nächte, über struppigen Weg und ungepflegte Landstraße. Das sind schwere Märsche der dürstenden Tage und der umweinten Nächte. Diese geschichtliche Parallele macht sich der Täufer zunutze. Ihm geht es nicht um die Rückkehr aus der Verbannung, sondern um die sittliche Umkehr und die religiöse Heimkehr zum Gott der Väter. Es wäre gut, dieses gottdienende Volk, das dem Jahwe des Alten Bundes am Herzen liegt, würde gerade Straßen und friedlichen Eingang finden. Hört ihr vom fernen Rand der Wüste den immer wieder auftretenden Klang, dröhnend, schaurig, versunken, immer wieder und jetzt näher und näher, jetzt wie von nebenan, wie von jemandem, der durch die kahlen Bäume der sonnenverbrannten Straße schreitet oder mit dem Flügelschlag über ihr liegt? „Stimme eines Rufenden!“ „Bahnt durch die Wüste gerade Straßen! Werft die Abgründe zu! Schaufelt die Berge ab! Macht alles eben und die Hügel zur Fläche.“ Denn dieses gottgeliebte Volk, ihm lieb wie ein Sohn, betritt den heiligen Boden seines Vaterlandes und soll dort bauen über den Tempel der alten Zeit den Tempel der gesamten Erde, zu dem alle Völker geladen sind. Allen Völkern, nicht nur dem kleinen vom Mittelmeer überleuchteten Stamm, soll dort die Herrlichkeit Gottes aufgehen, und alles

Fleisch, vom Kapland bis nach Alaska, soll diese unerhörte Herrlichkeit schauen. Nun schweigt die Stimme, und dann beginnt sie wieder. Granitne Stimme, klingende Stimme, jubelnde Stimme aus der Wüste bis in das Herz des Landes schlagend: „Bereitet dem Sohn Jahwes den Weg!“ Ich bin diese Stimme des bei Isaias Rufenden. Auch ihr sollt dem Sohn Jahwes, der nun seit dreißig Jahren unter euch steht und der in diesen Monaten seine Mission antritt, den Weg zu euch selber bereiten! Adventspredigt des Täufers am Jordan!

Der Schauplatz der Berufung und der Wirksamkeit des Täufers war der nördlich des Toten Meeres gelegene Teil des Jordantales. Er bleibt, wenn er in der ganzen Gegend des Jordan als Wanderprediger umherzieht, immer noch der Wüstenprediger, der die Dörfer und Städte, die „Welt“, meidet. „Alles Fleisch“, d.h. die gesamte Menschheit, die Heiden mit eingeschlossen, soll das von Gott kommende Heil schauen.

Die Kirche hat den Täufer Johannes nicht vergessen. Sie erwähnt ihn in jeder heiligen Messe viermal, besonders ausführlich im Schlussevangelium des Evangelisten Johannes, und zwar regelmäßig an der Spitze der Heiligen, die sie anruft. Sie zeigt damit, wie hoch sie ihn schätzt, ihn, den Jesus als den Größten unter den von einer Frau Geborenen bezeichnet. Das ist er, weil er dem Messias vorangeht und ihm den Weg bereitet. Er stellt gleichsam die Klammer zwischen dem Alten und dem Neuen Bund dar. Die Kirche gibt aber auch mit dieser Verehrung zu verstehen, dass sie seine Person, seine Lebensweise und seine Verkündigung als zeitlos gültig ansieht. Johannes der Täufer lebte Tugenden, die allzeit empfehlenswert sind. Er war demütig. Seine Predigt und seine Lebensweise führten viele Israeliten dazu, ihn für den Messias zu halten. Johannes wies diese Einstufung ab. „Ich bin es nicht.“ „Nach mir kommt einer, der stärker ist als ich.“ Er war genügsam. Er lebte in der Wüste und ernährte sich von Heuschrecken und wildem Honig. Das ist karge Wüstennahrung. Von ihm hatte der Engel dem Vater Zacharias verkündet, der Sohn seiner Frau werde Wein und Berauschendes nicht trinken. In den Zeiten, in denen die Kirche die Enthaltung von Alkohol eindringlich empfahl und Einrichtungen für die Entwöhnung von Trinkern einrichtete, wusste sie für diesen Zweig der Seelsorge keinen geeigneteren Patron als den Sohn des Zacharias. Johannes war mutig. Er erinnerte seinen Landesherren an die Gesetze Jahwes über der Ehe. „Es ist dir nicht erlaubt, die Frau deines Bruders zu haben.“ Es scheint, dass die meisten deutschen Bischöfe Gottes Willen über der Ehe vergessen haben. Johannes ist und bleibt das Vorbild aller Christen. Vorläufer, Ankündiger, Wegbereiter für Christus zu sein: Das ist es, was er uns als Aufgabe hinterlassen hat. Mit Absicht sieht die Kirche in Johannes dem Täufer die wichtigste Gestalt in der Adventszeit. Er gibt die Weisung, wie sich die Christen auf die Feier der Ankunft des Sohnes Gottes bereiten sollen. Komm, Herr, und säume nicht. Nimm den Druck der Sündenlast von deinem Volke. Ihr Tore, werdet höher. Ihr ewigen Pforten, werdet weit. Denn Einzug halten will der Herr der Herrlichkeit.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Heute ist euch der Heiland geboren

25.12.2023 (Weihnachten)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Drei Evangelien am heutigen Tage. Das erste steht bei Lukas und berichtet die Verkündigung der Engel. Das zweite steht ebenfalls bei Lukas und erzählt die Anbetung des Kindes durch die Hirten. Das dritte steht bei Johannes und gibt die Geschichte des Logos.

Zum ersten. Hier steht der römische Cäsar Augustus allein. Von Tiberius, den er später zur Mitregierung zuzog, ist noch keine Rede. In die Zeit dieser frühen Epoche fällt die erste Lukas bekannte Volkszählung des Reiches. In den einzelnen Ländern wird sie nach Bedarf verschieden durchgeführt. Palästina gehört zum Verwaltungsbezirk des Statthalters von Syrien, der ausdrücklich mit seinem Namen Quirinius genannt wird. Im engeren Syrien wird die Zählung an Ort und Stelle vollzogen. Doch der kluge Verwaltungsbeamte trägt dem Charakter Palästinas durch die Verordnung Rechnung, dass sich jeder zu der Mutterstadt eines der zwölf Stämme begeben und dort seinen Namen eintragen. Damit ist die Reise Josephs von Nazareth nach Bethlehem gegeben. Joseph und Maria gehören nicht zur priesterlichen Kaste wie Zacharias und Elisabeth; sie sind, wenn auch verarmt und in einem entlegenen Landwinkel wohnend, wenn auch handwerklichen Gewerbes und einfacher Sitte, doch adliger Abstammung und fürstlicher Tradition. Sie gehören zum Königsgeschlecht. Zu ihrer Ahnengalerie gehören der tapfere David und der weltfeine Salomon. Frei von allem Überschwang schildert Lukas im griechischen Text nun das große Ereignis. Den beiden öffnet sich keine Herberge der königlichen Stadt; es bleibt ihnen, an hundert Türen abgewiesen, nichts übrig, als draußen, vor den Mauern Bethlehems, am Hang des Hügels zwischen Stall und Scheune ein Dach für die Nacht zu suchen. Diese Nacht ist die große Nacht der Geburt des Herrn geworden. Die Hirten, die hier mühselig wohnen, sind bei ihren Herden am Feld geblieben und haben draußen die Nachtwache gehalten. Da leuchtet es um sie auf, und die Feuer stehen um die jüdische Stadt, und aus den Feuern tritt ein Bote des Himmels zu ihnen und der Chor der Engel verstärkt seine Botschaft. „Darob sollt ihr nicht erschrecken. Denn ich bringe euch eine gute Nachricht, über die sich jedermann freuen soll, auch der letzte im Volk, das ganze Volk, die Völker der Erde! Drüben, in der nahen Davidsstadt, ist um diese Stunde der Heiland geboren, den das geweihte Volk seit Jahrhunderten als seinen Gesalbten, als den Christus, als den Messias erwartete. Ihr braucht nur eine Viertelstunde zu gehen, und ihr werdet, in euren eigenen Höhlen drüben, zwischen Stall und Scheune, das neugeborene Kind finden! Die beiden haben keine Reichtümer, in die sie das Kind betten können. So haben sie es in eure Krippe gelegt, an der die Tiere sonst stehen, und in Windeln haben sie es eingewickelt. An der Krippe und an den Windeln könnt ihr das Kind erkennen.“ Diese Botschaft umrahmt der Chor der Engel mit dem Hochgesang: „Ehre ist Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden des göttlichen Wohlgefallens.“ Die Worte der Engel sind nicht als Wunsch („Ehre sei Gott in der Höhe“), sondern als Aussage, als Verkündigung eines göttlichen Geschehens zu verstehen. Sie beschreiben die heilsgeschichtliche Bedeutung der Stunde. Der Sinn des Textes ist: Durch die Geburt des Messias ist Gott (in den Himmelshöhen) verherrlicht und auf Erden den Menschen des göttlichen Wohlgefallens Heil widerfahren. In dem Lobgesang wird Gottes Größe verherrlicht, die sich in seinem Heilswirken offenbart. Für solche Stunde sollen die

Menschen dem großen Gott danken. Er hat die Zäune der jüdischen Hürde zerrissen und die Grenzen des Religiösen bis an die Enden der Erde erstreckt. Nicht bloß Palästina, der Planet gehört dem neuen Herren, der von Bethlehem zum Aufbau der einen Weltreligion schreitet.

Zum zweiten. Die Hirten sagen zueinander: „Transeamus“, Lasst uns gehen, und sie wandern den Weg zu ihren Hütten eilenden Schrittes. Da finden sie das Kind und Maria und Josef, genau in der Umgebung, in der Lage, in der Stimmung, welche die Engel beschrieben haben. „Sie finden wahr, was von diesem Kinde zu ihnen gesagt worden war.“ Sie erzählen bis zur letzten Silbe und wiederholen immer wieder, was ihnen die helle Nacht draußen zugesprochen und was der Chor der Geister unterstrichen, eingepägt, bestätigt hat, dass dieses Fürstenkind der Welt, nicht nur Judäa gehört. Solches hat Maria bislang nie ausdrücklich erfahren, und sie behält alle diese seltsamen Worte in ihrem Gedächtnis und überlegt sie in ihrem Herzen.

Zum dritten. Der Johannesprolog ist das hohe Lied des griechischen Logos, des Traumes der Gnostiker, der Sehnsucht der intellektuellen Welt um das Mittelmeer. Ihn trägt der jüngste Evangelist, der einst des Täufers Schüler war und von ihm zu Christus übergang, den Lesern seines Buches in aller Welt vor. „Ihr sucht den Übermenschen eurer Philosophie, den Hauch des ewigen Gottes, das Wort der Ewigkeit, das in die Zeit hinausstieg und unter uns sichtbar wandelte. Der Nazarener ist dieser Logos, und darum reichen seine Ursprünge bis in das Dunkel der Ewigkeit, bis weit vor die Schöpfung der Welt.“ „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war gottgleich!“ Matthäus und Lukas beginnen ihre Evangelien mit der Geschichte von der irdischen Geburt Jesu. Johannes geht weiter zurück. Er erinnert seine Leser daran, dass der wirkliche Ursprung seines wunderbaren Lebens sich in die Tiefen des ewigen und zeitlosen Lebens Gottes verliert.

Der erste Vers des Johannesprologs umfasst drei Aussagen. Die erste schreibt dem Logos, dem Wort, Vorzeitlichkeit, Präexistenz, d.h. Existenz vor seinem irdisch-geschichtlichen Dasein zu. Der Ausdruck „im Anfang“ bezeichnet den Anfang schlechthin, den Uranfang. Er besagt, dass der Logos, das Wort, bereits vor Erschaffung der Welt existierte.

Die zweite Aussage von Vers 1 des Johannesprologs spricht vom Sein des Wortes bei Gott. Durch das „bei Gott“ wird ausgesprochen, dass das „Wort“ nicht mit dem ewigen Vatergott identisch, sondern von ihm verschieden ist; dass es nicht ein Attribut (eine Eigenschaft, ein Merkmal, eine Beigabe) Gottes, sondern eine selbständige Person ist. So spricht diese Aussage die Persönlichkeit des Wortes aus.

Die dritte Aussage (und Gott war das Wort) gibt seine Göttlichkeit an. Der Sinn der Aussage kann nur sein: Das „Wort“ ist von Ewigkeit her Mitbesitzer oder Mitteilhaber an der einen göttlichen Natur.

Ebenso selbstverständlich ist seine Teilnahme am Schöpferwerk: Ohne den Logos ist von allem, was geschaffen worden ist, nichts erschaffen. Keine Blume blüht ohne seinen Duft, keine Woge rauscht ohne seine Kraft, kein Auge glänzt ohne seine Seele. Er ist der Schöpfung tiefstes Leben und verborgenstes Licht. Licht war er für die Menschen der Erde, längst ehe er selbst unter ihnen wandelte. Er umgab mit seinem Leuchten die Gipfel ihrer Geistesgeschichte, er strahlte in die jüdische, in die indische, in die griechische Kultur aus, was sie an religiösen Tiefen im Grunde behütet, gepflegt und entfaltet hat. „Das Licht leuchtet in der Finsternis!“ So muss man die Geschichte vor Christus, an diesem Licht gemessen, nennen. In dem „Wort war das Leben“. Alles Leben in der Welt hat im „Wort“ seinen Ursprung und seine Quelle. Der Knabe von Bethlehem ist der Träger des Lebens. Er ist auch der Vermittler des Lebens, des wahren Lebens. Darum singt die gläubige Christenheit heute: „O selige Nacht! In himmlischer Pracht erscheint auf der Weide ein Bote der Freude den Hirten, die nächtlich die Herde bewacht. Wie tröstlich er spricht: O fürchtet euch nicht! Ihr waret verloren, heute ist euch geboren der Heiland, der allen das Leben verspricht.“ Dieses Leben, das wahre göttliche Leben, zu spenden wird die eigentliche Aufgabe des fleischgewordenen „Wortes“ sein. Diese Lebensspendung wird nun als Erleuchtung der Menschen bezeichnet. Das Leben des „Wortes“ wurde ihnen als „Licht“, in der Form der Erleuchtung gegeben. Was die vorchristliche Menschheit an (göttlicher) Erleuchtung und Offenbarung empfangen hat, verdankt sie dem „Wort“. Über die Firnen der ganz Großen ist das Licht in jenen Jahrhunderten vor Christus nie bis in die Tiefe des Volkes niedergestiegen. Der Inhalt seiner Menschwerdung, die der Täufer ankündigte, der selbst nicht das Licht

war, sondern nur des Lichtes Zeugnis brachte, ist die Eroberung des Tales der Menschheit. Mit Christus steigt das wahre Licht in die Welt hinab, um alle Menschen zu ergreifen und zu erglühen. Aber dieser Weg aus den Gezeiten der Ewigkeit zu den Hütten der Gegenwart sollte nicht eiserne Notwendigkeit werden, wie die Gesetze des Himmels und die Kräfte des Abgrundes, sondern geistige Auseinandersetzung mit dem eigenwilligen Menschen dieser Erde. Er wollte seine eigene Schöpfung nicht zwingen.

„Er kam in die Welt, aber die Welt lehnte ihn ab.“ Selbst das Blut, aus dem er gewachsen, dem er nach Sprache, Farbe und Rasse angehörte, das er sein „Eigentum“ nennen konnte, nahm ihn nicht auf. Er fand nur eine räumlich begrenzte Gefolgschaft, eine Minderheit, die seinen Geist auffing und sich zu ihm stellte. Dieser Gefolgschaft aber gab er unerhörte Geistigkeit und Macht. Aus ihr hat er Aristokraten des Himmels gemacht, aus den Menschen, die letztlich nicht aus der Geburt des Blutes, dem Willen des Mannes waren, sondern die man mit Fug und Recht als Doppeltgeborene bezeichnen kann, deren zweite und größere Geburt der Zeugung Gottes zugeschrieben wird. Das ist das geschichtliche Ereignis, das wir erlebt haben. Der Logos ist Mensch geworden und hat Wand an Wand mit uns gewohnt. Wir haben seinen Atem gespürt und seinen Pulsschlag gefühlt. Wir sind die Tage und die Nächte um ihn gewesen und haben ihn erlebt, den Herrlichen, den Gottgleichen, den Sohn Jahwes, in all seiner Mystik, aber auch in all seiner Realität. So beginnt die Botschaft des vierten Evangelisten, der aus Eigenem kündete. Wir sind ihre Hörer. Und wir tragen sie weiter: Der vor dem Morgenstern und aller Zeit gezeugt ist, der Sohn des höchsten Herrn, hat sich herabgeneigt von seinem Himmelsthron und ist zur Erde kommen als einer Jungfrau Sohn.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Zeichen

26.12.2023 (Weihnachten)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Immer wieder taucht die Frage auf: Haben wir eine Legende vor uns oder Geschichte? Man ist nicht rückständig, sondern selbständig, wenn man feststellt: Der Bericht des Lukas-Evangeliums hält einer nüchternen Prüfung stand. Sprachlich ist es ein vorgeformtes Stück, das Lukas übernommen hat. Daraus ein Fragezeichen abzuleiten, ist unbegründet. Inhaltlich ist der Bericht so schlicht, dass er sich wohltuend abhebt von zeitgenössischer Fabulierungskunst. Er passt genau in jene Zeit und Umwelt hinein. Nein, wir haben nicht aus dem Museum ein altes Stück zur Verschönerung der Weihnacht geholt, sondern jene Botschaft gehört, auf der unser Christentum aufbaut. Aus der Fülle des Berichtes des Evangeliums greifen wir ein Wort heraus: „Dies soll euch als Zeichen dienen.“ Für jenes Volk der Bibel war „Zeichen“ ein wichtiges, vertrautes Wort. Zeichen musste kein Wunder sein, aber es musste etwas Greifbares sein, das eine Garantie bot gegen Selbsttäuschung und Schwärmerei. Wie viele Kinder mögen vor den Toren Bethlehems zur Welt gekommen sein! Wenn aber zu dieser Stunde ein Kind in Windeln gewickelt in einer Krippe liegt, dann wissen die Hirten, dass die Botschaft der Engel kein Traum war, sondern beglückende Wirklichkeit. Dann dürfen sie glauben, dass endlich der ersehnte Messias gekommen ist.

Uns aber soll der Bericht vom Zeichen des Kindes die Augen öffnen für die Zeichen, die uns gegeben sind, damit wir glauben können. Es gibt gewisse Erwartungen, die der Gläubige in sich entdeckt, die aber vor dem Gericht des Glaubens nicht standhalten. Wenn Gott seinen Sohn auf die Erde schickt, müsste er da nicht alle Menschen bekehren, sich zuwenden und die Sünde ausrotten? Im Extremfall haben Christen schon ihren Glauben verloren, weil Bosheit Erfolg hatte und Sünder scheinbar ungestraft blieben; weil die Welt voller Schlechtigkeit ist und man sich vorsehen muss, wem man begegnet. Ist die Erlösung wirklich geschehen? Aber wir haben Zeichen bekommen, damit wir glauben können. Hat nicht der Herr vom Acker gesprochen, auf dem Unkraut und Weizen wächst, so viel Unkraut, dass man es nicht ausreißen kann, ohne den Weizen zu gefährden? Hat er nicht den Herrn des Ackers sprechen lassen: Lasst beides wachsen bis zur Ernte? Eine Welt, die zum Fürchten ist, wird auf einmal zum Zeichen, wenn auch nur hier und da ein wenig Gutes entdeckt wird. Es ist da, dieses wenige Gute: in der Verzeihung der Gütigen, in der Barmherzigkeit der Helfenden, in der Geduld der Kranken, in der Zuversicht von Sterbenden. Man muss sich nur bemühen, es sehen zu wollen, und sich erinnern, dass es Zeichen sind. Man muss die gläubige Einfalt jener Hirten haben, die nach Bethlehem gingen, um nach einem Kind in einer Krippe Ausschau zu halten. Dann wird man entdecken, dass es gar nicht selbstverständlich ist, dass Güte und Liebe, Barmherzigkeit und Vergeben, Gottvertrauen und Gebet nicht aussterben auf Erden; dass es noch nicht einmal menschlich ist, weil der Mensch, sich selbst überlassen, so furchtbar schwach und selbstsüchtig ist. All das Gute und Fromme, das geschieht, ist nur möglich, weil jenes Kind in Bethlehem geboren wurde, um dessentwillen Gott die Erde segnet und denen beisteht, die guten Willens sind. Das Zeichen ist doch da, dass die Welt erlöst ist. Es besteht im Überleben des Guten bis zum Tag der Ernte.

Was von der Welt im Großen gilt, das gilt auch von der Welt im Kleinen, von einem jeden von uns. Wer noch ein Weihnachten feiert, das mehr ist als Geschenke nehmen und Geschenke geben, wer noch zum Gottesdienst geht und betenden Herzens ein christliches Weihnachtslied singt, der sollte so ehrlich sein und zugeben: Erklären kann ich das nicht, und meine Leistung ist es nicht, dass ich von dem massiven Materialismus meiner Umwelt nicht geschluckt wurde, sondern dass ich fähig blieb, nach Gott Ausschau zu halten. Ohne seine Liebe gäbe es heute höchstens noch „O Tannenbaum, wie schön sind deine Blätter“ oder „Hohe Nacht der klaren Sterne“. Aber es gibt noch Menschen, die gläubig und ehrfürchtig vor der Krippe knien und das göttliche Kind anbeten. Und das ist ein Zeichen. Vielleicht waren wir manchmal nahe daran, Gott zu verlieren; vielleicht hatten wir ihn manchmal fast ganz vergessen. Aber Gott fand Wege, uns zu halten, dass wir nicht ganz davonliefen. Gott hat Menschen auf der Flucht vor Gott oft in letzter Stunde eingeholt. Siehe da, das ist ein Zeichen! Wir Priester erleben Heimkehrer und Rückkehrer aus Glaubensnot und Glaubensferne. Siehe da, das ist das Zeichen Gottes! Und das zur heiligen Weihnacht! Unsere Weihnachtslieder sollten uns Zeichen sein, dass es wahr ist: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn dahingab!“ Du und ich, wir sind Zeichen.

Wir sind aufgeklärte Menschen. Wir wissen, wie es in unserer Welt aussieht. Siebzig Jahre lang wurde in der Sowjetunion planmäßig Gottlosenpropaganda betrieben. Tausende von Kirchen wurden niedergerissen oder in Scheunen verwandelt. Zehntausende von Priestern wurden in die Verbannung getrieben oder in den Tod geschickt. Und doch brannten in dieser Zeit in Russland an zahllosen Stellen heimlich Lichter vor Ikonen, spendeten Großmütter das Taufsakrament an ihre Enkel, feierten Priester in nächtlicher Stunde in Höhlen und Kammern die heilige Liturgie. Dann endlich merkten die Lenker sowjetischer Politik, dass sie Gott nicht vertreiben können, auch nicht, seitdem die dritte und vierte Generation durch ihre Schulen ging. Sie haben das Steuer herumgeworfen. Religion ist wieder erlaubt. Priesterseminare sprießen aus Russland Boden. Klöster entstehen allenthalben. Die Jugend erfährt wieder, wer Christus ist und was wir ihm verdanken. Das ist ein Zeichen für den, der sich noch Gedanken macht und nicht verblödet ist vor dem Bildschirm. Die Religion lässt sich nicht ausrotten. Gott zeigt seine Existenz.

Im Reich der Mitte, in China, kannte kaum ein Prozent der Bevölkerung das Kind von Bethlehem, als die Grenzen geschlossen wurden und ein Bambusvorhang niedergelassen wurde. Keinerlei Hilfe kam von außen. Im Inneren wütete der Terror, wälzte sich die Kulturrevolution über das Land. Neuheidnische Massen rissen ganze Generationen mit sich. Die mit äußerster Anstrengung aufgebaute christliche Organisation, die Bistümer, die Pfarreien, die Universitäten und Kliniken, wurden eingegraben, zerstört, ausgelöscht. Ausländische Priester wurden ausgewiesen, einheimische eingesperrt, hingerichtet, neue wurden geweiht. Die gläubig gewordenen Eltern starben, aber manche ihrer Kinder glaubten weiter. Die Päpste versuchten, ihren Gläubigen eine Botschaft zukommen zu lassen. Peking verhinderte es; es wusste nur zu gut, sie wird in ihrem Lande gehört. Aber nach all den Schrecknissen gilt: Die verschwindende Minderheit gläubiger Christen ist noch da. Hört die Botschaft der Engel von Bethlehem. Eilt zur Krippe. Das Kind ist nicht wegzudenken aus China. Vor ihm knien die Christen. Das überlebende Christentum im Land der Mitte ist ein Zeichen. Ein Zeichen, dass Gott lebt und wirkt.

In dem afrikanischen Land Burkina Faso (früher Ober-Volta) werden die katholischen Christen von den Muslimen gewalttätig verfolgt. Die Eskalation der Gewalt hat eine unerwartete Wirkung. Viele Christen kehren jetzt erst recht zur religiösen Praxis zurück, die sie ansonsten manchmal zu vernachlässigen pflegten. Siehe da, das Zeichen! Dass Gott lebt in Afrika. Unter gewaltsamen Muslimen. Gewiss: Es gibt keine Weltmacht des Christentums. Wir brauchen nicht so zu tun, als sei es anders. Die Zahl der Vollblutchristen ist klein. Aber sie genügt, um den Tag heraufzuführen, an dem er kommt „in Macht und Herrlichkeit“. Um der wenigen willen, die das apokalyptische Tier nicht angebetet haben, wird der Richter den vielen gnädig sein, den Gedankenlosen, den Unwissenden, den Irrenden. Diese Gewissheit gibt uns das Zeichen.

Es gibt aber auch andere Zeichen. Ein solches ist die Lage der katholischen Kirche in Deutschland. Leere Priesterseminare, Verschwinden des klösterlichen Lebens, Verlassenheit der Gläubigen. In 50 Jahren sind der Kirche 13 Millionen Katholiken verlorengegangen. Der Bischof Overbeck von Essen

erklärte dieser Tage, er habe in 14 Jahren als Diözesanbischof 300 Priester beerdigt und 15 geweiht. Er habe keinen einzigen Priesterkandidaten. So ist es fast überall: Die Bischöfe haben die Kirche in Deutschland in den Abgrund gezogen. Aber nicht überall ist es so. Die Orden und kirchlichen Vereinigungen, die sich der Tradition verpflichtet fühlen, haben Nachwuchs, unterhalten Priesterseminare, gründen eine Niederlassung nach der anderen, erbauen neue Kirchen und übernehmen Gotteshäuser, welche die Konzilskirche aufgegeben hat, schicken ihre Mitglieder in die ehemaligen Republiken der Sowjetunion, feiern die heilige Messe im alten Ritus, sehen Scharen von Beichtwilligen vor ihren Beichtstühlen. Ist das nicht ein Gericht über die Änderungen in Struktur und Gottesdienst, mit denen die Führer der Kirche das gläubige Volk überschüttet und erschüttert haben? Vor Jahrzehnten bat der französische Erzbischof Lefebvre den Papst: Heiliger Vater! Sie gestatten Experimente, Versuche in Ordnung und Gottesdienst. Lassen Sie uns das Experiment der Tradition machen. Der Heilige Vater wies die Bitte ab. Lefebvre machte nun das Experiment auf eigene Faust. Und die Entwicklung gab ihm recht. Seine Unternehmung blüht, und die Großkirche welkt dahin. Auch das ist ein Zeichen. Es gibt uns die Hoffnung, dass auch der oberste Hirte der Kirche oder sein Nachfolger einmal begreifen wird, dass der Abbruch der Tradition das Versiegen der Segensquelle Gottes ist. Sie haben die Wurzeln ausgerissen. Hat es jemals einen Acker gegeben, der Frucht bringt, auf dem man die Wurzeln des Getreides zerstört hat?

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler

31.12.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Jeden Morgen stand er an der goldenen Treppe und schaute, die Augenbuschen mit der Hand deckend, ins blaue Land. Ich weiß nicht, wie weit das Auge von Sion aus nach Westen und nach Norden spähen konnte oder auf Bethlehem zu, wie viele Stadien man ohne Fernglas, mit bloßem Auge, beherrschte. Ich weiß nur, dass die letzten Jahre Simeons das eine ausfüllte: jeden Morgen an der goldenen Treppe stehen und traumverloren über die Hügel Palästinas ausschauen. Nach wem? Er war einer von den „Stillen im Lande“ (Ps 35,20). Sie verwirklichen das streng gesetzliche jüdische Frömmigkeitsideal und warteten gottergeben auf den Trost Israels (Is 40,1f.; 49,13), den Anbruch der messianischen Zeit. Danach schaute Simeon aus.

Heute hielt er inne. Eine Unruhe durchrieselte den alten Mann; es dünkte ihm, als sei dieser Tag endlich die Erfüllung langer Sehnsüchte. Wieder und wieder schaute das geschärfte Auge in die Weite und dann die vierzig breiten Stufen der Estrade hinab, über denen der weißleuchtende Tempel stand. Diese Treppe schritten zwei Menschen hinauf, von denen der eine ein Kind trug, der andere die üblichen Turteltauben zum Opfer der Auslösung der Erstgeburt. Zur Reinigungszeremonie der Wöchnerin gehört das Opfer. Zwei Turteltauben oder zwei junge Tauben mussten nach Lev 12,8 von den Ärmern geopfert werden, die den Preis eines Lammes nicht bezahlen konnten. Maria und Joseph trugen sie mit sich. Es waren nicht viele im Lande, die sich mit solcher Inbrunst und mit so tiefer Kenntnis um den Kern der großen geschichtlichen Bücher mühten, nicht viele, deren Innenleben die politische Leidenschaft der Gasse nicht aufzehrte, deren Seele vielmehr ganz in den mystischen Bezirken der prophetischen Literatur gefangen blieb. Die Tageswächter der öffentlichen Meinung gingen an diesen Menschen als an Sonderlingen der alten Zeit vorüber. Zu ihnen gehörte der greise Simeon, dessen einsame Wohnung im Schatten des Tempels stand und den man Tag für Tag auf der breiten Treppe zum Tempel hinauf- und hinabsteigen sah. Da kommt in den Greis flutende Bewegung; mit zwei Schritten steht er ein paar Stufen tiefer in der Mitte der Treppe vor dem Paar. Jubelnd hebt er die schmalen Armen, nach jüdischer Sitte, wie die Orante der Katakomben, zum gewölbten Himmel und jauchzt dem großen Jahwe entgegen. „Nun mag ich sterben, o Herr, nach deinem Wort! Friede weht nun um die Zypressen meines Grabes. Harmonie überdeckt die Scholle, unter der ich schlummere. Denn meine Augen sind nicht blind geworden, ehe sie den Messias schauten, das Heil, das du allen Völkern bereitet hast.“ Simeon spricht das Abendgebet seines Lebens.

Auf ihm ruht der heilige Geist, d.h. der Geist der Prophetie (Num 24,2; 2 Chron 15,1). So hat sein Wort die Autorität göttlicher Offenbarung. Derselbe heilige Geist, der ihm bereits geoffenbart hat, dass er den Tod nicht schauen werde, ehe er den Messias gesehen, treibt ihn nun an (4,1), gerade in dieser Stunde, da das Jesuskind in den Tempel gebracht wird, diesen zu betreten. Kraft seiner prophetischen Begabung erkennt er in dem Kind sogleich den Messias und nimmt es voll Begeisterung und Seligkeit in seine Arme. Die Verheißung, die er empfangen hatte, hat sich erfüllt. Der Grund, weshalb er so wunschlos glücklich ist, liegt in seinem gegenwärtigen Erlebnis: er hat noch das Heil Gottes, den von Gott zum Heil seines Volkes gesandten Messias, mit leiblichen Augen sehen dürfen (10,23f.). Das

messianische Heil ist ein von Gott den Heidenvölkern gesandtes Licht. Es offenbart ihnen nicht bloß Gottes Größe, sondern erleuchtet auch ihren Sinn, so dass sie es gläubig annehmen (Is 2,3). „Vor dem Angesicht (= vor den Augen) aller Völker“ (Is 52,15) besagt nicht bloß, dass auch die Heiden Zeugen des Israel gesandten messianischen Heils sein werden, sondern dass sie an diesem Heil teilhaben werden vom Feuerland bis Spitzbergen (Is 2,1ff.; 42,6; 49,6). Der prophetische Blick des Sehers greift also über Israel hinaus und umfasst neben der unmittelbaren Gegenwart der Ankunft des Messias auch die fernere Zukunft. Weil dieses Heil aber aus Israel kommt und dadurch Israel als Gottes auserwähltes Volk offenbar macht, dient es zugleich zu dessen Verherrlichung. Das wird durch alle Zeiten und in alle Zukunft die Auszeichnung und die Ehre des jüdischen Volkes bleiben, dass aus ihm der Heiland der Welt geboren wurde. Der arische Christus, von dem Adolf Hitler sprach, ist ein Phantom; er hat nie existiert. Wie Simeon dann stille stand und noch eine Weile in die Wolken sah, die über Treppe und Säulengang und Tempelkuppel hingen, da stockte den beiden das Blut in den Adern und ihre Seele stand gebannt vor dem Inhalt dieser Offenbarung. Es wird uns nicht berichtet, wie die Eltern auf die Worte Simeons reagierten. Vermutlich waren sie fassungslos und überließen es Gott, die Weissagung zu erfüllen.

Nach einem Segensspruch über beide sagt Simeon der Mutter noch ein weiteres prophetisches Wort über die Bestimmung ihres Sohnes. Obgleich in ihm das Heil erschienen ist, wird auch eine unheilvolle Wirkung von ihm ausgehen. Denn er ist durch Gottes Ratschluss dazu bestimmt, dass an ihm die Menschen sich scheiden, entweder an ihm Ärgernis nehmen, ihn ungläubig ablehnen und dadurch schuldig werden oder ihn gläubig annehmen und dadurch zur geistigen Auferstehung, zum Heil gelangen. Neutralität ihm gegenüber ist nicht möglich. Denn er ist ein von Gott aufgestelltes Zeichen, das bei vielen Widerspruch hervorrufen wird, damit auf diese Weise ihr dem Willen Gottes widerstrebender Sinn offenbar werde. Die Mutter des Messias wird durch das Geschick ihres Sohnes mitgetroffen werden. Diese Weissagung bezieht sich auf den Seelenschmerz, den sie als Zeugin der Ablehnung ihres Sohnes erleiden wird. Das Bild der Schmerzensmutter empfängt durch die Weissagung Simeons seinen Platz in der Kindheitsgeschichte des Lukas. Die Worte Simeons sprechen einen Gedanken aus, der zu den Grundgedanken des Evangeliums zählt: Das Ärgernis gehört wesentlich zur Person Jesu. Das Auftreten Jesu wird anders sein, als die herrschende Anschauung der Juden vom Messias erwartet. Eben weil die meisten von ihnen eine fertige irdisch-politische Vorstellung vom Messias haben, darum muss für sie der wirkliche Messias zum Ärgernis werden. Diese Ärgernis erregende Erscheinung Jesu aber entspricht gerade Gottes Willen. Sie soll durch ihre ganze Art den natürlichen Menschen enttäuschen und zu heftiger Ablehnung reizen. Nur den glaubenswilligen Menschen lässt Gott über dieses Ärgernis hinwegkommen und dadurch das Heil erlangen. Maria vor allem rang mit diesem Inhalt, dessen Auftakt vor Wochen die Hirten der bethlehemitischen Flur ihr aus dem Gesange der Engel berichtet hatten. „Friede allen Menschen auf Erden!“ Das war mehr als des Gabriels Gruß im heimischen Nazareth. Die Hürde war in ihrer Seele zersprungen, aber der neue Gedanke war noch nicht in ihr Fleisch und Blut geworden. So standen die beiden verwundert vor dem Zeugnis des alten Mannes. Simeon gewahrte die Bewegung der Mutter und wandte sich ihr nun eigens zu, den Hymnus, den er ausgerufen hatte, aus der Nähe und von ihr selbst bestätigend. „Jawohl! Von alledem ist nichts zurückzunehmen; es steht wirklich so um deinen Sohn. Er ist gesetzt zur Katastrophe und zum Frühling vieler in Israel. Das Haupt dieses Kindes werden die Jubelstürme und die Flüche der Zeitgenossen umjagen. An diesem Monument wird man nicht steinern und verhüllt vorübergehen können. Sein leuchtender Blick wird die Wanderer, die an ihm vorüberziehen, zur Selbstoffenbarung zwingen. Die Gedanken der Herzen werden vor ihm offenkundig, die anbetenden und die schmähenden. Christus wird bis ans Ende der Zeiten aktuell sein und umstritten. Diesen Kampf, o Mutter, wirst du Zug um Zug miterleben, die Sympathie, die Antipathie, die Liebe, den Hass! Kein Schwert, das gegen ihn gezückt wird, das nicht auch deine Seele blutig trifft!“ Dann schweig der Greis. Es war alles gesagt.

Es war auch eine Prophetin da, Anna, vierundachtzig Jahre alt. Sie war Witwe, aber noch rüstig und eine gläubige Frau mit heiliger Selbstdisziplin. Auch sie wohnte nahe dem Tempel und diente Jahwe mit Fasten und Gebet. Der Morgenweg zum Tempel führte sie an der Szene der drei Personen vorbei, die sich mitten auf der Treppe abspielte. Sie begriff, was diese Stunde bedeutete, und sie trug die frohe

Botschaft, selbst nun auch in ihrer langen Erwartung belohnt, zu allen Mitgliedern der heimlichen Messiasgemeinde, die in Jerusalem und rings auf den Hügeln mit den beiden Greisen auf die Erlösung des Landes hofften und um sie beteten. Sie offenbart ihre prophetische Begnadung dadurch, dass sie den Messias als solchen erkennt, Gott für sein Erscheinen preist und darüber zu allen im Tempel Anwesenden spricht, die gleich ihr auf die Erlösung Jerusalems warteten. Ihr Prophetentum gibt ihren Worten, wie denen des Simeon, Bedeutung und Autorität. Ein bestimmtes Wort aus ihrem Munde wird nicht überliefert.

Die beiden Eltern aber stiegen zum Opferdienst in die Höhe des Tempels, kauften das Kind mit der Gabe der Turteltauben von dem Gebot der Erstgeburt los und zogen mit ihm in ihre Stadt, trotz allen Lobes Bethlehems, in ihre Stadt Nazareth. Dort warteten sie geduldig auf das, was der himmlische Vater mit dem Sohn Mariens vorhatte. Als seine Stunde gekommen war, trat er vor die Menschen und rief: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Ändert euren Sinn und glaubt an die frohe Botschaft.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Neujahr 2024

01.01.2024

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Heute beginnt das neue bürgerliche Jahr 2024. Das bürgerliche Jahr ist der Zeitabschnitt, der in ganzen Tagen etwa dem Umlauf der Erde um die Sonne entspricht, 365 oder 366 Tage. Der Jahresanfang fällt im gregorianischen Kalender mit dem 1. Januar zusammen. Es war nicht immer so. Noch bis in die Neuzeit lag der Jahresanfang an sehr verschiedenen Daten. Im Mittelalter wurde der Beginn des Jahres auch auf den 25. März, im Byzantinischen Reich auf den 1. September gelegt. Die christliche Liturgie feierte den Neujahrstag zunächst nicht. Seit dem 6. Jahrhundert sah sie ihn wegen der Ausgelassenheit der weltlichen Neujahrsfeier als Bußtag. Seit dem 13./14. Jahrhundert beging sie ihn als Fest der Beschneidung Christi. Die Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils hat an seine Stelle das „Hochfest der hl. Gottesmutter Maria“ als Oktavtag von Weihnachten gesetzt.

Der Beginn eines neuen Jahres wird herkömmlich benutzt, um zu feiern und Glückwünsche auszutauschen. Die Menschen übermitteln sich Neujahrswünsche für Gesundheit, Glück und Segen. Das neue Jahr birgt Gewissheiten und Ungewissheiten.

Gewiss ist, dass uns alle das neue Jahr dem Tode näherbringt. Seit der Geburt wird unsere Entfernung vom Sterben immer kleiner. Diese unleugbare Tatsache ruft uns zum Nachdenken. Die Vergänglichkeit des Menschen und das Näherrücken des persönlichen Gerichts fordern zum Ernst des Lebens und zum rechten Gebrauch der Zeit auf. Die äußeren Verhältnisse in Deutschland sind im Allgemeinen erträglich bis befriedigend. Ein weites soziales Netz schützt die Bevölkerung vor äußerster Not. Noch braucht niemand in unserem Land zu hungern oder zu darben, obwohl viele Bürger den Respekt vor den Gottesgaben der Erde und der Nutztiere verloren haben. Noch finden die meisten Menschen, die arbeitsfähig und arbeitswillig sind, Beschäftigung. Die Arbeitslosigkeit hält sich in Grenzen. Noch hat die Mehrzahl der Menschen ihr Auskommen, teilweise einen bescheidenen Wohlstand. Die meisten Bundesbürger können sich einen Urlaub, nicht wenige sogar zwei Urlaube im Jahr leisten. Noch scheinen Leben, Freiheit und Sicherheit des normalen Einwohners in unserem Land geschützt zu sein, obwohl viele Bürger und vornehmlich Frauen über Unsicherheit und nächtliche Gefahren klagen. Die Gewalttätigkeiten in der Öffentlichkeit nehmen zu. Lehrer und Polizeibeamten sind in steigendem Maße Gegenstand von Aggressionen. Die Polizei spricht von „Verrohung der Gesellschaft“. Vandalismus ist nicht selten. Noch ist die ärztliche und medizinische Versorgung Kranker und Verletzter gesichert, wenn auch mit manchen Einschränkungen. Die Krankenhäuser und Rehabilitationszentren in unserem Land sind mehrheitlich aufnahmefähig. Wir dürfen hoffen, dass es so bleibt. Doch die seelische, vor allem die moralische Befindlichkeit der Mehrzahl der Bevölkerung macht besorgt. Allzu viele Menschen in unserem Land lassen die Einstellungen, Haltungen und Tugenden vermissen, die für ein gedeihliches Sozialleben und ein friedliches Miteinander unentbehrlich sind. Die Anspruchshaltung, die verantwortungslose Spaßmentalität, der skrupellose Utilitarismus und der bindungslose Individualismus, kurz die Staatsideologie des Linkliberalismus sind weit verbreitet.

Die Lage unserer Familien ist beklemmend. Unser Land beherbergt ein Heer von Geschiedenen und Patchworkfamilien. Die Kinderarmut der deutschen Bevölkerung ist besorgniserregend und wird sich im neuen Jahr fortsetzen. Kinderreiche Familien sind selten. Eine Wende ist nicht in Sicht. Dem Mangel an menschlichen Arbeitskräften wird durch die Einladung und die Aufnahme von Personen vor allem aus afrikanischen Ländern abzuhelpen versucht. Die Überfremdung Deutschlands durch die geförderte und die geduldete illegale Migration ist bedrückend; sie wird fortschreiten. Die Verhältnisse in zahllosen Schulklassen sind der Bildung und Erziehung unserer Kinder nicht günstig. Es gibt Schulen, in denen der Migrationshintergrund der Schüler 80 Prozent beträgt. Der jüngst veröffentlichte Pisabericht zeigt, wie ungünstig es um die Bildung unserer Kinder steht. Die Sorge um die kommende Generation ist berechtigt. Empfängnisverhütung und Tötung des keimenden Lebens sind alltäglich geworden in unserem Lande. Der einsame Kampf der Kirche gegen die Abtreibung der Leibesfrucht war bisher vergeblich. Die Praxis der Tötung Ungeborener wird weitergehen und möglicherweise noch ausgeweitet werden mit dem „Recht auf Abtreibung“, das von einflussreichen Gruppen und Personen gefordert wird.

Die blühende deutsche Wirtschaft war bisher die Basis des Wohlstands der Gesellschaft. Dieses breite mittelständische Fundament zählt zu ihren Stärken. Seine Schwächung durch Bürokratie und Besteuerung gibt Anlass zu Besorgnis. Mittelständler werden in die Existenznot gezwungen. Der Bauernstand wird vernachlässigt. Die Wirtschaftsfachleute sagen voraus, dass die Insolvenzen, also die Firmenpleiten, sowie die Verlegung deutscher Unternehmen in das Ausland im Jahre 2024 zunehmen werden.

Der Wissenschaftsstandort Deutschland gibt zu Besorgnis Anlass. Die Anzahl der Studierenden ist zu groß. Ein Viertel bricht das Studium vor Vollendung ab. Nicht wenige Studierende sind studienunfähig oder -unwillig. Dagegen fehlt der Nachwuchs in den meisten Sparten des Handwerks. Allzu viele junge Leute wollen sich die Hände nicht mehr schmutzig machen. Gewiss ist, dass die Wissenschaftsfreiheit in unserem Land bedroht ist. Einflussreiche Kreise aus dem linken Spektrum kontrollieren und zensieren Forschende, wenn sie es wagen, wissenschaftliche Ansichten und Ergebnisse öffentlich zu machen, die nicht in ihre Ideologie passen. Die Biologie-Doktorandin Marie-Luise Vollbrecht musste sich vor Gericht gegen die Humboldt-Universität in Berlin erstreiten, dass sie die biologische Tatsache der Zweigeschlechtlichkeit öffentlich vertreten dürfe. Es kommt zu Störungen der Lehrveranstaltungen, zu Diffamierungen akademischer Lehrer und zur versuchten Verdrängung aus dem Lehrkörper der Universität. An den Universitäten breitet sich ein Klima der Angst aus.

Die Kirche, ihre Organisation, ihr Personal, ihre geistliche Aktivität liegen darnieder. Nie war ihr Ansehen und ihr Einfluss so gering wie heute. Die Masse der Bevölkerung ist religiös gleichgültig und sittlich ausgelaugt. Besserung ist nicht in Sicht. Der religiöse und sittliche Niedergang unseres Volkes wird sich fortsetzen. Die große Mehrzahl der katholisch Getauften hat den Glauben verloren. Die Seelsorge liegt darnieder. Intensive seelsorgliche Betreuung ist zur Seltenheit geworden. Katholisches Milieu, das für die Erhaltung des Glaubens und der Treue zur Kirche unentbehrlich ist, existiert höchstens noch in einzelnen Inseln. Um die (noch) gläubigen katholischen Christen wird es immer einsamer. Die Auszehrung der Kirche wird anhalten. Noch besteht für die meisten katholischen Christen die Möglichkeit, jeden Sonntag eine heilige Messe besuchen zu können, allerdings in steigender räumlicher Entfernung von dem Ort der Messfeier. Der Besuch des Sonntagsgottesdienstes ist auf eine winzige Zahl abgesunken; man spricht von vier Prozent, die ihn noch regelmäßig wahrnehmen. Der Katholik, der die Sonntagsmesse unterlässt, ist in aller Regel für Kirche und Glauben verloren. Das Bußsakrament ist zum verlorenen Sakrament geworden, das Bußsakrament, dessen Empfang zu seinem Teil den katholischen Christen geschaffen hat. Die Kirche schrumpft von Jahr zu Jahr. Die Zahl der Todesfälle übersteigt bei weitem jene der Geburten. Die katholische Kirche in Deutschland ist eine sterbende Kirche. Viele geborene Kinder bleiben ungetauft. Die Flucht aus der Kirche nimmt astronomische Höhen an. Die Kirchenaustritte gehen in die Millionen. Ein Ende ist nicht abzusehen.

Die Priester sterben aus. Der Bischof Overbeck von Essen erklärte am 21. Oktober 2023, er habe in 14 Jahren als Diözesanbischof 300 Priester beerdigt und 15 geweiht. In seinem Priesterseminar befinde sich kein einziger Priesterkandidat. Die Lage ist fast überall in Deutschland so. Der Priester-

mangel nimmt katastrophale Ausmaße an. Die Priesterseminare sind leer oder von Kandidaten in einsteiger Höhe besucht. Die Kirche ist ausgezehrt von Priestern. Die Zahl der priesterlosen Gemeinden nimmt immer mehr zu. Die Lage im Ordensleben ist nicht besser. Orden sterben aus, die Missionsfelder der Kirche verwaisten, der soziale Dienst in Krankenhäusern und Erziehungsheimen wird immer mehr eingeschränkt oder aufgegeben. Die gesamte Landschaft der Orden geht schleichend zugrunde.

Den genannten Gewissheiten stehen die Ungewissheiten des neuen Jahres gegenüber. Das Klima ist eine globale Sorge. Die Menschen sind beunruhigt. Sie fragen angstvoll: Wie wird das Wetter werden? Wird die globale Erwärmung voranschreiten? Werden sich lange Trockenperioden und zerstörerische Starkregen weiterhin abwechseln? Wird das Steigen des Meeresspiegels allmählich existenzbedrohend für viele Länder werden? Ungewiss ist die Entwicklung, welche die Bundesrepublik Deutschland im neuen Jahr nehmen wird. Wird die Ernährung der Bevölkerung gesichert sein? Immer mehr Bauern geben die Feldbewirtschaftung auf. Immer mehr Ackerflächen werden mit Asphalt und Beton versiegelt. Wird die Energieversorgung in unserem Lande gesichert sein? Die Wirtschaft benötigt riesige Mengen an Energie. Können sie aufgebracht werden auch ohne russisches Gas und ohne Atomkraftwerke? Wird es Stromabschaltungen, Black-Outs, Totalausfälle der Stromversorgung geben? Wirtschaftsfachleute sagen uns: Der Industriestandort Deutschland ist in Gefahr.

Auch jeder von uns sieht besorgt in die Zukunft. Werden wir gesund bleiben oder wieder gesund werden? Werden uns Epidemien oder Unfälle heimsuchen? Werden wir uns noch selbst vorstehen können oder müssen wir uns um fremde Betreuung umsehen? Immer mehr Menschen drängt es in Heime oder Betreutes Wohnen. Werden die zur Verfügung stehenden Plätze ausreichen und werden sich ausreichend Pflegekräfte finden? Wird der Aufenthalt bezahlbar sein?

Wie wird es mit dem Geld weitergehen? Wird die bisherige noch relativ große monetäre Stabilität erhalten bleiben? Oder wird die Inflation zunehmen? Die Angst vor der Geldentwertung ist weit verbreitet. Die katastrophale Inflation nach dem Ersten Weltkrieg ist in Deutschland unvergessen. Es ist lange her, seit der Arbeitsminister Norbert Blüm verkündete: Die Rente ist sicher. Gilt das heute noch? Werden die Leistungen für die Millionen Rentner und Pensionäre erhalten bleiben oder werden sie gekürzt werden? Die Finanzminister stöhnen jetzt schon über die Last der Versorgungsbezüge. Wird die gegenwärtige oder eine folgende Regierung imstande sein, einen ausgeglichenen Haushalt vorzulegen, ohne die künftige Generation mit abenteuerlichen Schulden zu belasten? Vom Geld und vom Geldwert hängt vieles ab. Versorgungsengpässe und steigende Preise können Unternehmen und politische Systeme hinwegfegen.

Werden der Friede und die Ordnung in unserem Land erhalten bleiben? Wird der Staat in der Lage sein, Ruhe und Sicherheit zu gewährleisten? Man sagt, dass es in manchen Großstädten Viertel gibt, in die sich die Polizei nicht hineintraut. Wird uns in Mitteleuropa der Frieden erhalten bleiben? Welche Bedeutung hat die Stationierung deutscher Truppen in den baltischen Staaten? Kann das Engagement Deutschlands im Ukrainekrieg an Umfang und Intensität zunehmen? Und wozu wird das führen? Die „Neue Zürcher Zeitung“ sagt der Ukraine für 2024 ein „Höllenjahr“ voraus. Der Nachschub bröckelt, die Moral wankt, die westlichen Bündnispartner werden immer zurückhaltender. Fragen über Fragen. Die Ungewissheiten sind zahlreich und nehmen immer mehr zu.

Was können oder müssen wir gläubigen Christen um unseres Heiles willen tun oder unterlassen? Welche Vorsätze müssen wir fassen? Wir sollten anfangen, Christen zu sein. Wir alle brauchen Selbsterziehung. Wir sind noch lange nicht fertig. Wenn wir ehrlich sind, erkennen wir unser Ungenügen auf so manchem Gebiet. Wir sollen uns vornehmen, moralische Qualitäten zu erwerben, Menschen zu werden, die mit ihren Tugenden die Kirche zieren und dem Volke nützen. Tugenden sind Lebenshaltungen, die das sittlich Gute erstreben und die der Mensch in Freiheit durch permanente Übung erwirbt. Welche Tugenden sind besonders dringlich? 1. Bescheidenheit. Wir sollen bescheiden leben. Bescheiden ist, wer sich mit wenigem begnügt. Wer aus sich nichts macht, nicht hervortreten will. Der Bescheidene senkt seine Ansprüche an das Leben und an die Menschen auf ein für alle Beteiligten tragbares Niveau. 2. Zufriedenheit. Wir sollten zufriedene Menschen werden. Die meisten Leute machen sich durch übertriebene Forderungen an ihr Geschick unzufrieden. Bei den Klagen, dass sie

etwas aufgeben müssen, was sie früher genossen haben, vergessen sie, innerlich dafür dankbar zu sein, dass sie es bis dahin ungestört besessen haben. 3. Selbstlosigkeit. Wir sollten selbstlose Menschen werden. Selbstlosigkeit ist gekennzeichnet durch die Absichtslosigkeit, mit der ein Mensch das Gute tut. Selbstlos ist, wer bei seinem Tun und Lassen von sich selbst absieht; wer nichts für sich will. Der Selbstlose ist frei von jeder Form der Ichverhaftung. Der Selbstlose arbeitet, kämpft und leidet nur für Gott und um Gottes Willen. 4. Vertrauen. Der Christ ist ein Mensch des Vertrauens. Er baut auf die Allmacht, Güte und Treue Gottes. Im Wirbel und in der Verwirrung der Menschen ist Gottes Unveränderlichkeit ein unverrückbarer Trost. „Ein schwaches Menschenkind bin ich, aber es lebt mein Vater in der Ewigkeit, und der weiß mich sicher zu schützen“, betete der heilige Augustinus. „Gottes Hilfe wird uns in dem Maße verliehen, wie wir sie erhoffen“, sagte die heilige Katharina von Siena. Und der Apostel Paulus schreibt: „Das aber sage ich, meine Brüder: Die Zeit ist kurz. Die welche Frauen haben, sollen sein, als hätten sie sie nicht; die weinen, als weinten sie nicht; die sich freuen, als freuten sie sich nicht; die kaufen, als behielten sie es nicht; die von der Welt Gebrauch machen, als täten sie es nicht. Denn die Gestalt dieser Welt ist am Vergehen.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Licht der Welt

07.01.2024

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Mai 1927 überquerte Charles Lindberg zum ersten Mal mit einem Flugzeug den Atlantik. In 33½ Stunden legte er den Weg von New York nach Paris zurück. Am Abend des 21. Mai war ganz Paris in höchster Aufregung, zumal knapp zwei Wochen zuvor zwei französische Flieger den gleichen Versuch gemacht hatten, aber verschollen waren. Als es dunkel war, begannen die Scheinwerfer zu spielen und suchten am Himmel nach dem Abenteurer. Alle zwei Minuten stieg eine Rakete in die Nacht, damit sie Lindberg den Weg zeigen. Das Kunstfeuerwerk von Le Bourget begann zu arbeiten. Der gewaltige Leuchtturm von Mont Valerien setzte ein. Unter dem Jubel der Menschen landete Lindberg wohlbehalten in Paris. Dieses Feuerwerk am Himmel wies dem kühnen Ozeanflieger das Ziel. Auch Gott entzündete über der Wiege seines Sohnes ein Flammenzeichen am Himmel, um den Weisen aus dem Morgenland den Weg zu Jesus zu zeigen. Viele haben gerätselt, wie dieses Licht am Himmel zu erklären sei. Die einen sahen in dem Stern einen Kometen, vielleicht den Halleyschen Kometen. Dieser Himmelskörper ist ein periodischer Komet mit einer Umlaufzeit von rund 76 Jahren. Seine nächste Wiederkehr ist im Jahre 2061. Andere erklärten das Licht, das den Weisen den Weg wies, als eine merkwürdige Stellung von Planeten. Es habe sich um eine Konjunktion von Jupiter und Saturn im Sternbild der Fische im Jahr 7 vor der Zeitwende gehandelt. Eine dritte Gruppe sieht in der Himmelserscheinung eine extrem enge Begegnung des Jupiters mit der Venus am 17. Juni des Jahres 2 vor der Zeitwende. Wieder andere meinen, dass Gott ein künstliches Licht über dem neugeborenen Kind entzündete. Der große Astronom Johannes Kepler sah in der Lichterscheinung einen Wunderstern. Wir werden uns begnügen zu wissen, dass nach dem biblischen Bericht ein Stern die Weisen aus dem Morgenland zu dem Sohn Marias wies. „Wir haben seinen Stern gesehen und sind gekommen, ihn, den neugeborenen Königssohn, anzubeten.“ Die Weisen aus dem Morgenland sind Gottsucher und Gottfinder und als solche für uns und für alle Zeiten Vorbilder.

Gott lässt sich suchen. Aber dieses Suchen ist nicht ohne Schwierigkeiten. Stellen wir uns vor, wie es den Weisen zumute gewesen sein mag, als sie in Jerusalem einzogen. Sie hatten wohl erwartet, die stolze Königstadt in Jubel und Freude zu finden über die Geburt des so lange erwarteten Königssohnes. Doch welche Enttäuschung! Mit abweisender, kalter Miene wurden sie empfangen. Niemand wusste etwas oder wollte auch nur etwas wissen von dem neugeborenen König der Juden. In dem König Herodes fanden sie einen finsternen Tyrannen, der um dieses Kindes willen zahlreiche Kinder umbringen ließ, damit auch ja dieses Kind dabei sei. Zu alledem zeigte sich der Stern nicht mehr, der ihnen den Weg gewiesen hatte. Aber so unheimlich es auch den Weisen im Palast des Herodes zumute war, so ungemütlich sie sich vor den düster blickenden Schriftgelehrten gefühlt haben mögen, so unglücklich sie auch gewesen sein mochten über das Verschwinden des Sternes, sie verloren den Mut nicht. Sie wurden Herr über die dunklen Stunden und zogen weiter, unbeirrt, nach Bethlehem. Und siehe da, der Stern zeigte sich von neuem und wies ihnen den Weg. Darin liegt eine Lehre für uns. Wer nach Bethlehem gehen will, darf sich nicht in Jerusalem irremachen lassen. Wer zu Gott kommen will, darf sich nicht durch Enttäuschungen und Widerwärtigkeiten der Welt Mut und Vertrauen

nehmen lassen. O gebenedeiter Glaube der Weisen aus dem Morgenlande! Wollen auch wir unbeirrt mit den Augen des Glaubens schauen, was die Augen des Leibes nicht fassen, damals Jesus in Menschengestalt und heute Jesus in Brotsgestalt. Wo die Augen des Leibes nichts sehen als Nacht und Rätsel, da sehen wir mit den Augen des Glaubens die Unbegreiflichkeiten göttlicher Fügungen.

Doch schließlich hieß es bei den Weisen aus dem Morgenland: „Als sie Jesus fanden, da empfanden sie eine übergroße Freude.“ Die Gottsucher wurden frohe Gottfinder. Sie schauten in dem bethlehemitischen Kind ihrem Gott ins Auge und wurden dabei selig. Der Mensch will nicht bloß wissen, dass Gott lebt. Er will ihn auch sehen. Ihn sehen, mit eigenen Augen. Was die Menschen heiß ersehnten, seitdem sich das Paradies für immer geschlossen hat, jetzt ist es Wirklichkeit geworden: Gott wird sichtbar. Darum singt die Kirche jubelnd in der Weihnachtsmesse: Wir erkennen Gott in sichtbarer Weise (*deum visibiliter cognoscimus*). Ähnlich heißt es in der Messe von Epiphanie: „Auf! Werde licht, Jerusalem! Die Herrlichkeit des Herrn ging strahlend auf über dir.“ Gott sehen – die große Sehnsucht der Schöpfung. Die Weisen sahen ihn als Kind, die Schriftgelehrten als zwölfjährigen Knaben, die Apostel als Mann, schlafend im Schifflein, weinend am Grab des Lazarus, zitternd im Ölgarten, verklärt kraft der Auferstehung. Gott schauen – dereinst unser ewiges Entzücken im Himmell!

Die Weisen aus dem Morgenland durften Jesus finden. Doch auch wir können ihn finden. Jede heilige Messe ist eine Epiphanie Gottes. Jede katholische Kirche ist ein Bethlehem, ein „Haus des Brotes“. Jesus im Altarsakrament: das Wunderbrot des Glaubens und das Wanderbrot des Lebens! Es ist einzig und allein in der katholischen Kirche zu finden. Die katholische Religion ist der einzige religiöse Verband, in dem Gott wirklich und wahrhaftig gegenwärtig ist. Welches Glück, dieser Religion anzugehören!

Der Tag der Erscheinung des Herrn wurde jahrhundertlang hauptsächlich als Tag der Taufe Christi und als allgemeiner feierlicher Tauftag begangen. Noch heute findet an diesem Tag eine feierliche Wasserweihe statt und der Priester setzt an, die Wohnräume mit geweihtem Wasser zu besprengen. Der heutige Tag mahnt auch an unsere Taufe. „O Tag meiner Taufe, wie bist du mir lieb, da Gott meinen Namen ins Herz sich schrieb, als Jesus mir heimlich zu Häupten stand und erstmals mich führte ins Gnadenland. O lass mich bewahren der Taufe Kleid, darin will ich fahren zur Seligkeit.“

Leider gibt es viele, die Gott nicht suchen und ihn nicht finden wollen. Das sind unglückliche, bedauernswerte Menschen. Wer seinen Glauben verloren hat, ist, auf der übernatürlichen Ebene, wie jemand, auf der natürlichen Ebene, der seinen Verstand verloren hat. Aber jeder Mensch, auch der ungläubige, behält eine ihm vielleicht unbegreifliche Unruhe zu Gott. Seine Seele ruft nach Gott, gleichgültig, ob er den Ruf vernimmt oder ihn überhört. Gott suchen ist der Sinn unseres Lebens. Gott finden ist der Sinn unseres Sterbens. Gott schauen ist unsere ewige Freude. Vor über 2000 Jahren hat ein Stern die Weisen aus dem Morgenland zum Gotteskind geführt. Gott sendet heute keinen Stern mehr, der den Gottsuchern den Weg weist. Aber er hat seine Gläubigen, von denen er sagt: „Ihr seid das Licht der Welt.“ Wir sollen den Gottsuchern Weg zu ihm sein. Uns soll man ansehen, an uns sollen die Menschen erfahren, was es heißt, von dem himmlischen Licht des Gottessohnes erleuchtet zu sein. Es gibt drei Arten von Menschen: Die einen dienen Gott, weil sie ihn gefunden haben. Die anderen suchen ihn, weil sie ihn noch nicht gefunden haben. Die dritten aber leben dahin, ohne ihn zu suchen und ohne ihm zu dienen. Die ersten sind vernünftig und glücklich. Die zweiten vernünftig und unglücklich. Die dritten unvernünftig und unglücklich (Pascal).

Ich bin immer wieder erstaunt, mit welchen kümmerlichen, fadenscheinigen Gründen katholische Christen ihren Gottesdienstbesuch einstellen, der Kirche den Rücken kehren, das Gebet aufgeben. Was machen sie geltend für ihr Verhalten? Dass Priester versagen. Dass Bischöfe führungsschwach sind. Dass der Papst das Regieren nicht gelernt hat. Es gibt Defizite in der Verkündigung und der Lehre. Es gibt Mängel in der Feier des Gottesdienstes und der Sakramente. Alles zugegeben. Aber solange diese Personen ihr Amt als Diener Christi und Ausspender der Geheimnisse Gottes verrichten, haben wir Pflicht und Schuldigkeit, ihrem Angebot, das Evangelium zu hören und die Sakramente zu feiern, zu folgen. Hängt denn der Glaube von den Priestern ab? Entnehmen wir ihn nicht den zweitausend Jahre alten Evangelien? Den exakten Katechismen von Canisius über Bellarmin bis zum Katechismus der katholischen Kirche unserer Tage? Wir sind und bleiben doch in der Kirche, weil wir darin die Wahrheit und Gnade Gottes finden. Es wäre ungerecht und falsch, zu sagen: In der

katholischen Kirche unserer Tage sind Gottes Wahrheit und Gnade nicht mehr zu finden. Diese Kirche bleibt, aller Unzulänglichkeit der Menschen zum Trotz, Gottes Gemeinde und Heilsanstalt. Ihr heiligen Gottsucher und Gottfinder aus dem Heidenland, helft uns, die durch Unglauben aus den Fugen geratene Welt gläubig, glücklich, christlich zu machen.

Amen.